Leo N. Tolstoj. Gesammelte Werke.

I. Lebens-Stufen.

Leo N. Tolstoj's
Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe

von

Raphael Löwenfeld.

Band I: Lebensstufen.

Berlin.
Richard Wilhelmi.
1891.

Lebens-Stufen

(Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre)

von

Leo N. Tolstoj.

Berlin.
Richard Wilhelmi.
1891.

Einführung.

Die Kindheit, das Knabenalter und die Jünglingsjahre sind die Teile eines größeren Ganzen, das nicht völlig in der Gestalt zur Ausführung gekommen ist, wie es der Dichter geplant hat. Leo Tolstoj hatte die große Idee, ein ganzes Menschenleben in der Form der Selbstschilderung in einem Roman zu behandeln; die Dichtung sollte den Titel „Istoria četyrech epoch“ führen, was sich am besten wohl wiedergeben läßt als „die Geschichte der vier Lebensstufen“. Von diesem großen Plan sind indessen nur die Kindheit und das Knabenalter ganz zur Ausführung gekommen, das Mannesalter ist nie geschrieben worden, und die Jünglingsjahre sind insofern Fragment geblieben, als eine zweite Hälfte, die der Verfasser am Schlusse der ersten zugesagt hatte, seinen Verehrern nie geschenkt wurde.

Nikolaj Irteniew ist der Held der Erzählung, nicht etwa der Dichter selber, wenigstens nicht in dem Sinne, als ob die erzählten Thatsachen seinem Lebensgange entsprächen. Denn Tolstoj verlor in ganz jungen Jahren beide Eltern; er kannte sie gar nicht, und da er an einer Stelle seiner

Bekenntnisse im Laufe der Erzählung ein Urteil über sie einflicht, fügt er hinzu: „wie man mir gesagt hat". Nikolaj Irteniew aber hat nicht bloß Eltern, sondern auch noch eine Großmutter, die die Kunst des Dichters alle mit einer Leibhaftigkeit schildert, welche die Täuschung des Selbsterlebten hervorruft.

In einem anderen Sinne aber wird man das, was Nikolaj Irteniew von sich erzählt, mit Fug auf den Dichter beziehen dürfen: im psychologischen. Alle Wandlungen des Geistes und des Gemüts, die Irteniew durchmacht, sind nur die Schilderung dessen, was Leo Tolstoj selbst innerlich erlebt hat, und die „Lebensstufen" sind in gewisser Hinsicht nur die Vorläufer seiner späteren Selbstschilderungen, die er schlechtweg als seine „Beichte" bezeichnet.

Nikolaj Irteniew ist typisch für den jungen Russen aus vornehmem Hause; er ist aber auch zugleich der Typus des Menschen im 19. Jahrhundert.

Die „Lebensstufen", Tolstoj's Erstlingswerk, zeigen schon in überraschender Weise zwei Seiten des dichterischen Talents Leo Tolstoj's, welche die hervorstechendsten in seiner Dichterpersönlichkeit geblieben sind: die Häufung psychologischer Schwierigkeiten und ihre spielende Überwindung durch eine seelenkundige Kunst und eine Kraft der Schilderung, die weder in der russischen, noch in einer anderen Litteratur ihresgleichen hat, und eine rücksichtslose Aufrichtigkeit in der Bloßlegung eigener und allgemeiner Fehler, welche Tolstoj, den Menschen, weit über alle seine schriftstellerischen Nebenbuhler emporhebt.

R. L.

Die Kindheit.

I.

Karl Iwánowitsch, unser Hauslehrer.

Am 12. August 18.., genau am dritten Tage nach meinem Geburtstag, an welchem ich zehn Jahre alt geworden war und so wundervolle Geschenke erhalten hatte, weckte mich Karl Iwanowitsch um sieben Uhr Morgens, indem er mit einer Fliegenklatsche — aus Packpapier und einem Stäbchen — gerade über meinem Kopfe nach einer Fliege schlug. Er that dies so ungeschickt, daß er das Bild meines Heiligen, das an der eichenen Rückenwand des Bettes hing, berührte und die erschlagene Fliege mir gerade auf den Kopf fiel. Ich steckte die Nase unter der Bettdecke hervor, hielt das noch schaukelnde Bild mit der Hand an, schüttelte die todte Fliege unwillig ab und blickte mit zwar verschlafenen, aber ärgerlichen Augen auf Karl Iwanowitsch, welcher in seinem bunten, wattirten Schlafrock, der um die Hüften mit einem Gurte aus gleichem Stoffe zusammengehalten wurde, in der rothen gestrickten Zipfelmütze mit der Troddel und in weichen Ziegenlederstiefeln

fortfuhr, längs den Wänden nach Fliegen zu zielen und zu schlagen.

Freilich bin ich klein, dachte ich, aber warum läßt er mich nicht in Ruhe? Warum schlägt er nicht bei Wolodja's Bett nach Fliegen? Da sind ja so viele! Nun, Wolodja ist älter als ich, und ich bin der Kleinste von Allen: nur deshalb quält er mich. Nur darüber denkt er sein Lebenlang nach, murmelte ich, wie er mich ärgern könne. Er hat wohl gemerkt, daß er mich aufgeweckt und erschreckt hat, aber er thut, als ob er nichts wisse ... der abscheuliche Mensch! Und der Schlafrock und die Mütze und die Trodbel ... wie abscheulich!

Während ich so in Gedanken meinen Groll über Karl Iwanowitsch ausließ, ging er zu seinem Bette, sah nach der Uhr, die in einem mit Glasperlen bestickten Pantoffel über demselben hing, hängte die Fliegenklatsche an den Nagel und wandte sich, augenscheinlich in allerbester Laune, zu uns.

„Auf, Kinder auf! ... 's ist Zeit. Die Mutter ist schon im Saal!" rief er mit seiner biedern deutschen Stimme, kam dann zu mir, setzte sich am Fußende des Bettes nieder und holte seine Tabaksdose aus der Tasche hervor. Ich that, als schliefe ich; Karl Iwanowitsch nahm eine Priese, putzte seine Nase, schnippte mit den Fingern und wendete sich dann erst zu mir. Gemüthlich lächelnd begann er meine Sohlen zu kitzeln. „Nun, nun, Faullenzer", sagte er.

So sehr ich mich auch vor dem Kitzeln fürchtete, sprang ich doch nicht auf und antwortete ihm auch nicht, sondern steckte den Kopf noch tiefer in die Kissen, schlug aus Leibeskräften mit den Beinen um mich und bot Alles auf, um das Lachen zu verbeißen.

„Wie gut er doch ist, und wie er uns lieb hat, und ich konnte so böse von ihm denken!“

Ich war ärgerlich über mich selbst und über Karl Iwanowitsch; bald wollte ich lachen, bald weinen, ich war ganz aufgeregt.

„Ach, lassen Sie, Karl Iwanowitsch!“ rief ich mit Thränen in den Augen, meinen Kopf ein wenig vom Kissen erhebend.

Karl Iwanowitsch erstaunte, hörte auf zu kitzeln und begann mich ängstlich auszufragen: was mir fehle? ob ich etwas Schlimmes geträumt habe? . . . Sein biederes deutsches Gesicht, die Theilnahme, mit der er sich bemühte, die Ursache meiner Thränen zu errathen, machte diese noch reichlicher fließen: mein Gewissen schlug mir, und ich konnte nicht begreifen, wie ich, nur eine Minute früher, Karl Iwanowitsch nicht lieben und seinen Schlafrock, seine Mütze und die Troddel daran abscheulich finden konnte; nun erschien mir im Gegentheil das Alles außerordentlich hübsch, und selbst die Troddel war ein redender Beweis seiner Güte geworden. Ich sagte ihm, ich weinte, weil ich einen bösen Traum gehabt; ich hätte maman im Sarge liegen und zu Grabe tragen gesehen. Das hatte ich mir ausgedacht, weil ich mich gar nicht mehr besinnen konnte, was ich in der letzten Nacht geträumt hatte; als aber Karl Iwanowitsch, von meiner Erzählung gerührt, mich zu trösten und zu beruhigen anfing, war es mir, als hätte ich wirklich diesen schrecklichen Traum gehabt, und meine Thränen flossen nun schon aus anderem Grunde.

Als Karl Iwanowitsch mich dann verlassen hatte und ich, auf dem Bettrand sitzend, die Strümpfe über meine kleinen Beine zog, ließen die Thränen ein wenig nach,

aber die traurigen Gedanken an den eingebildeten Traum verließen mich nicht.

Unser Faktotum Nikolaj trat herein — ein kleines reinliches Männchen, stets ernst, pünktlich, respektvoll und ein großer Freund von Karl Iwanowitsch. Er brachte unsere Kleider und Schuhwerk: für Wolodja Stiefel, aber für mich vorläufig noch die unausstehlichen Schuhe mit Bändern. In seiner Gegenwart hätte ich mich geschämt zu weinen; auch schien die helle Morgensonne heiter durch die Fensterscheiben, und der am Waschtisch stehende Wolodja äffte Maria Iwanowna (der Gouvernante meiner Schwester) nach und lachte dabei so lustig und laut, daß selbst der ernste Nikolaj, welcher mit dem Handtuch auf der Schulter, mit der Seife in der einen und dem Wasserkrug in der andern Hand neben ihm stand, lächelnd sagte:

„Genug, Wladímir Petrowitsch, bitte, waschen Sie sich.“

Ich war wieder ganz heiter geworden.

„Sind Sie bald fertig?“ hörte man Karl Iwanowitsch aus dem Unterrichtszimmer rufen.

Seine Stimme war streng und hatte nicht mehr den Ausdruck der Güte, der mich zu Thränen gerührt hatte. Im Unterrichtszimmer war Karl Iwanowitsch ein ganz anderer Mensch: er war Erzieher. Ich kleidete mich flink an, wusch mich und folgte, noch mit der Bürste in der Hand meine nassen Haare glättend, seinem Rufe.

Karl Iwanowitsch saß, mit der Brille auf der Nase und einem Buche in der Hand, auf seinem gewöhnlichen Platze zwischen Thür und Fenster. Links von der Thür standen zwei Schränkchen: das eine unseres, für die Kinder, das andere für Karl Iwanowitsch, das eigene. In unserem befanden sich Bücher aller Art, Lehrbücher und Nicht-

Lehrbücher — einige standen aufrecht, andere lagen. Nur zwei große Bände: Histoire de voyages in rothen Einbänden, lehnten ehrbar an der Wand; und dann folgten lange, dicke, große und kleine Bücher — Deckel ohne Bücher und Bücher ohne Deckel; Alles wurde dort hingepackt und gestopft, wenn wir vor der Pause die Bibliothek in Ordnung bringen sollten, wie Karl Iwanowitsch dieses Schränkchen hochtrabend zu nennen beliebte. Die Büchersammlung auf dem eigenen war, wenn nicht so groß wie auf dem unsrigen, so doch noch verschiedenartiger. Ich entsinne mich dreier Schriften: einer deutschen Broschüre über die Düngung des Kohlgartens, ohne Einband, eines Bandes der Geschichte des siebenjährigen Krieges — in Pergament mit einer verbrannten Ecke, und eines vollständigen Lehrbuchs der Hydrostatik. Karl Iwanowitsch verbrachte einen großen Theil seiner Zeit mit Lesen. Er verdarb sich sogar seine Augen dabei; aber außer diesen Büchern und der „Nordischen Biene"*) las er nichts.

Unter den Dingen, die sich auf dem Schrank von Karl Iwanowitsch befanden, war eines, das mir ihn ganz besonders ins Gedächtniß zurückruft. Das war eine Pappscheibe auf hölzernem Fuße, in dem sich die Scheibe durch Stifte stellen ließ. Auf die Scheibe hatte er ein Bild geklebt, welches die Karrikaturen irgend einer Dame und eines Haarkünstlers darstellte. Karl Iwanowitsch war sehr geschickt im Kleben; er hatte die Scheibe selbst erfunden und zum Schutze seiner schwachen Augen gegen grelles Licht angefertigt.

Wie heute sehe ich die lange Figur im wattirten

---

*) Eine russische Zeitschrift. A. d. R.

Schlafrock mit rother Trobbelmütze vor mir, unter welcher spärliche graue Haare hervorguckten. Er sitzt neben dem Tische, auf dem die Scheibe mit dem Haarkünstler steht, die seinem Gesichte Schatten giebt; in der einen Hand hält er ein Buch, die andere ruht auf der Lehne des Sessels; neben ihm liegt die Uhr, auf deren Zifferblatt ein Jäger dargestellt ist, das karrirte Taschentuch, die schwarze, runde Tabaksdose, das grüne Brillenfutteral, die Lichtputzscheere auf dem Untersatz. Alles das ist so ehrbar, liegt so accurat auf seinem Platze, daß man aus dieser Ordnung allein schließen kann, daß Karl Iwanowitsch ein reines Gewissen und Seelenfrieden besitzt.

Nachdem ich zur Genüge im Saale unten herumgetollt hatte, stahl ich mich wohl auf den Zehenspitzen nach oben in das Unterrichtszimmer, um Karl Iwanowitsch zu sehen, wie er allein auf seinem Lehnstuhl saß und mit ruhig majestätischer Miene in irgend einem seiner Lieblingsbücher las. Zuweilen traf ich ihn in solchen Augenblicken, wenn er nicht las. Die Brille saß tief auf der großen Adlernase, in den blauen, halbgeschlossenen Augen lag ein so ganz besonderer Ausdruck und um die Lippen spielte ein trauriges Lächeln. Im Zimmer ist Alles still; man hört nur sein gleichmäßiges Athmen und das Ticken der Uhr mit dem Jäger.

Zuweilen, wenn er mich nicht bemerkte, stand ich an der Thür und dachte: Du armer, armer Alter! Wir sind Viele, wir spielen, sind heiter, aber er ist allein, ganz alleinstehend und Niemand liebkost ihn. Er sagt mit Recht, daß er eine Waise ist. Und die Geschichte seines Lebens, wie schrecklich! Ich entsinne mich, wie er dieselbe dem Nikolaj erzählte — schrecklich, in seiner Lage zu sein!

Und so leid thut er Einem, daß man bisweilen zu ihm hingehen und ihn bei der Hand fassen muß und sagen: „Lieber Karl Iwanowitsch!“ Er hatte es gerne, wenn ich so zu ihm sprach; er liebkoste mich dann und war sichtlich gerührt.

An der anderen Wand hingen Landkarten, fast alle waren zerrissen, aber von Karl Iwanowitsch künstlich zusammengeklebt worden. An der dritten Wand, in deren Mitte sich die Thür nach unten befand, hingen an der einen Seite zwei Lineale: das eine, stark mitgenommen, unseres, das andere, neu, das eigene, das mehr zur Anfeuerung als zum Liniiren diente: auf der anderen Seite eine schwarze Tafel auf welcher mit Nullen unsere großen und mit Kreuzen die kleinen Vergehen verzeichnet wurden. Links von der Tafel war die Ecke, in der man uns zur Strafe knieen ließ.

Wie ich mich dieser Ecke erinnere! Ich entsinne mich der Ofenthür und der Luftklappe darin und des Geräusches, das dieselbe beim Umdrehen machte. Bisweilen kniete und kniete ich in der Ecke, daß mir Knie und Rückgrat schmerzten, und dachte mir: „Karl Iwanowitsch hat mich vergessen“; ihm ist es wahrscheinlich sehr behaglich, in dem weichen Lehnstuhle zu sitzen und seine Hydrostatik zu lesen — aber wie ist mir? Und um ein Lebenszeichen von mir zu geben, begann ich leise die Ofenthür zu öffnen und zu schließen, oder Kalk von der Wand abzuklauben; aber wenn plötzlich ein zu großes Stück mit Geräusch zu Boden fiel, so war wahrlich die Angst schlimmer als jede Bestrafung. Ich sah mich dann nach Karl Iwanowitsch um, aber er saß unbekümmert mit dem Buche in der Hand, als ob er nichts bemerkt hätte.

In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit recht schadhaftem Wachstuchüberzug, unter welchem an vielen Stellen die mit Federmessern zerschnittenen Ränder des Tisches hervorsahen. Um den Tisch standen einige unangestrichene, aber durch langen Gebrauch glänzend gewordene Schemel. Die letzte Wand wurde von drei Fenstern eingenommen. Von ihnen hatte man folgende Aussicht: geradeaus unter den Fenstern befand sich der Weg, auf dem jede ausgefahrene Stelle, jedes Steinchen, jedes Geleise mir längst bekannt und lieb waren; jenseits des Weges eine geschorene Lindenallee, durch welche hindurch an einzelnen Stellen ein geflochtener Zaun sichtbar wurde; neben der Allee war eine Wiese, auf der einen Seite derselben befand sich die Tenne und auf der andern ein Wald; fern im Walde sah man das Häuschen des Wächters. Aus dem Fenster rechts erblickte man einen Theil der Terrasse, auf welcher die Großen bis zum Mittagessen zu sitzen pflegten. Zuweilen, während Karl Iwanowitsch das Diktat korrigirte, blickte ich nach jener Seite, sah den kleinen schwarzen Kopf der Mutter, irgend Jemandes Rücken und hörte undeutlich Gespräch und Lachen von dorther. Und es ärgerte mich, daß ich nicht dort sein konnte, und ich dachte, wann werde ich groß sein, aufhören zu lernen und nicht immer über den Sprechübungen, sondern mit denen sitzen, die ich gern habe. Und mein Unbehagen steigerte sich so, daß ich sogar überhörte, wie Karl Iwanowitsch sich über die Fehler ärgerte.

Karl Iwanowitsch legte den Schlafrock ab, zog den blauen Frack mit den an den Schultern gebauschten Aermeln an, machte seine Kravatte vor dem Spiegel zurecht und führte uns hinunter, um die Mutter zu begrüßen.

II.

Maman.

Mama saß im Gastzimmer und goß den Thee ein; mit einer Hand hielt sie mechanisch die kleine Theekanne, mit der anderen den Hahn des Ssamowars, aus welchem das Wasser über den Rand der Theekanne auf den Untersatz floß. Aber obschon sie gespannt hinsah, bemerkte sie das doch nicht, bemerkte auch nicht, daß wir hereinkamen.

Es tauchen so viele Erinnerungen an das Vergangene auf, wenn man versucht, die Züge eines geliebten Wesens in der Vorstellung wachzurufen, daß man sie durch diese Erinnerungen hindurch wie durch einen Schleier von Thränen nur trübe sieht. Man könnte dies Thränen der Vorstellungskraft nennen. Wenn ich mich bemühe, mir meine Mutter vorzustellen, genau so wie sie in jener Zeit war, so sehe ich nur ihre braunen Augen, die stets gleichmäßige Güte und Liebe ausdrückten; ihr kleines Muttermal auf dem Halse, ein wenig unter der Stelle, wo die ganz kleinen Härchen sich kräuseln, den gestickten weißen Kragen, die zarte, hagere Hand, welche mich so oft liebkost hat und die ich so häufig geküßt — doch will es mir nicht gelingen, den Gesammtausdruck festzuhalten.

Links vom Sofa stand ein alter englischer Flügel, an welchem mein schwarzbraunes Schwesterchen Ljubotschka saß und mit ihren rosigen, erst eben mit kaltem Wasser gewaschenen Fingerchen mit bemerkbarer Anstrengung eine Etüde von Clementi spielte.

Sie war elf Jahre alt; sie trug ein kurzes, leinenes Kleidchen und weiße, mit Spitzen besetzte Höschen; die Oktaven konnte sie nur arpeggio nehmen. Neben ihr,

halb zu ihr gewendet, saß Maria Iwanowna in einer großen Haube mit Rosabändern, in blauer Ueberjacke mit gefälteten Schößen und mit rothem, ärgerlichem Gesicht, das einen noch strengeren Ausdruck annahm, als Karl Iwanowitsch hereinkam. Sie maß ihn mit strengem Blicke und fuhr, ohne auf seine Verbeugung zu antworten und mit dem Fuße den Takt schlagend, fort, noch lauter und in noch befehlenderem Tone als vorher zu zählen: „Un, deux, trois, un, deux, trois.“

Karl Iwanowitsch, welcher dieses, seiner Gewohnheit gemäß, nicht im Geringsten beachtete, ging mit einem deutschen Gruße gerade auf die Mutter zu. Sie fuhr aus ihren Gedanken auf, machte eine energische Kopfbewegung, als ob sie dadurch die traurigen Gedanken verscheuchen wolle, reichte Karl Iwanowitsch die Hand und küßte ihn auf seine runzlige Stirn, während er ihre Hand küßte.

„Ich danke, lieber Karl Iwanowitsch“, und indem sie fortfuhr, Deutsch zu sprechen, fragte sie:

„Haben die Kinder gut geschlafen?“

Karl Iwanowitsch war auf dem einen Ohre taub, in Folge des Lärms vom Flügel her konnte er nun gar nichts hören. Er bückte sich tiefer zum Sofa, stützte sich, auf einem Beine stehend, mit einer Hand auf den Tisch und lüftete mit einem Lächeln, das mir damals als der Gipfel des feinen Tons erschien, sein Käppchen und sagte:

„Sie entschuldigen, Natalia Nikolajewna?“

Karl Iwanowitsch nahm, um sein kahles Haupt nicht zu erkälten, sein rothes Käppchen niemals ab, bat aber jedesmal, wenn er ins Gastzimmer trat, deswegen um Entschuldigung.

„Setzen Sie auf, Karl Iwanowitsch . . . ich frage Sie, ob die Kinder gut geschlafen haben? sagte maman, sich zu ihm hinneigend und ziemlich laut.

Aber er hatte wieder nichts gehört, bedeckte seine Glatze mit dem rothen Käppchen und lächelte noch freundlicher.

„Höre einen Augenblick auf, Mimi“, sagte maman zu Maria Iwanowna mit einem Lächeln — „man hört nichts.“

Wenn die Mutter lächelte, so wurde ihr Gesicht, so schön es auch war, unvergleichlich schöner, und Alles, was sie umgab, erschien heiterer.

Wenn ich in schweren Augenblicken des Lebens auch nur vorübergehend dieses Lächeln sehen könnte, so würde ich kaum wissen, was Kummer heißt. Ich glaube, daß im Lächeln allein das liegt, was man die Schönheit des Gesichts nennt; wenn das Lächeln dem Gesicht mehr Liebreiz giebt, so ist das Gesicht schön; wenn es dasselbe nicht verändert, so ist es gewöhnlich; wenn es dasselbe verdirbt, so ist es häßlich.

Nach der Begrüßung mit mir nahm maman meinen Kopf in ihre beiden Hände, beugte ihn zurück, blickte mich aufmerksam an und sagte:

„Du hast heute geweint?

Ich antwortete nicht. Sie küßte mich auf die Augen und fragte deutsch:

„Warum hast Du geweint?“

Wenn sie sich mit uns freundlich unterhielt, sprach sie immer deutsch; sie beherrschte diese Sprache vollkommen.

„Ich habe im Traume geweint, maman“, sagte ich, während mir der ausgedachte Traum mit allen Einzelheiten

wieder einfiel und ich unwillkürlich bei diesem Gedanken zusammenschauerte.

Karl Iwanowitsch bestätigte meine Worte, verschwieg indeß den Traum. Nachdem man noch vom Wetter gesprochen hatte — ein Gespräch, an dem sich auch Mimi betheiligte, legte maman auf den Untersatz sechs Stückchen Zucker für einige bevorzugte Dienstleute, stand auf und ging zum Stickrahmen, der am Fenster stand.

„Nun geht jetzt zu Papa, Kinder, und sagt ihm auch, er soll unbedingt zu mir heraufkommen, ehe er zur Tenne geht.“

Die Musik, das Zählen und die strengen Blicke begannen wieder, und wir gingen zu Papa. Nachdem wir das Zimmer, das noch von Großvaters Zeiten her die Dienerstube hieß, durchschritten hatten, kamen wir in das Arbeitszimmer.

III.

Papa.

Er stand am Schreibtisch und sprach, auf verschiedene Briefumschläge, Papiere und Geldpäckchen hinweisend, lebhaft mit dem Verwalter Jakob Michailow, der, die Hände auf dem Rücken, auf seinem gewöhnlichen Platze zwischen der Thür und dem Barometer stand und mit den Fingern lebhaft nach allen Richtungen gestikulirte.

Je mehr sich Papa ereiferte, desto schneller bewegten sich die Finger, und umgekehrt, wenn Papa schwieg, ruhten auch die Finger; aber wenn Jakob selbst zu sprechen anfing, so kamen die Finger in die heftigste Unruhe und machten verzweifelte Sprünge nach allen Seiten hin. Nach

ihren Bewegungen konnte man, glaub' ich, Jakob's geheime Gedanken errathen; sein Gesicht war stets ruhig — es drückte das Bewußtsein seiner Würde und gleichzeitig seine Unterwürfigkeit aus, d. h. ich habe Recht — indeß, wie es Ew. Gnaden beliebt!

Bei unserem Anblick sagte Papa blos:

„Wartet, sogleich", und mit einer Kopfbewegung deutete er an, daß einer von uns die Thür schließen möge.

„Du lieber Gott! Was ist dir heute, Jakob?" fuhr er, achselzuckend (das war seine Gewohnheit) zum Verwalter gewendet, fort — „Dieser Briefumschlag mit achthundert Rubel . . ."

Jakob zog die Rechenmaschine näher, merkte 800 an und schaute ins Blaue, in der Erwartung, was weiter komme.

„ . . . für Ausgaben in der Wirthschaft, während meiner Abwesenheit. Verstanden? Für die Mühle hast du 1000 Rubel zu erhalten . . . stimmt das oder nicht? „An Kautionsgeldern wirst du von der Regierung 8000 Rubel zurückempfangen; für Heu, von dem man nach deiner Rechnung 7000 Pud verkaufen kann — ich setze das Pud zu 45 Kopeken an — erhältst du 3000, folglich wirst du wie viel Geld haben im Ganzen? 12000 . . . stimmt's?"

„Ganz richtig", sagte Jakob.

Aber aus der schnellen Bewegung der Finger schloß ich, daß er etwas entgegnen wollte; Papa schnitt ihm das Wort ab.

„Nun, von diesen Geldern schickst du 10000 in die Hypotheken-Kasse a conto für Petrowskoje. — Die Gelder, welche sich jetzt in der Gutskasse befinden (Jakob warf die früheren 12000 zusammen und merkte 21000 an), bringst

du mir und schreibst sie unter heutigem Datum als Ausgabe ein. (Jakob kippte die Rechenmaschine um, dadurch wahrscheinlich andeutend, daß nun auch die 21000 dahin seien.) Diesen Geldbrief beförderst du an seine Adresse."

Ich stand nahe am Tische und erkannte die Aufschrift: An Karl Iwanitsch Mauer.

Papa mußte wohl bemerkt haben, daß ich etwas las, was ich nicht zu wissen brauchte; er legte seine Hand auf meine Schulter und bedeutete mir mit einer leichten Bewegung, ein wenig vom Tische fortzugehen. Ich verstand nicht, ob das eine Liebkosung oder eine Rüge sein sollte, jedenfalls aber küßte ich die große nervige Hand, die an meiner Schulter ruhte.

„Sehr wohl", sagte Jakob. „Aber was befehlen Sie mit den Geldern von Chabarowka zu thun?"

Chabarowka war maman's Gut.

„Die sollen hier bleiben und ohne meinen Befehl zu nichts verwendet werden."

Jakob schwieg einige Sekunden, dann drehten sich auf einmal seine Finger mit verstärkter Geschwindigkeit, sein unterwürfig dummes Gesicht, mit dem er die herrschaftlichen Befehle anhörte, nahm den ihm eigenen schelmisch klugen Ausdruck an, und die Rechenmaschine an sich heranziehend, begann er zu sprechen:

„Gestatten Sie, Ihnen zu melden, Peter Alexandrowitsch, was Sie auch belieben mögen, aber das Geld für Petrowskoje kann zum Termin nicht bezahlt werden. „Sie beliebten zu sagen", fuhr er nach einer Pause fort, „daß Geld für die Mühle, für Heu und Kautionsgelder einkommen müsse. (Er rechnete diese Posten aus und merkte sie auf der Maschine an.) Nun fürchte ich, daß

wir uns in unserer Berechnung irren könnten", setzte er nach kurzem Stillschweigen hinzu, indem er Papa bedeutsam ansah.

„Warum?"

„Ja sehen Sie, was die Mühle angeht, so hat mich der Müller schon zweimal um Stundung gebeten und bei Gott und allen Heiligen geschworen, daß er kein Geld habe . . . er ist auch jetzt wieder hier; vielleicht belieben Sie, selbst mit ihm zu sprechen?"

„Was sagt er?" fragte Papa, indem er mit einer unwilligen Kopfbewegung andeutete, daß er nicht mit dem Müller sprechen wolle.

„Die alte Geschichte. Er sagt, er habe nichts zu mahlen gehabt, und daß er all' sein Geld im Damme verbaut habe. Ja, Herr, und wenn wir ihm kündigen, einen Besseren bekommen wir doch nicht — ob sich das lohnt? — Sie beliebten von den Kautionsgeldern zu sprechen; nun habe ich Ihnen, glaube ich, schon gemeldet, daß unser Geld dort festsitzt und wir nicht sobald darauf rechnen dürfen. Ich habe extra eine Fuhre Mehl und einen Brief an Iwan Afanassitsch in die Stadt geschickt wegen dieser Sache; nun und er antwortet wieder dasselbe, daß er sich gerne für Peter Alexandrowitsch bemühen wolle; aber die Sache hinge nicht von ihm ab, und allem Anschein nach würde Ihre Quittung kaum vor zwei Monaten herauszubekommen sein. — Was das Heu angeht, so beliebten Sie zu sagen . . . und angenommen, daß für 3000 verkauft wird . . ."

Er merkte 3000 auf der Rechenmaschine an und nach einigem Stillschweigen blickte er bald auf die Rechenmaschine, bald auf Papa etwa mit dem Ausdruck:

„Sie sehen selbst, wie wenig das ist. Und mit dem Heu werden wir uns wohl wieder verrechnen; soll man überhaupt jetzt verkaufen? Sie wissen ja selbst . . .“

Er hatte augenscheinlich noch großen Vorrath an Erörterungen; wohl aus diesem Grunde, unterbrach ihn Papa.

„Ich ändere meine Anordnungen nicht“, sagte er, „aber wenn sich die Zahlung dieser Gelder wirklich hinziehen sollte, dann ist nichts zu machen. Dann nimmst du von den Geldern von Chabarowka so viel als nöthig ist.“

„Sehr wohl.“

Gesicht und Finger Jakob's zeigten deutlich, daß ihm der letzte Befehl großes Vergnügen bereitete.

Jakob war Leibeigener und ein äußerst eifriger und anhänglicher Mensch; wie alle guten Verwalter war er geizig bis zum Aeußersten für seinen Herrn und hatte über das, was diesem zum Vortheil gereichte, die allersonderlichsten Begriffe. Er war stetig bemüht, das Eigenthum seines Herrn auf Kosten des Eigenthums der Herrin zu vermehren, und suchte zu beweisen, daß es unbedingt nothwendig sei, alle Einnahmen von ihrem Gute auf Petrowskoje (das Gut, auf dem wir lebten) zu verwenden. Jetzt triumphirte er, weil ihm das so gut gelungen war.

Nach der Begrüßung sagte Papa, daß es nun genug sei mit unserem Herumtreiben im Dorfe, daß wir keine kleinen Kinder mehr seien, und daß wir anfangen müßten, ernstlich zu lernen.

„Ihr wißt schon, glaube ich, daß ich heute Abend nach Moskau fahre und euch mit mir nehme“, sagte er. „Ihr werdet bei der Großmutter wohnen, maman bleibt mit dem Mädchen hier. Und merkt euch, daß Eines sie

trösten kann, — wenn sie hört, daß ihr gut lernt und daß man mit euch zufrieden ist.“

Die Vorbereitungen, die seit einigen Tagen getroffen worden waren, hatten uns zwar etwas Ungewöhnliches erwarten lassen, doch wirkte diese Nachricht wahrhaft erschütternd auf uns. Wolodja wurde ganz roth und richtete mit zitternder Stimme den Auftrag der Mutter aus.

„Also das hat mir der Traum vorhergesagt“, dachte ich. „Gott gebe, daß es nicht noch Schlimmeres sei.“

Um Mama that es mir sehr, sehr leid, und gleichzeitig machte mir der Gedanke, daß wir groß geworden, Freude.

„Wenn wir heute fahren, dann wird keine Stunde sein: das ist herrlich!“ dachte ich. — „Uebrigens schade um Karl Iwanowitsch. Man entläßt ihn wahrscheinlich, sonst wäre der Geldbrief für ihn nicht fertig gemacht ... Lieber schon mein Lebenlang lernen und nicht wegfahren, nicht von der Mama fortgehen und den armen Karl Iwanowitsch nicht kränken. Er ist ohnehin sehr unglücklich!“

Solche Gedanken zogen mir durch den Sinn; ich stand auf einem Fleck und schaute unverwandt auf die schwarzen Schleifen meiner Schuhe.

Papa machte zu Karl Iwanowitsch einige Bemerkungen über das Fallen des Barometers, befahl Jakob, die Hunde nicht zu füttern, weil er zum Abschied am Nachmittag auf die Jagd fahren und die jungen Jagdhunde hören wolle, und schickte uns doch in die Unterrichtsstube — allerdings mit dem tröstenden Versprechen, uns auf die Jagd mitzunehmen.

Bevor ich hinauf ging, lief ich nach der Terasse.

Bei der Thür lag in der Sonne hingestreckt Vaters Lieblings-Windspiel — Milka.

„Milotschka“, sagte ich, indem ich es streichelte und auf die Nase küßte, „wir fahren heute fort; lebe wohl! wir werden uns nie wiedersehen.“

Die Gefühle überwältigten mich, und ich brach in Thränen aus.

IV.

Das Unterrichtszimmer.

Karl Iwanowitsch war gar nicht bei Laune. Das ging hervor aus der Art, wie er die Augenbrauen zusammenzog und wie er seinen Rock in die Kommode warf und wie er grimmig seinen Gurt festzog und wie tief er mit dem Fingernagel im Uebungsbuch die Stelle anmerkte, bis zu welcher wir auswendig lernen sollten. Wolodja lernte ganz gut; aber ich war dermaßen aufgeregt, daß ich zu nichts zu brauchen war. Lange schaute ich gedankenlos ins Buch, konnte aber vor Thränen, die sich bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennungsstunde in meinen Augen angesammelt hatten, nicht lesen; als an mich die Reihe kam, Karl Iwanowitsch zu antworten, der mich mit zugekniffenen Augen anhörte (das war ein schlechtes Zeichen) gerade an der Stelle, wo Einer sagt: „Wo kommen Sie her“, und der Andere antwortet: „Ich komme vom Kaffeehause“, konnte ich die Thränen nicht mehr zurückhalten und vor Schluchzen nicht aussprechen: „Haben Sie die Zeitung nicht gelesen?“

Als es zum Reinschreiben kam, machte ich in Folge

der Thränen, die auf das Papier fielen, solche Klexe, als hätte ich mit Wasser auf Löschpapier geschrieben.

Karl Iwanowitsch wurde ärgerlich, stellte mich auf die Knie, wiederholte mehrmals, das sei Eigensinn, Puppenkomödie (das war sein Lieblingswort), drohte mit dem Lineal und verlangte, daß ich um Verzeihung bäte, während ich vor Thränen kein Wort hervorbringen konnte. Endlich ging er, sein Unrecht wahrscheinlich einsehend, in das Zimmer Nikolaj's und schlug die Thür hinter sich zu.

Man hörte im Unterrichtszimmer das Gespräch mit dem alten Faktotum.

„Du hast gehört, Nikolaj, daß die Kinder nach Moskau fahren", sagte Karl Iwanowitsch ins Zimmer tretend.

„Freilich!"

Wahrscheinlich wollte Nikolaj aufstehen, denn Karl Iwanowitsch sagte: „Bleib' sitzen, Nikolaj", und schloß darauf die Thür. Ich kam aus meiner Ecke hervor und ging zur Thür, um zu horchen.

„So viel Gutes man den Leuten auch thut und so anhänglich man auch ist, man kann nie auf Dankbarkeit rechnen, Nikolaj", sagte Karl Iwanowitsch mit Gefühl.

Nikolaj, der am Fenster beim Schuhflicken saß, nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Zwölf Jahre bin ich nun in diesem Hause und kann mit gutem Gewissen sagen, Nikolaj", fuhr Karl Iwanowitsch fort, indem er seine Augen und die Tabaksdose gen Himmel erhob, „daß ich sie mehr liebte und mich mit ihnen mehr beschäftigte, als wenn es meine eigenen Kinder wären. Du entsinnst Dich, Nikolaj, als Wolodja das Fieber hatte; weißt Du noch, wie ich neun Tage kein Auge zuthat und bei seinem Bette saß? Ja, damals war ich der gute, liebe

Karl Iwanowitsch, damals war ich nöthig; aber jetzt", fuhr er mit ironischem Lächeln fort, „jetzt sind die Kinder groß geworden, sie müssen 'was Ordentliches lernen." Gerade als ob sie hier nichts lernten, Nikolaj?"

„Wie, sollen sie noch weiter lernen?" sagte Nikolaj, indem er den Pfriem beiseite legte und mit beiden Händen die Drähte zog.

„Ja, jetzt bin ich überflüssig geworden, und nun muß man mich wegjagen; aber wo sind die Versprechungen? Wo ist die Dankbarkeit? Natalia Nikolajewna achte und liebe ich, Nikolaj", sagte er, indem er die Hand aufs Herz legte; aber, was bedeutet sie? . . . ihr Wille in diesem Hause gilt so viel!", hierbei warf er mit ausdrucksvoller Geberde ein Schnitzel Leder auf den Boden. „Ich weiß, wer dahinter steckt und weshalb ich unnütz geworden bin; weil ich nicht schmeichle und nicht zu Allem Ja sage, wie gewisse Leute. Ich bin gewohnt, immer und vor aller Welt die Wahrheit zu sprechen", sagte er stolz. „Nun, wie dem auch sei. Sie werden durch meinen Weggang nicht reicher, und ich finde, so Gott will, ein Stückchen Brot . . . nicht wahr, Nikolaj?"

Nikolaj hielt mit der Arbeit inne und betrachtete Karl Iwanowitsch, als ob er sich vergewissern wollte, ob derselbe wirklich ein Stückchen Brot finden könnte — aber er sagte nichts.

Lange und viel sprach Karl Iwanowitsch in diesem Sinne, sprach davon, daß man seine Dienste bei einem General, bei dem er früher gewesen war, besser schätzte (es that mir sehr weh, das zu hören), sprach von Sachsen, von seinen Eltern, von seinem Freunde, dem Schneider Schönheit u. s. w. u. s. w.

Ich fühlte ihm seinen Kummer nach, und mir that es weh, daß mein Vater und Karl Iwanowitsch, welche ich beide fast gleich lieb hatte, einander nicht verstanden; ich verfügte mich wieder in meine Ecke, hockte nieder und überlegte, wie man wohl zwischen ihnen ein Einvernehmen herstellen könnte.

In das Unterrichtszimmer zurückgekehrt, hieß mich Karl Iwanowitsch aufstehen und das Diktatheft vornehmen. Als ich bereit war, ließ er sich majestätisch in seinen Lehnstuhl nieder und begann mit einer Stimme, die aus der Unterwelt heraufzutönen schien, Folgendes zu diktiren: „Von al—len Leidenschaf—ten die grau—sam—ste ist .... Haben Sie geschrieben?" Hier hielt er inne, nahm langsam eine Priese und fuhr mit neuer Kraft fort: „Die grausamste ist die Un—dank—bar—keit ... ein großes U." In Erwartung der Fortsetzung schaute ich auf ihn hin, als ich das letzte Wort geschrieben hatte.

„Punktum", sagte er mit kaum bemerklichem Lächeln und winkte uns, ihm die Hefte zu geben.

Mehrere Male las er diesen Satz mit verschiedener Betonung und mit dem Ausdruck höchsten Behagens — drückte derselbe doch sein Herzensgefühl aus. Dann gab er uns eine Aufgabe aus der Geschichte und setzte sich zum Fenster. Sein Gesicht war nicht finster wie früher; aus ihm leuchtete die Befriedigung eines Menschen, der sich für eine ihm angethane Unbill würdig gerächt hat.

Es war dreiviertel auf eins; aber Karl Iwanowitsch schien nicht daran zu denken, uns zu entlassen; er hörte nicht auf, uns neue Aufgaben zu geben. Unbehagen und Hunger nahmen bei mir in gleichem Maße zu, ich folgte mit großer Ungeduld allen Anzeichen, welche die Nähe des

Mittagsessens verkündeten. Da geht eine Magd mit einem Scheuerbast, um die Teller zu waschen, man hört, wie im Eßzimmer mit dem Geschirr hantirt wird, wie der Tisch ausgezogen und die Stühle gestellt werden; dort kommen auch Mimi mit Ljubotschka und Katjenka (Katjenka ist die zwölfjährige Tochter Mimis) aus dem Garten; aber Foka, der Haushofmeister Foka, der immer kommt und zum Essen ruft, ist noch nicht zu sehen. Dann erst kann man die Bücher beiseite werfen und, ohne sich um Karl Iwanowitsch zu kümmern, hinunterlaufen.

Doch da ertönen Schritte auf der Treppe; aber das ist nicht Foka! seinen Gang kenne ich genau, und das Knarren seiner Stiefel unterscheide ich immer. Die Thür ging auf, und in derselben erschien eine mir ganz fremde Gestalt.

V.

Der Tollmann.

(Jurodiwyj.)

Ins Zimmer trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit bleichem, von Pockennarben durchfurchtem länglichen Gesichte, langem grauen Haare und spärlichem röthlichen Barte. Er war von so hohem Wuchse, daß er, um einzutreten, nicht nur den Kopf beugen, sondern seinen ganzen Körper zusammenbiegen mußte. Seine zerfetzte Kleidung sah halb bäuerisch, halb priesterlich aus; in der Hand hielt er einen riesigen Stab, mit welchem er beim Hereinkommen aus Leibeskräften auf den Fußboden aufstieß, dabei zog er die Augenbrauen zusammen, sperrte den Mund weit auf und lachte laut, und auf eine schreckliche und ganz unnatürliche Weise. Er war auf dem einen Auge blind, aber die

weiße Pupille dieses Auges hüpfte unstät hin und her und gab seinem ohnehin unschönen Gesichte einen noch widerlicheren Ausdruck.

„Aha! Hab' ich Dich!" schrie er, auf Wolodja zutrippelnd; er nahm ihn beim Kopfe und begann sorgfältig seinen Scheitel zu betrachten, dann ging er mit völlig ernster Miene von ihm fort und zum Tische hin und begann unter das Wachstuch zu blasen und dasselbe zu bekreuzen. „O — och, Schade! o — och schmerzlich! . . . . die Aermsten . . . . fliegen davon", sagte er dann mit vor Thränen zitternder Stimme, indem er Wolodja mitleidig anblickte und mit dem Aermel die wirklich gefallenen Thränen abwischte.

Seine Stimme klang derb und rauh, seine Bewegungen waren hastig und ungleichmäßig, seine Worte sinnlos und ohne Zusammenhang (er gebrauchte nie Fürwörter), aber die Betonung war so rührend und sein fahles, häßliches Gesicht hatte zuweilen einen so aufrichtig-traurigen Ausdruck, daß man sich, wenn man ihm zuhörte, eines Gefühles von Mitleid, Furcht und Traurigkeit nicht erwehren konnte.

Das war der Tollmann und Pilger Grischa.

Woher kam er, wer waren seine Eltern, was hatte ihn veranlaßt, ein unstetes Wanderleben zu führen, Niemand wußte es. Ich weiß nur, daß er mit seinem fünfzehnten Jahre als „Tollmann" bekannt wurde, der Winter und Sommer barfuß ging und die Klöster besuchte; er schenkte den von ihm Bevorzugten Heiligenbildchen und sprach räthselhafte Worte, die Manche als Weissagungen auffaßten. Ferner weiß ich, daß Niemand ihn jemals anders gekannt hatte, daß er dann und wann zur Großmutter kam und daß Manche sagten, er sei der

unglückliche Sohn reicher Eltern und eine reine Seele, während Andere meinten, er sei einfach ein Bauer und ein Faullenzer.

Endlich erschien der langersehnte und pünktliche Foka, und wir gingen hinunter. Grischa folgte uns nach und stieß dabei mit dem Stocke auf die Stufen der Treppe; er schluchzte und hörte nicht auf, Albernheiten zu reden. Papa und Maman gingen Arm in Arm im Gastzimmer auf und ab und sprachen leise mit einander. Maria Iwanowna saß steif-sittsam auf einem symmetrisch und genau rechtwinklig ans Sofa gerückten Lehnstuhl und gab dem neben ihr sitzenden Mädchen mit strenger, aber gedämpfter Simme Verhaltungsregeln. Sobald Karl Iwanowitsch ins Zimmer trat, blickte sie ihn an, wendete sich jedoch sofort ab, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, der etwa bedeuten sollte: „Ich bemerke Sie nicht, Karl Iwanowitsch.“ Die Mädchen gaben uns durch Blicke zu verstehen, daß sie uns irgend eine sehr wichtige Nachricht recht bald mittheilen wollten; aber vom Platze aufstehen und zu uns laufen, wäre eine Uebertretung von Mimi's Regeln gewesen. Wir mußten erst zu ihr gehen, „bon jour“ Mimi sagen, einen Kratzfuß machen, und dann erst war es erlaubt, ein Gespräch anzufangen.

Was für ein unausstehliches Wesen war diese Mimi! In ihrer Gegenwart durfte man bisweilen über gar nichts sprechen; sie fand Alles unpassend. Noch mehr; sie ließ uns keine Ruhe mit ihrem ewigen: Parlez donc français, und, wie zum Trotze, hätte man dann so gerne in der Muttersprache geplaudert; oder beim Mittagessen — man hat kaum begonnen, so recht mit Lust zu essen, und möchte von Niemandem gestört werden, da kommt sie ganz gewiß mit

ihrem: Mangez donc avec du pain, oder: Comment ce que vous tenez votre fourchette? „Und was hat sie mit uns zu thun! — denkt man. Mag sie doch ihre Mädchen lehren; wir haben ja unseren Karl Iwanowitsch.“ Ich theilte vollständig seinen Haß gegen „gewisse Leute“.

„Bitte Mama, daß man uns mit auf die Jagd nimmt“, flüsterte Katjenka mir zu, mich beim Kittel festhaltend, als die Großen ins Eßzimmer vorangingen.

„Gut; soll geschehen.“

Auch Grischa aß im Eßzimmer, aber an einem besonderen Tischchen; er sah nicht von seinem Teller auf, seufzte dann und wann, machte schreckliche Grimassen und sprach wie zu sich selbst: „Schade . . . Ist davongeflogen . . . zum Himmel wird die Taube fliegen . . . . och, auf dem Grabe der Stein!“ u. s. w.

Maman war schon seit dem Morgen aufgeregt; Grischa's Anwesenheit, seine Aeußerungen und sein Gebahren machten sie sichtbar noch erregter.

„Ach ja, fast hätte ich vergessen, Dich um etwas zu bitten“, sagte sie, Papa den Teller mit Suppe reichend.

„Was denn?“

„Laß, bitte, Deine schrecklichen Hunde einsperren; sie hätten beinahe den armen Grischa zerrissen, als er über den Hof ging. Sie können sich ebenso gut an den Kindern vergreifen.“

Als Grischa hörte, daß von ihm die Rede war, wendete er sich zu uns um, zeigte die zerfetzten Schöße seines Rockes und sagte kauend:

„Wollte, daß todtbissen . . . . Gott gab's nicht zu . . . . Sünde, mit Hunden hetzen! Große Sünde! Schlage nicht,

Großer;*) weshalb schlagen! Gott verzeiht . . . . . Die Zeiten sind nicht danach.“

„Was sagt er da?“ fragte Papa, ihn scharf und streng anblickend. — „Ich verstehe nichts.“

„Aber ich verstehe“, antwortete Maman, „er hat mir erzählt, daß einer der Jäger absichtlich die Hunde auf ihn losgelassen hat, deshalb sagt er auch: „Wollte, daß todtbissen, aber Gott gab's nicht zu . . . . . und er bittet Dich, den Jäger dafür nicht zu strafen.“

„Ah, so meint er's!“ sagte Papa, „wie weiß er, daß ich diesen Jäger bestrafen will? Du weißt, ich bin überhaupt kein Verehrer dieser Herren“, fuhr er auf Französisch fort, „aber dieser hier mißfällt mir besonders und muß wohl . . . .“

„Ach, sage das nicht, mein Freund“, unterbrach ihn Maman wie erschrocken, „wie kannst Du wissen?“

„Ich glaube, ich hatte Gelegenheit, diese Sorte von Leuten kennen zu lernen — es kommen ihrer so viele zu Dir — alle vom selben Schlage. Ewig dieselbe alte Geschichte. . . . . .“

Man merkte, daß Mama hierin ganz anderer Meinung war, aber nicht streiten wollte.

„Reiche mir, bitte, ein Pastetchen“, sagte sie, „sind sie heute gut gerathen?“

„Nein, mich ärgert's“, fuhr Papa fort, der eine Pastete mit den Fingern genommen hatte, sie jedoch so weit abhielt, daß Maman sie nicht erreichen konnte, „nein, mich ärgert's, wenn ich sehe, daß verständige und gebildete Leute sich beschwindeln lassen.“

*) So nannte er alle Männer ohne Ausnahme.

Er schlug dabei mit der Gabel auf den Tisch.

„Ich bat Dich, mir ein Pastetchen zu reichen“, wiederholte sie, den Arm ausstreckend.

„Und es ist ganz recht“, fuhr Papa fort, indem er seine Hand weiter entfernte, „daß solche Leute eingesteckt werden. Sie bringen nur den einen Nutzen, daß sie die ohnehin schwachen Nerven gewisser Menschen noch mehr reizen“, setzte er mit einem Lächeln hinzu, als er bemerkte, daß dieses Gespräch Mama sehr mißfiel, und reichte ihr das Pastetchen.

„Ich antworte Dir darauf nur das Eine: es ist schwer zu glauben, daß ein Mensch, der trotz seiner sechzig Jahre Winter und Sommer barfuß geht und unter den Kleidern Ketten von zwei Pud Gewicht trägt, die er nie ablegt, der es wiederholt ausschlug, ruhig und mit Allem versorgt zu leben — es ist schwer zu glauben, daß ein solcher Mensch das Alles aus bloßer Faulheit thue.“

„Was das Weissagen anbetrifft“, fügte sie mit einem Seufzer hinzu und machte eine kleine Pause: „Je suis payée pour y croire; ich erzählte dir, glaube ich, wie Kirjuscha meinem seligen Papa genau Tag und Stunde seines Endes vorhergesagt hat.“

„Ach, mußtest du mir das anthun!“ sagte Papa lächelnd; er legte dabei die eine Hand an seinen Mund. (Wenn er diese Geberde machte, horchte ich immer mit gespannter Aufmerksamkeit, weil ich etwas Komisches erwartete.) „Warum hast du mich an seine Füße erinnert? Ich habe hingesehen und mit meinem Appetit ist's nun vorbei!“

Das Mittagessen ging zu Ende. Ljubotschka und Katjenka winkten und zwinkerten uns fortwährend zu, rückten

hin und her auf ihren Stühlen und äußerten überhaupt große Unruhe. Das Winken sollte bedeuten: „Warum bittet ihr nicht, daß man uns mit auf die Jagd nimmt?“ Ich stieß Wolodja mit dem Ellbogen an; Wolodja stieß mich, entschloß sich aber endlich und erklärte anfangs mit schüchterner Stimme, nachher jedoch ziemlich fest und laut: „Da wir heute wegfahren sollten, möchten wir gern, daß die Mädchen im Bankwagen mit auf die Jagd fahren.“ Nach kurzer Berathung unter den Großen wurde diese Frage zu unseren Gunsten entschieden, und — was noch angenehmer war — Maman sagte, daß auch sie mit uns fahren wolle.

VI.

Jagd-Vorbereitungen.

Während man die süße Speise reichte, wurde Jakob heraufgerufen und beauftragt, den langen Bankwagen, die Hunde und die Reitpferde zurechtzumachen. Alles das geschah mit der größten Ausführlichkeit, jedes Pferd wurde beim Namen genannt. Wolodja's Pferd hinkte, deshalb befahl Papa, für ihn ein Jagdpferd zu satteln. Das Wort Jagdpferd klang Maman sehr befremdlich, sie meinte, ein Jagdpferd müsse durchaus wild sein und sicherlich durchgehen und Wolodja um's Leben bringen. Trotz Papa's Zureden und der Betheuerungen Wolodja's, welcher keck behauptete, das habe nichts zu bedeuten, und es mache ihm Spaß, wenn das Pferd durchgehe, wiederholte die arme gute Maman einmal über das andere, daß sie sich auf der ganzen Fahrt ängstigen würde.

Das Mittagessen war zu Ende: die Großen gingen

in's Kabinet Kaffe trinken, und wir liefen in den Garten, trampelten auf den mit herbstlichem Laube bedeckten Wegen herum und tollten und plapperten. Wir sprachen darüber, daß Wolodja ein Jagdpferd reiten würde, was für eine Schande es sei, daß Ljubotschka langsamer als Katjenka laufe, daß es interessant wäre, Grischas Ketten zu sehen und dergleichen mehr; doch darüber, daß wir uns trennen sollten, wurde kein Wort gesprochen. Unser Gespräch wurde von dem Rollen des großen Wagens unterbrochen; hinter dem Wagen, auf welchem an jeder Ecke ein Bauernjunge saß, ritten die Jäger mit den Hunden, hinter den Jägern der Kutscher Ignatij auf dem für Wolodja bestimmten Pferde; meinen alten Klepper führte er am Zügel. Zuerst rannten wir Alle auf den Zaun zu, von dem aus alle diese interessanten Dinge zu sehen waren, und dann liefen wir mit Jubel und Gepolter nach oben, um uns anzuziehen, natürlich so jägermäßig wie nur möglich; die Hauptsache dabei war, die Hosen in die Stiefel zu stecken. Schnell, schnell ging es an's Werk, denn wir mußten ja unten auf die Freitreppe laufen, um uns die Hunde und die Pferde anzusehen und mit den Jägern zu plaudern.

Es war ein heißer Tag. Weißliche, wunderlich geformte Wölkchen waren seit dem Morgen am Horizont sichtbar, dann hatte ein leiser Wind sie allmählich näher und näher getrieben, so daß sie dann und wann die Sonne bedeckten. Wie auch die Wolken zogen und sich verdichteten, offenbar war es ihnen nicht vergönnt, sich zum Gewitter zu sammeln und unser letztes Vergnügen zu stören. Gegen Abend begannen sie wieder sich zu zertheilen; einige wurden blasser, zogen sich in die Länge und dem

Horizonte zu, andere, gerade über uns, verwandelten sich in weiße, durchsichtige Schäfchen; nur eine schwarze, große Wetterwolke blieb im Osten stehen. Karl Iwanowitsch wußte immer, welche Richtung jede Wetterwolke nahm; er erklärte, daß diese Wolke nach Masslowka ziehe, daß es nicht regnen, sondern vortreffliches Wetter bleiben werde. Foka hastete trotz seines vorgerückten Alters behende und schnell die Treppe hinunter, schrie: „Vorfahren!“ und stellte sich dann mit gespreizten Beinen zwischen der Unterfahrt und der Thürschwelle da auf, wo der Bankwagen halten mußte, mit Haltung und Miene eines Menschen, den man nicht an seine Pflichten zu erinnern braucht. Die Damen kamen herunter, und nach einigem Hin- und Herreden, auf welcher Seite man sitzen und an wem man sich festhalten sollte (obgleich es mir schien, daß es gar nicht nöthig war, sich zu halten), nahmen sie ihre Sitze ein, öffneten ihre Sonnenschirme und fuhren ab. Beim Abfahren fragte Maman mit etwas zitternder Stimme, indem sie auf das „Jagdpferd“ zeigte:

„Ist das das Pferd für Wladimir Petrowitsch?“

Und als der Kutscher bejahend antwortete, machte sie eine Handbewegung und wandte sich ab. Ich wußte mich vor Ungeduld nicht zu lassen; ich bestieg mein Pferdchen, sah ihm vorschriftsmäßig zwischen den Ohren durch und führte auf dem Hofe verschiedene Evolutionen aus.

„Ueberreiten Sie die Hunde nicht!“ sagte einer der Jäger zu mir.

„Beruhige dich, ich reite nicht zum ersten Male“, antwortete ich stolz.

Wolodja bestieg das „Jagdpferd“ trotz seines festen

Charakters, nicht ohne ein gewisses Beben und fragte wiederholt, indem er das Pferd streichelte:

„Ist es auch sanft?“

Er machte sich sehr gut auf dem Pferde — ganz wie ein Großer. Seine in engen Hosen steckenden Schenkel schlossen so gut am Sattel, daß sie mir Neid erweckten — besonders deshalb, weil ich, so viel ich nach dem Schatten beurtheilen konnte, bei weitem keine so gute Figur machte.

Nun hörte man Papa's Schritte auf der Treppe. Der Hundewärter trieb die Jagdhunde wieder in die Reihen, die Jäger riefen ihre Windhunde heran und begannen aufzusitzen. Der Leibjäger führte Papa das Pferd vor, zugleich stürzten die Hunde von Papa's Koppel, die in malerischen Gruppen bei dem Pferde hingestreckt gelegen hatten, auf ihn zu. Papa auf dem Fuße folgte in heiteren Spüngen Milka mit dem Perlenhalsband und der Marke klirrend. Milka begrüßte stets die Hunde aus dem Zwinger; mit dem einen spielte sie, mit anderen beschnüffelte und beknurrte sie sich, und bei einzelnen suchte sie nach Flöhen.

Papa bestieg das Pferd und wir ritten davon.

VII.

Die Jagd.

Der Piqueur mit dem Beinamen „der Türke“ ritt in der Pelzmütze und mit einem riesigen Horn über der Schulter und dem Jagdmesser im Gürtel auf stahlgrauem, rammsnäsigem Pferde Allen voran. Nach dem düsteren, grimmigen Aeußern dieses Mannes hätte man eher schließen

können, daß er in einen Kampf auf Leben und Tod reite, als auf die Jagd. Bei den Hinterbeinen seines Pferdes drängten sich in buntem, wogendem Knäuel die Jagdhunde. Es dauerte einen, zu sehen, welches Loos demjenigen Unglücklichen wurde, der sich einfallen ließ, zurückzubleiben. Er mußte mit großer Anstrengung seine mitangekoppelten Gefährten zu sich hinüberziehen, und nachdem ihm das gelungen war, schlug ihn einer der nachfolgenden Hundewärter ganz bestimmt mit der Hetzpeitsche, dabei rufend: „Vorwärts! Vorwärts!" Auf freiem Felde angelangt, befahl Papa den Jägern und uns, auf dem Wege zu bleiben; er selbst jedoch nahm seinen Weg durch's Roggenfeld.

Die Ernte war in vollem Gange, das unübersehbare, glänzend gelbe Feld wurde nur von der einen Seite von einem hohen, bläulich schimmernden Walde begrenzt, der mir damals als der allerweiteste, geheimnißvollste Ort erschien; hinter ihm mußte die Welt entweder aufhören oder ein ganz unbewohntes Gebiet beginnen. Das ganze Feld war mit Garbenreihen und Menschen bedeckt. Hinter dem hohen, dichten Roggen sah man hier und da, auf der gemähten Seite, den gebeugten Rücken einer Schnitterin, das Schwingen der Halme, wenn sie dieselben aufnahm, dann im Schatten eine über eine Wiege gebeugte Frau und die auf dem Kornblumen-besäeten Stoppelfeld zerstreuten Garben. Auf der anderen Seite luden die Männer, in Hemdsärmeln auf den Wagen stehend, die Garben auf. Der Aufseher in hohen Stiefeln, mit über die Schultern geworfenem Rocke und das Merkholz in der Hand, hatte Papa von Weitem bemerkt, nahm seinen Filzhut ab, wischte mit einem Handtuch sein rothes Haar

und Bart ab und trieb die Weiber laut rufend zur Arbeit an. Der kleine Fuchs, den Papa ritt, ging in leichtem spielenden Trab, dann und wann den Kopf zur Brust neigend und den Zügel prüfend, wobei er mit seinem dichten Schweife die Bremsen und Fliegen fortfegte, welche sich gierig an ihm festsetzten. Zwei Windhunde setzten, mit sichelförmig nach oben gebogenem Schweife, die Beine hoch aufhebend, mit artigen Sprüngen über die hohen Stoppeln, hinter den Beinen des Pferdes her. Milka lief vorauf und erwartete mit erhobenem Kopfe einen Leckerbissen. Die Stimmen der Leute, das Trampeln der Pferde und das Rollen der Wagen, der heitere Schlag der Wachteln, das Gesumme der Insekten, die in kaum von der Stelle rückenden Schwärmen die Luft erfüllten, der Geruch nach Wermuth, Stroh und Pferdeschweiß, die tausenderlei Farben und Schattirungen, welche die sengende Sonne über das hellgelbe Stoppelfeld, über die blaue Ferne des Waldes und die lichtvioletten Wolken ergoß, die weißen langgezogenen Fäden der Spinnen, welche in der Luft schwebten oder sich über die Stoppeln gebreitet hatten — dies alles sah, hörte und empfand ich.

Am Maßholderwald angelangt, fanden wir den Bankwagen schon dort und über alles Erwarten noch eine einspännige Telega*), in deren Mitte der Küchenmeister saß. Aus dem Heu guckten hervor: ein Ssamowar (Theemaschine), eine Eismaschine und außerdem noch etliche verlockende Bündel und Schachteln. Kein Zweifel: das bedeutete Thee im Freien mit Eis und Früchten. Beim Anblick der Telega brachen wir in lauten Jubel aus;

*) Ein kleiner unbedeckter Wagen ohne Federn.

wir hielten es für einen der größten Genüsse, im Walde auf dem Grase gelagert und überhaupt an einem Orte Thee zu trinken, an dem noch Niemand jemals Thee getrunken hatte.

Der „Türke“ kam an das Gehölz herangeritten, stieg ab und hörte mit großer Aufmerksamkeit die ausführlichen Anordnungen Papa's an, in welcher Richtung man ausrücken und wo man aus dem Gehölze herauskommen sollte (übrigens richtete er sich niemals nach diesen Vorschriften, sondern handelte nach eigenem Gutdünken), koppelte die Hunde los, befestigte gemächlich die Koppeln hinten am Sattel, schwang sich auf's Pferd und verschwand, ab und zu pfeifend, hinter den jungen Birken.

Die losgekoppelten Jagdhunde äußerten zunächst durch Schweifwedeln ihre Freude, schüttelten und reckten sich und liefen dann in leichtem Trabe schnüffelnd und schweifwedelnd nach verschiedenen Seiten.

„Hast du ein Taschentuch? fragte mich Papa.

Ich fuhr in die Tasche und zeigte es ihm.

„Nun, dann binde dir diesen grauen Hund daran.“

„Giran?“ fragte ich mit Kennermiene.

„Ja, und lauf' dem Wege nach. Bei der Lichtung bleibe stehen und paß auf: daß du mir nicht ohne Hasen zurückkommst!“

Ich schlang das Tuch um Giran's zottigen Hals und rannte aus Leibeskräften auf die bezeichnete Stelle zu. Papa lachte und rief mir nach: „Schneller, schneller, sonst kommst du zu spät!“

Giran hielt alle Augenblicke inne, indem er die Ohren spitzte und auf die Zurufe der Jäger horchte.

Meine Kraft reichte nicht aus, ihn von der Stelle fortzuziehen, und ich begann zu rufen: „Huß! Huß!“ Nun stürmte Giran so ungestüm vorwärts, daß ich ihn kaum zu halten vermochte und mehr als einmal purzelte, ehe ich an die bezeichnete Stelle gelangte. Ich wählte bei den Wurzeln einer hohen Eiche einen schattigen und ebenen Platz, legte mich ins Gras, nahm Giran an meine Seite und wartete. Meine Phantasie war, wie es in solchen Fällen immer zu sein pflegt, der Wirklichkeit weit vorausgeeilt; ich bildete mir ein, daß ich schon den dritten Hasen abfinge, gerade als der erste Hund im Walde Laut gab. Die Stimme des Türken erschallte lauter und erregter durch den Wald. Der Jagdhund schrie, und man hörte seine Stimme häufiger und häufiger; zu dieser gesellte sich eine andere tiefe Stimme, darauf eine dritte, vierte . . . Bisweilen schwiegen die Stimmen, bald lösten sie sich in rascher Folge ab oder klangen durcheinander. Die Töne wurden immer stärker und anhaltender und verschmolzen zuletzt in ein helles, jauchzendes Echo. Das Gehölz schallte prächtig wider, und die Meute glühte von Jagdlust.

Ich stand wie angewurzelt auf meinem Platze, die Augen fest auf den Saum des Waldes gerichtet. Die Schweißtropfen rannen mir über das Gesicht, und obschon dieselben besonders am Kinn ein empfindliches Kitzeln verursachten, wischte ich sie nicht ab. Es schien mir, als ob es keinen wichtigeren Augenblick geben könnte. Diese Gespanntheit war zu unnatürlich, um lange andauern zu können. Man hörte die Meute bald an dem Saume des Waldes, bald wieder in weiterer Ferne: es war kein Hase zu sehen. Ich begann Umschau zu halten. Giran war es wie mir ergangen: erst wollte er fortstürmen und

winselte, nachher aber streckte er sich neben mich hin, legte seine Schnauze auf meine Kniee und wurde ruhig.

An den bloßgelegten Wurzeln der Eiche, unter welcher ich saß, auf der grauen trockenen Erde und zwischen den dürren Eichenblättern, Eicheln, dem vertrockneten, bemoosten Reisig, gelbgrünlichem Moos und den spärlich gesäeten, dünnen Grashälmchen wimmelte es von geschäftigen Ameisen. Sie eilten, die eine nach der anderen auf den von ihnen selbst bereiteten glatten Wegen dahin: einige beladen, andere unbeladen. Ich nahm einen Stecken und versperrte ihnen den Weg. Es war hübsch anzusehen, wie einzelne, die Gefahr nicht achtend, unter demselben wegkrochen, wie andere darüber hinwegkletterten; wie einzelne jedoch, besonders die beladenen, alle Fassung verloren und nicht wußten, was sie anfangen sollten; sie blieben stehen, suchten einen Ausweg oder kehrten um, oder strebten dem Stecken entlang meiner Hand zu und beabsichtigten, wie es schien, mir auf den Leib zu rücken. Ein gelbgeflügelter Schmetterling lenkte mich von diesen interessanten Beobachtungen ab; derselbe flatterte gar zu verlockend vor mir umher. Sobald ich mich zu ihm wendete, flog er auf etwa zwei Schritte von mir fort, schwebte über einer fast halbverwelkten weißen Kleeblüthe und setzte sich darauf nieder. Ich weiß nicht, ob er sich in der Sonne wärmte oder den Saft aus dieser Blume saugte — man sah nur, daß ihm dort sehr behaglich war. Er bewegte nur zuweilen seine Flügel, schmiegte sich fester an die Blume, endlich rührte er kein Glied mehr. Ich stützte meinen Kopf in beide Hände und schaute ihm stillvergnügt zu.

Plötzlich heulte Giran auf und riß mit solcher Kraft an dem Tuche, daß ich beinahe umgefallen wäre.

Ich sah mich um. Am Saume des Waldes, den einen Löffel fest angedrückt und den andern in die Höhe gespitzt, sprang ein Hase umher. Das Blut schoß mir zu Kopfe, ich vergaß Alles in diesem Augenblick, stieß einen wilden Schrei aus, ließ den Hund los und stürzte vorwärts. Aber kaum war das geschehen, als mich schon die Reue überkam. Der Hase machte ein Männchen — einen Sprung — und ich sah ihn nicht mehr wieder.

Ich wollte vor Scham in die Erde sinken, als nun auf einmal hinter den Hunden, welche alle laut bellend und der Einen Spur folgend auf der Lichtung herauskamen, hinter dem Gesträuch her der Türke erschien! Er sah meinen Fehler (welcher darin bestand, daß ich nicht abgewartet hatte), maß mich mit verachtendem Blicke und sagte blos: „Eh Herr!“ Aber wie das gesagt wurde! Mir wäre wohler gewesen, wenn er mich wie einen Hasen an den Sattel geknüpft hätte.

Lange stand ich so ganz in Verzweiflung auf derselben Stelle, lockte den Hund nicht zurück und rief nur — mir selbst Schläge auf die Schenkel versetzend — einmal über das andere: „O Gott, was habe ich gethan!“

Ich hörte, wie die Hunde weiter jagten; ich vernahm, wie sie einzeln auf der anderen Seite der Insel wieder anschlugen und den Hasen zur Umkehr zwangen und wie der Türke mit seinem Riesenhorn die Hunde zurückrief — aber rührte mich nicht vom Platze . . .

VIII.

Spiele.

Die Jagd war zu Ende. Die ganze Gesellschaft setzte sich im Kreise auf einen Teppich, den man im Schatten junger Birken ausgebreitet hatte. Gawrilo, der Küchenmeister, drückte das saftige Gras um sich her nieder, wischte die Teller ab und holte die in Blätter eingewickelten Pflaumen und Pfirsiche aus den Schachteln hervor. Durch die grünen Zweige der jungen Birken blickte die Sonne und bildete auf den Mustern des Teppichs, auf meinen Beinen und selbst auf dem kahlen, schweißperlenden Haupte Gawrilo's schwankende Lichtkreise. Der leichte Wind, der meine Haare und mein in Schweiß gebadetes Gesicht berührte, wirkte auf mich sehr erfrischend.

Nachdem man uns mit Eis und Früchten versorgt hatte, gab es für uns auf dem Teppich nichts mehr zu thun, und trotz der heißen sengenden Sonnenstrahlen standen wir auf und gingen spielen.

„Nun, was wollen wir spielen?“ fragte Ljubotschka, des grellen Lichtes wegen mit den Augen blinzelnd, indem sie über den Rasen hüpfte. „Was meint ihr zu Robinson?“

„Nein, das ist langweilig“, sagte Wolodja, der sich träge ins Gras gestreckt hatte und an einem Grashalm kaute; „immer wieder Robinson! Wenn ihr unbedingt wollt, dann laßt uns lieber eine Laube bauen.“

Wolodja wollte sich offenbar wichtig machen; wahrscheinlich war er stolz darauf, daß er auf einem Jagdpferd gekommen war, und stellte sich sehr müde. Vielleicht auch hatte er schon zu viel Verstand und zu wenig Einbildungskraft, um sich am Robinson-Spiel recht zu ergötzen.

Dieses Spiel bestand aus der Darstellung von Scenen aus dem schweizerischen Robinson, den wir kurz zuvor gelesen hatten.

„Nun, bitte . . . warum willst du uns nicht diese Freude machen?“ drangen die Mädchen auf ihn ein. „Du kannst Karl, Ernst oder Vater sein, was du willst“, sagte Katjenka, indem sie versuchte, ihn am Aermel aufzuheben.

„Wirklich, ich mag nicht; es ist langweilig!“ sagte Wolodja, sich dehnend und dabei selbstgefällig lächelnd.

„Dann wären wir besser zu Hause geblieben, wenn Keiner spielen will“, brachte Ljubotschka unter Thränen hervor.

Sie war eine echte Heul-Liese.

„Nun denn, kommt; weine nur nicht, ich kann das nicht ausstehen.“

Wolodja's Herablassung machte uns wenig Vergnügen; sein faules und gelangweiltes Aussehen nahm vielmehr dem Spiele allen Reiz. Als wir auf der Erde saßen, um den Fischfang darzustellen, und aus allen Kräften zu rudern begannen, saß Wolodja mit gekreuzten Armen und in einer Pose da, die der eines Fischers nicht im mindesten ähnlich war. Ich sagte ihm das; doch er erwiderte, daß wir durch unser Armschwenken weder etwas gewinnen noch verlieren und daß wir ja doch nicht vom Flecke kommen. Ich mußte ihm unwillkürlich Recht geben. Als ich mit einem Stocke auf der Schulter auf die Jagd ging und dem Walde zuschritt, legte sich Wolodja auf den Rücken, streckte beide Hände unter seinen Kopf und sagte zu mir, auch er gehe ja zur Jagd. Solche Verstöße und derartige Bemerkungen kühlten unseren Spieleifer sehr ab und

waren höchst unangenehm, umsomehr, als man eigentlich zugeben mußte, daß Wolodja vernünftig handelte.

Ich weiß ja selbst, daß man aus einem Stocke nicht schießen, geschweige denn einen Vogel tödten kann. Es ist eben Spiel. Doch wenn man so will, so kann man auch auf Stühlen nicht reiten; und doch weiß Woiodja noch recht gut, glaube ich, wie wir an langen Winterabenden einen Lehnstuhl mit Tüchern bedeckten und daraus einen Wagen machten; der Eine war Kutscher, der Andere Lakai, die Mädchen in der Mitte, drei Stühle bildeten das Dreigespann (Troika), und dann fuhren wir los. Und wie viele verschiedene Abenteuer passirten auf unserer Fahrt und wie fröhlich und wie schnell vergingen die Winterabende! . . . Nach heute zu urtheilen, ist's mit dem Spiel vorbei.

„Aber wenn das Spiel aufhört, was bleibt dann? . . .“

IX.

Etwas wie eine erste Liebe.

Ljubotschka pflückte im Spiele amerikanische Früchte von einem Baume; dabei riß sie ein Blatt mit einem riesigen Wurme ab, warf dasselbe ganz erschrocken zu Boden, zog die Hände hoch und sprang zurück, als ob sie fürchte, der Wurm könne sie bespritzen. Das Spiel hörte auf; wir bückten uns Alle — die Köpfe dicht beisammen — zur Erde nieder, um das Wunderthier zu sehen.

Ich blickte über die Schulter Katjenkas, welche dem Wurme ein Blatt vorhielt, um ihn so aufzunehmen.

Ich hatte bemerkt, daß viele Mädchen die Gewohnheit haben, die Achsel hin und her zu ziehen, um da-

durch das verschobene, ausgeschnittene Kleid wieder in die richtige Lage zu bringen. Auch weiß ich noch, daß Mimi sich stets über diese Bewegung ärgerte und behauptete: C'est un geste de femme de chambre. Ueber den Wurm gebeugt, machte Katjenka die gleiche Bewegung, und in diesem Augenblick hob der Wind ihr Halstuch von ihrem weißen Hälschen. Bei dieser Bewegung war die kleine Schulter nur zwei Finger breit von meinen Lippen entfernt. Ich sah nun nicht mehr auf den Wurm, ich schaute und schaute und drückte dann einen herzhaften Kuß auf Katjenkas Schulter. Sie wandte sich nicht um, aber ich bemerkte, daß sie über Hals und Ohren erröthete. Wolodja sagte, ohne aufzusehen, verächtlich:

„Was sind das für Zärtlichkeiten!"

Mir traten die Thränen in die Augen.

Ich ließ den Blick nicht von Katjenka. Ich war schon lange an ihr frisches, blond umlocktes Gesichtchen gewöhnt und liebte dasselbe von jeher; aber nun fing ich an, es aufmerksamer zu betrachten, und gewann es noch mehr lieb. Als wir zu den Großen kamen, theilte uns Papa zu unserer großen Freude mit, daß die Abreise, auf Mamas Bitten, bis zum folgenden Tage verschoben sei.

Wir ritten neben dem langen Bankwagen zurück. Wolodja und ich wollten einander im Reiten und an Keckheit überbieten und tummelten unsere Pferdchen um den Wagen herum. Mein Schatten war länger als vorher, mich dünkte deshalb, das ich auf dem Pferde recht stattlich aussähe, aber das Selbstbehagen, das ich empfand, wurde bald durch folgenden Vorfall abgekühlt. Mit dem Wunsche, alle im Wagen Sitzenden für mich einzunehmen, blieb ich ein wenig zurück, trieb dann mit Peitsche und Sporen

mein Pferd an, gab mir eine ungezwungene, anmuthige Haltung und wollte im Sturm an der Seite, wo Katjenka saß, an ihnen vorüberreiten. Ich wußte blos nicht, was besser sei: schweigend vorbeigaloppiren, oder dabei zu schreien? Aber das schändliche Roß hatte kaum die Wagenpferde erreicht, als es trotz aller meiner Anstrengungen so unerwartet stehen blieb, daß ich aus dem Sattel auf den Hals des Pferdes flog und beinahe abgeworfen worden wäre.

X.

Was mein Vater für ein Mann war.

Er gehörte dem vorigen Jahrhundert an und besaß die Eigenschaften, welche die Jugend jener Zeit kennzeichneten: Ritterlichkeit, Unternehmungsgeist, Selbstvertrauen, Liebenswürdigkeit und Vergnügungssucht. Auf die Menschen unseres Jahrhunderts blickte er mit Verachtung, und das war ebenso sehr auf seinen angeborenen Stolz zurückzuführen, als auf den geheimen Verdruß, den er darüber verspürte, daß er in unseren Tagen nicht mehr den Einfluß und die Erfolge haben konnte, welche er zu jener Zeit gehabt hatte. Seine beiden Hauptleidenschaften waren Kartenspiel und das schöne Geschlecht. Er hatte in seinem Leben viele Millionen gewonnen und Beziehungen zu unzähligen Frauen aller Stände gehabt.

Hoher, stattlicher Wuchs, seltsamer, beinahe trippelnder Gang, die Gewohnheit, mit der einen Achsel zucken; stets lächelnde kleine Augen, eine große Adlernase, unregelmäßig, aber gefällig gefügte Lippen — beim Sprechen stieß er ein wenig mit der Zunge an — und eine große, den ganzen Kopf einnehmende Glatze; das war das Aeußere

meines Vaters, so lange ich mich seiner entsinne — mit diesem Aeußern verstand er nicht blos, ein Mann à bonnes fortunes zu sein und auch als solcher zu gelten, sondern einfach Allen zu gefallen — Menschen aus allen Ständen und Kreisen und besonders denen, welchen er gefallen wollte.

Er verstand es, sich im Umgang mit einem Jeden die Oberhand zu sichern. Obschon er nie zu den „höchsten Gesellschaftskreisen" gehört hatte, verkehrte er beständig mit Leuten aus diesen Kreisen und wurde von ihnen geachtet. Er kannte das Maß von Stolz und Selbstvertrauen ganz genau, das ihn, ohne Andere zu verletzen, in der Meinung der Welt höher stellte. Er war originell, doch nicht immer; aber er gebrauchte die Originalität als Mittel, das in manchen Fällen Welt und Reichthum ersetzt. Nichts auf Erden konnte in ihm das Gefühl der Verwunderung erwecken; so glänzend auch die Lage sein mochte, in der er sich befand, er schien für dieselbe geboren zu sein. Er verstand es so gut, die Allen bekannte, dunkle, mit vielem Aerger und bitterem Verdruß gefüllte Seite des Lebens vor Anderen zu verbergen und von sich selbst fernzuhalten, daß man nicht umhin konnte, ihn zu beneiden. Er war Kenner in allen Dingen, welche Bequemlichkeit und Genuß verschafften, und wußte sich ihrer zu bedienen. Seine schwache Seite waren die glänzenden Verbindungen, die er zum Theile der Verwandtschaft meiner Mutter, zum Theile seinen Jugendgefährten verdankte; über Letztere ärgerte er sich im Stillen, weil sie hohen Rang erlangt hatten, während er für immer Garde-Lieutenant außer Dienst blieb. Er verstand es nicht, wie übrigens alle alten Militärs, sich nach der Mode zu kleiden; aber er kleidete sich immer originell

und geschmackvoll. Er trug stets bequeme und leichte Kleidung, schöne Wäsche, große umgeschlagene Manschetten und Kragen . . . Uebrigens stand ihm Alles bei seiner hohen kräftigen Statur, dem kahlen Kopfe und seinen ruhigen, selbstbewußten Bewegungen. Er war gefühlvoll, und sogar empfindsam. Wenn er vorlas und an eine pathetische Stelle kam, fing seine Stimme manchmal an zu zittern, Thränen traten ihm in die Augen, und er legte verdrießlich das Buch weg. Er liebte Musik und sang wohl, sich auf dem Flügel selbst begleitend, Romanzen seines Freundes A . . ., Zigeunerlieder und einige Opern-Motive; die gelehrte Musik indeß mochte er nicht und sagte offen und ohne Rücksicht auf die allgemeine Meinung, daß Beethoven'sche Sonaten ihn einschläferten und langweilten und daß er nichts Besseres kenne, als: „Weck' mich, junges Mädchen nicht", wie es die Ssemjonowa sang, und „Nicht Eine", wie es die Zigeunerin Tanjuscha zu singen pflegte. Er gehörte zu den Naturen, welche zu einer guten That unbedingt ein Publikum haben müssen. Und nur das hielt er für gut, was das Publikum gut nannte. Gott weiß, ob er irgend welche moralische Ueberzeugungen hatte! Der Strom des Lebens riß ihn so mit sich, daß er keine Zeit fand, sich solche zu bilden; auch war er im Leben so glücklich, daß er die Nothwendigkeit dazu nicht einsah. Im vorgerückten Alter bildete sich bei ihm eine feste Ansicht über die Dinge aus und unveränderliche Regeln — aber ausschließlich aus der Praxis geschöpft: die Art des Handelns und die Lebensweise, welche ihm Glück und Vergnügen bereitet hatten, fand er gut und meinte, daß Alle immer so handeln müßten. Er sprach sehr hinreißend, und diese

Fähigkeit, glaube ich, trug zu der Dehnbarkeit seiner Grundsätze bei; er war im Stande, eine und dieselbe Handlung als die allerliebste Schelmerei und als niedrige Gemeinheit zu schildern.

XI.

Was im Arbeitszimmer und im Gastzimmer getrieben wurde.

Es dämmerte schon, als wir nach Hause kamen. Maman setzte sich an den Flügel; wir Kinder brachten Papier, Bleistifte und Farben herbei und setzten uns um den runden Tisch, um zu zeichnen. Ich hatte zwar nur blaue Farbe, versuchte aber doch, die Jagd zu zeichnen. Einen blauen Knaben auf blauem Pferde, sowie blaue Hunde hatte ich in kurzer Zeit hingemalt, doch war ich mir nicht recht klar, ob man auch einen blauen Hasen malen könne, und lief zu Papa ins Arbeitszimmer, um ihn um Rath zu fragen. Papa las gerade und antwortete, ohne aufzusehen, auf meine Frage: ob es blaue Hasen gebe: „Ja wohl, Schatz, ja wohl!" Zum Tische zurückgekehrt, zeichnete ich einen blauen Hasen — fand es aber dann nöthig, den blauen Hasen in einen Strauch umzugestalten. Doch auch der Strauch gefiel mir nicht; ich machte einen Baum aus ihm, aus dem Baume wurde ein Heuschober — aus dem Heuschober eine Wolke und endlich bekleckste ich das ganze Papier so mit blauer Farbe, daß ich es ärgerlich zerriß und mich in einen großen Lehnstuhl setzte, um ein wenig zu schlummern.

Maman spielte das zweite Konzert von Field, ihrem Lehrer. Ich lag im Halbschlummer und meine Phantasie

durchzogen freundliche, lichte, heitere Erinnerungen. Sie spielte die Sonate pathétique von Beethoven und mir schwebte etwas Trübes, Schweres und Trauriges vor. Maman spielte diese beiden Stücke häufig, deshalb entsinne ich mich so deutlich der Gefühle, welche dieselben in mir wachriefen. Diese Gefühle schienen Erinnerungen an Vergangenes zu sein — aber an was? Es war, als erinnere man sich an etwas, was doch nie geschehen war.

Mir gegenüber befand sich die Thür zum Arbeitszimmer und ich sah, wie Jakob und noch einige andere bärtige Leute in Kaftanen dort eintraten. Die Thür wurde hinter ihnen zugemacht. „Nun, jetzt fangen die Geschäfte an“, dachte ich. Ich glaubte, nichts in der Welt könne so wichtig sein, als die Geschäfte, welche im Arbeitszimmer verhandelt wurden; in diesem Gedanken bestärkte mich noch der Umstand, daß fast Alle, wenn sie in die Nähe dieses Zimmers kamen, flüsterten und auf den Zehenspitzen gingen; von dort her hörte man auch Papa's laute Stimme, und durch die Thürspalte drang Cigarrenduft, der auf mich von jeher einen besonderen Reiz ausübte. Auf einmal vernahm ich in meinem Halbschlummer in der Bedientenstube ein mir sehr bekanntes Stiefelknarren; es war Karl Iwanowitsch, der auf den Zehenspitzen, aber mit betrübter und entschlossener Miene und mit Papieren in der Hand auf die Thür zuschritt. Er klopfte leise an und ging hinein, dann wurde die Thür wieder zugeschlagen.

„Wenn nur nicht noch ein Unglück geschieht“, dachte ich. „Karl Iwanowitsch ist aufgebracht, er ist zu Allem fähig . . .“

Ich schlummerte wieder ein.

Es geschah aber kein Unglück; eine Stunde darauf

weckte mich dasselbe Stiefelknarren. Karl Iwanowitsch trat, sich mit dem Taschentuch die Thränen von den Wangen trocknend, aus der Thür und ging, etwas in den Bart murmelnd, nach oben. Auch Papa kam heraus und zu uns.

„Weißt du, was ich eben beschlossen habe?“ sagte er heiter, indem er Maman die Hand auf die Schulter legte.

„Was denn, mein Lieber?“

„Ich nehme Karl Iwanowitsch mit den Kindern nach Moskau. Im Wagen ist Platz. Sie sind an ihn gewöhnt, und er ist förmlich mit ihnen verwachsen, und siebenhundert Rubel jährlich spielen keine Rolle, et puis au fond c'est un très-bon diable.“

Ich konnte gar nicht ergründen, warum Papa Karl Iwanowitsch schimpfte!

„Ich freue mich sehr“ sagte Maman, „für die Kinder wie auch für ihn; er ist ein prächtiger Alter.“

„Du solltest nur gesehen haben, wie gerührt er war, als ich ihm sagte, er möge die 500 Rubel als Geschenk behalten . . . aber am allerlustigsten ist — die Rechnung, die er mir brachte. Es lohnt sich, sie durchzulesen“, sagte er lachend, indem er die von Karl Iwanowitsch geschriebene Rechnung überreichte. „Köstlich!“

„Hier der Inhalt dieser Rechnung:

Zwei Angeln für die Kinder . . .	— Rbl.	70 Kop.
Buntes Papier, Goldborte, Kleister, Holzmodell für den Kasten als Geschenke	6 „	55 „
Ein Buch, eine Armbrust, Geschenke für die Kinder	8 „	16 „
Beinkleid für Nikolaj	4 „	— „

Die von Peter Alexandrowitsch im Jahre 18 . . versprochene goldene Uhr (aus Moskau) 140 „ — „

folglich hat Karl Mauer außer dem Gehalt in Summa zu empfangen . . 159 Rbl. 79 Kop.

Beim Durchlesen dieser Rechnung, in welcher Karl Iwanowitsch alles für Geschenke verausgabte Geld und sogar Zahlung für ein versprochenes Geschenk beansprucht, denkt gewiß Jeder, Karl Iwanowitsch sei ein gefühlloser, eingefleischter Egoist — aber er irrt sich.

Als er mit den Papieren in der Hand und mit der vorbereiteten Rede im Kopfe ins Arbeitszimmer ging, hatte er vor, Papa in schön gesetzten Worten alle Ungerechtigkeiten auseinanderzusetzen, welche er in unserem Hause erduldet hatte; aber als er nun mit der rührenden Stimme und mit den gefühlvollen Betonungen, mit denen er uns zu diktiren pflegte, zu sprechen begann, wirkte seine Beredsamkeit am stärksten auf ihn selbst, so daß er, bei der Stelle angelangt, wo er sagte: „so traurig es auch für mich sein wird, mich von den Kindern zu trennen", ganz den Faden verlor; seine Stimme zitterte und er war genöthigt, sein gewürfeltes Taschentuch hervorzuziehen.

„Ja, Peter Alexandrowitsch," sagte er unter Thränen (diese Stelle kam in der vorbereiteten Rede gar nicht vor), „ich bin so an die Kinder gewöhnt, daß ich nicht weiß, was ich ohne sie anfangen soll. Ich werde Ihnen lieber ohne Gehalt dienen," setzte er hinzu, indem er mit der einen Hand die Thränen trocknete und mit der andern die Rechnung überreichte.

Daß Karl Iwanowitsch in diesem Augenblicke auf-

richtig sprach, dafür kann ich bürgen, denn ich kenne sein gutes Herz; aber wie er die Rechnung mit seinen Worten in Einklang bringen konnte — das bleibt mir dunkel.

„Wenn es Ihnen schwer wird, so thäte es mir noch mehr leid, mich von Ihnen zu trennen", sagte Papa, ihm auf die Schulter klopfend — „ich habe mich jetzt anders besonnen."

Eine kleine Weile vor dem Abendessen trat Grischa in's Zimmer. Seit er in unser Haus eingetreten war, hatte er nicht aufgehört zu seufzen und zu weinen, was nach der Meinung derer, welche an seine Weissagungsgabe glaubten, irgend ein Unglück für unser Haus zu bedeuten hatte. Er nahm Abschied und sagte, daß er morgen weitergehen werde. Ich blinzelte Wolodja zu und ging hinaus.

„Was?"

„Wenn ihr Grischa's Ketten sehen wollt, dann kommt gleich nach oben — Grischa schläft im zweiten Zimmer — in dem dunklen Verschlage können wir bequem sitzen und Alles sehen."

„Ausgezeichnet! Warte hier, ich rufe die Mädchen."

Die Mädchen kamen herausgelaufen und wir gingen hinauf. Nicht ohne einiges Hin- und Herreden einigten wir uns darüber, wer in den dunklen Verschlag vorangehen sollte; wir setzten uns nieder und warteten.

XII.

Grischa.

Uns Allen gruselte es in der Dunkelheit; wir drängten uns aneinander und sagten kein Wort. Gleich nach uns

trat Grischa mit langsamen Schritten ein. In der einen Hand trug er seinen Stab, in der anderen ein Talglicht in einem Messingleuchter. Wir hielten den Athem an.

Herr Jesus Christus! Heilige Mutter Gottes! Vater, Sohn und heiliger Geist . . ." stieß er wiederholt ächzend hervor, und zwar mit verschiedenen Betonungen und Abkürzungen, die nur denen eigen sind, welche diese Worte häufig wiederholen.

Nachdem er mit einem Gebete seinen Stab in eine Ecke gestellt und das Bett genau besehen hatte, fing er an, sich zu entkleiden. Er begann damit, seinen alten schwarzen Gurt loszuwickeln, dann zog er seinen zerfetzten, langen Nankinrock aus, legte denselben sorgfältig zusammen und hing ihn über eine Stuhllehne.

Sein Gesicht sah jetzt nicht wie gewöhnlich unstät und blöde aus, sein Wesen hatte im Gegentheil etwas Ruhiges, Ueberlegtes und sogar Hoheitsvolles. Seine Bewegungen waren langsam und bedächtig.

Als er die Oberkleider abgelegt hatte, ließ er sich langsam auf das Bett nieder, bekreuzte dasselbe von allen Seiten und rückte mit sichtbarer Anstrengung — denn er verzog das Gesicht dabei — die Ketten unter seinem Hemde zurecht. So saß er ein Weilchen und besah sorgfältig seine an einzelnen Stellen zerrissene Wäsche, dann stand er auf, hob das Licht mit einem Gebete bis zur Höhe des Heiligenschreines, in welchem mehrere Heiligenbilder standen, bekreuzte sich vor ihnen und drehte das Licht um. Es verlosch knisternd.

Durch die Fenster schien hell der Vollmond und warf seine bleichen Strahlen auf die lange, weiße Gestalt des Tollmanns, deren Schatten über den Fußboden und die

Wand bis zur Decke reichte. Draußen schlug der Wächter an die Kupferplatte.

Grischa kreuzte seine langen Arme über der Brust, senkte den Kopf und stellte sich, ohne Aufhören schwer seufzend, vor die Heiligenbilder: dann ließ er sich mühsam auf die Knie nieder und begann zu beten.

Erst sprach er leise bekannte Gebete, dabei nur einige Worte betonend, dann wiederholte er dieselben, jedoch lauter und mit größerer Erregung. Darauf begann er seine eigenen Gebete herzusagen und versuchte dabei mit bemerkbarer Anstrengung, sich der Kirchensprache zu bedienen. Seine Worte waren ohne Zusammenhang, aber rührend. Er betete für alle seine Wohlthäter (so nannte er diejenigen, welche ihn aufnahmen), darunter auch für Mama, für uns, betete dann für sich, bat, Gott möge ihm seine schweren Sünden vergeben, wiederholte mehrmals „Gott vergieb meinen Feinden!“ und erhob sich schwer ächzend und dieselben Worte immer und immer wiederholend.

Nun warf er sich mit der Stirn auf den Boden und erhob sich trotz der Last der Ketten wieder, die, wenn sie den Boden berührten, ein hartes Klirren vernehmen ließen.

Wolodja kniff mich sehr stark in’s Bein, aber ich schaute mich nicht einmal um; ich rieb nur die Stelle mit der Hand und ließ nicht ab, allen Bewegungen und Worten Grischa’s mit kindlichem Staunen, Mitleid und Andacht zu folgen.

Ich hatte gedacht, es würde im Verschlage einen Hauptspaß geben; aber statt dessen verspürte ich Beben und Herzklemmen.

Noch lange dauerte bei Grischa dieser Zustand reli-

giöser Verzückung; er betete ohne Aufhören und aus dem Stegreif. Jetzt wiederholte er mehrmals: „Gott erbarme dich“, aber jedesmal mit neuer Kraft und Betonung; dann sagte er: „Vergib mir, Herr, lehre mich beten .... lehre mich, was ich thun soll, mein Gott!“ mit einem solchen Ausdruck der Ueberzeugung, als erwarte er sofort die Antwort auf seine Worte; nun hörte man blos klagendes Schluchzen. ... Er richtete sich auf den Knien auf, kreuzte die Arme auf der Brust und verstummte.

Ich steckte meinen Kopf behutsam durch die Thür und hielt den Athem an. Grischa rührte sich nicht; aus seiner Brust entrangen sich schwere Seufzer; in der trüben Pupille seines blinden, vom Monde beschienenen Auges stand eine Thräne.

„Dein Wille geschehe!“ schrie er plötzlich mit unnachahmlichem Ausdruck, fiel mit der Stirn auf den Boden und schluchzte wie ein Kind.

Viel Wasser ist seit der Zeit vom Berge geflossen, viele Erinnerungen an Vergangenes haben ihre Bedeutung für mich verloren und sind undeutliche Schattengebilde geworden, auch der Pilger Grischa hat längst seine letzte Pilgerreise beendet; aber der Eindruck, den er auf mich gemacht, und die Gefühle, die er in mir wachgerufen hat, werden nie aus meinem Gedächtnisse schwinden.

O, du großer Christ Grischa! Dein Glaube war so stark, daß du die Nähe Gottes empfandest; deine Liebe so groß, daß die Worte von selbst deinen Lippen entströmten — du hast sie nicht mit dem Verstande abgewogen ... Und welch hohes Lob warst du für seine Größe, als du dich, keiner Worte fähig, in Thränen zur Erde warfest! ...

Das Gefühl der Rührung, mit welchem ich Grischa zuhörte, konnte nicht lange andauern; erstens, weil meine Neugier befriedigt war, und zweitens, weil mir beim Sitzen die Beine eingeschlafen waren und ich mich an dem im dunklen Verschlage vernehmlichen Flüstern und Balgen betheiligen wollte. Jemand faßte meine Hand und flüsterte: Wessen Hand ist das? In dem Verschlage war es ganz finster; aber an der Berührung allein und an der Stimme, welche mir direkt ins Ohr flüsterte, erkannte ich Katjenka sofort.

Ganz unwillkürlich ergriff ich den nackten Arm am Ellbogen und drückte meine Lippen darauf. Katjenka, darüber sicherlich verwundert, zog den Arm fort und stieß dabei einen in dem Verschlage stehenden zerbrochenen Stuhl um. Grischa erhob den Kopf, sah langsam um sich und begann, Gebete hersagend, alle Ecken zu bekreuzen. Wir liefen polternd und mit Getuschel aus dem Verschlage.

XIII.

Natalia Ssawischna.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lief ein etwas krummbeiniges, aber fröhliches, pausbäckiges Mädchen — Nataschka geheißen — in dunklem, hohem Kleidchen im Dorfe Chabarowka umher. Die Verdienste und die Bitten seines Vaters, des Klarinettisten Ssawwa, veranlaßten meinen Großvater, dasselbe nach „oben", d. h. unter die weibliche Dienerschaft meiner Großmutter aufzunehmen. Das Stubenmädchen Nataschka zeichnete sich durch Sanftmuth und Pflichteifer aus. Als Mama geboren wurde und eine Wärterin nöthig war, fielen diese Pflichten

Nataschka zu. Auch auf diesem neuen Felde erwarb sie Lob und Belohnungen für ihre Thätigkeit, ihre Treue und Ergebenheit. Aber der gepuderte Kopf und die Schnallenstrümpfe des jungen, gewandten Dieners Foka, mit dem sie im Dienste häufig zusammenkam, nahmen ihr zwar rauhes, aber liebendes Herz gefangen. Sie entschloß sich sogar, selbst zu meinem Großvater zu gehen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, den Foka zu heirathen. Mein Großvater faßte ihre Bitte als Undankbarkeit auf, gerieth in Zorn und schickte Natalia zur Strafe auf den Viehhof ins Steppendorf. Nach sechs Monaten wurde sie indeß — weil Niemand sie ersetzen konnte — zurückberufen in ihr früheres Amt. Aus der Verbannung zurückgekehrt, erschien sie vor meinem Großvater, fiel ihm zu Füßen und bat, er möge ihr seine Güte und Freundlichkeit wieder zuwenden und die begangene Thorheit vergessen, welche, wie sie hoch und theuer versicherte, nie wieder vorkommen würde. Und sie hielt wirklich Wort.

Von der Zeit an wurde Nataschka — Natalia Ssawischna und trug ein Häubchen; den ganzen Vorrath von Liebe, der in ihr war, übertrug sie auf „ihr Fräulein".

Als sie bei meiner Mutter durch eine Gouvernante ersetzt wurde, empfing sie die Schlüssel der Vorrathskammer, und man übergab ihr die Wäsche und überhaupt alle Vorräthe. Allen diesen Pflichten kam sie mit dem gleichen Eifer und derselben Hingabe nach. Sie ging ganz in der Sorge für das Beste der Herrschaft auf, sah überall Vergeudung, Mißbrauch und Unterschleif, und mühte sich nach Kräften, dagegen zu wirken.

Als Maman heirathete, rief sie Natalia Ssawischna — um sie auf irgend eine Weise für fünfundzwanzig-

jährige Dienste und Treue zu belohnen — zu sich und händigte ihr, nachdem sie ihr mit den schmeichelhaftesten Worten ihre herzlichste Dankbarkeit und Liebe ausgedrückt hatte, einen Stempelbogen ein, der Natalia die Freiheit gab, und sagte, sie würde, ob sie bei ihr weiter dienen wolle oder nicht, immer dreihundert Rubel jährliche Pension erhalten. Natalia Ssawischna hörte das Alles schweigend an, nahm dann das Papier in die Hand, murmelte zornig etwas zwischen den Zähnen und rannte aus dem Zimmer, die Thür hinter sich ins Schloß werfend. Maman, die den Grund dieses sonderbaren Betragens nicht verstand, begab sich eine kleine Weile nachher in das Zimmer Natalia Ssawischnas. Sie saß mit verweinten Augen auf ihrem Koffer, ihr Schnupftuch zwischen den Fingern drehend, und blickte unverwandt auf die am Boden verstreuten Fetzen des zerrissenen Freischeins.

„Was ist mit Ihnen, meine liebe, gute Natalia Ssawischna?“ fragte Maman, ihre Hand ergreifend.

„Nichts mein Herz“, antwortete sie. „Ich bin Ihnen wohl zuwider, daß Sie mich aus dem Hause jagen . . . schön, ich gehe schon.“

Sie rang ihre Hand los und wollte, mit Mühe das Weinen verhaltend, aus dem Zimmer gehen. Maman hielt sie zurück, umarmte sie, und beide brachen in Thränen aus.

So lange ich mich meiner selbst entsinne, so lange erinnere ich mich auch Natalia Ssawischna's, ihrer Liebe und Herzlichkeit; aber erst jetzt verstehe ich sie zu würdigen — damals ist es mir nie in den Sinn gekommen, was für ein seltenes, wunderbares Geschöpf diese Alte war. Nicht nur, daß sie niemals von sich sprach, sie schien auch nie an sich selbst zu denken: ihr ganzes Leben war Liebe und

Selbstaufopferung. Ich war so an ihre uneigennützige, zärtliche Liebe zu uns gewöhnt, daß ich gar nicht daran dachte, daß es anders sein könnte; ich fühlte nicht die geringste Dankbarkeit gegen sie, und Fragen, wie die: ob sie wohl glücklich sei, ob zufrieden? kamen mir nie in den Sinn.

Zuweilen lief ich unter dem Vorwand eines dringenden Bedürfnisses aus der Stunde weg in ihr Zimmer, setzte mich hin, hing meinen Gedanken nach und äußerte dieselben laut, ohne daß ihre Gegenwart mich im mindesten störte. Sie war stets beschäftigt, sie strickte Strümpfe oder kramte in den Koffern, die ihr ganzes Zimmer füllten, oder sie schrieb die Wäsche auf, und auf mein Geschwätz, wie z. B.: „Wenn ich General sein werde, heirathe ich eine wunderschöne Frau, kaufe mir ein schönes Pferd, baue ein gläsernes Haus und lasse die Verwandten von Karl Iwanowitsch aus Sachsen kommen“ u. s. w., hatte sie immer ein freundliches „Ja, mein Liebling, ja wohl“. Gewöhnlich öffnete sie, wenn ich aufstand und fortgehen wollte, den blauen Koffer, dessen Deckel auf der Innenseite mit dem bunten Bilde eines Husaren, einer Pomadenbüchse und mit einer Zeichnung von Wolodja beklebt war, nahm daraus ein Stückchen Räucherholz, zündete es an und sagte, indem sie damit fächelte:

„Das ist noch Weihrauch. Als Ihr verstorbener Großvater — Gott hab' ihn selig — gegen die Türken zog, hat er das mitgebracht, und das ist schon das letzte Stück“, fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

In den Koffern, mit denen ihr Zimmer angefüllt war, war schlechterdings Alles zu finden. Was man auch im Hause brauchte, es hieß immer: „fragt nur Natalia Ssawischna“, und wirklich, nach einigem Wühlen fand sie

den verlangten Gegenstand und pflegte zu sagen: „Es war doch gut, daß ich's aufhob.“ In diesen Koffern waren tausenderlei Dinge, um die kein Mensch außer ihr im Hause wußte, noch sich kümmerte.

Einmal habe ich mich über sie geärgert. Das ging so zu. Während des Mittagessens fiel mir beim Eingießen die Karaffe mit Kwaß um, und das Tischtuch wurde begossen.

Ruft mir doch Natalia Ssawischna, damit sie sich über ihren Liebling freuen kann, sagte Maman.

Natalia kam, sah die Ueberschwemmung, die ich angerichtet hatte und schüttelte den Kopf; darauf sagte ihr Maman etwas in's Ohr, und sie ging, mir mit dem Finger drohend, hinaus.

In fröhlichster Stimmung hüpfte ich nach dem Essen auf den Saal zu, als auf einmal hinter der Thür her Natalia Ssawischna mit dem Tischtuch in der Hand hervorsprang, mich einholte, trotz meiner heftigen Abwehr begann, mir mit dem Nassen das Gesicht zu reiben, und sagte: „Beschmutz' das Tischtuch nicht, beschmutz' das Tischtuch nicht.“ Mich verletzte das so, daß ich vor Zorn in heftige Thränen ausbrach.

„Wie“, sagte ich zu mir selbst, im Saale auf und ab gehend und vor Thränen fast erstickend, „Natalia Ssawischna, nein Natalia nennt mich du und schlägt mich noch dazu mit dem nassen Tischtuch wie einen Bauernjungen? Nein, das ist fürchterlich!“

Als Natalia Ssawischna sah, daß ich so heftig schluchzte, lief sie davon, und ich überlegte, immer noch auf und ab schreitend, wie ich der frechen Natalia die mir angethane Schmach heimzahlen könne.

Nach einigen Minuten kam Natalia Ssawischna zurück

und schüchtern auf mich zu und begann mir Trost zuzusprechen.

„Nun hören Sie doch auf, mein Lieber, weinen Sie nicht, verzeihen Sie mir Thörin . . . ich war schuld — nun verzeihen Sie schon, mein Liebling . . . hier ist etwas für Sie.“

Sie zog unter der Schürze eine Düte aus rothem Papier hervor, in welcher sich zwei Bonbons und eine Feige befanden, und reichte sie mir mit zitternder Hand. Mir fehlte die Kraft, der guten Alten ins Auge zu sehen; ich nahm mit abgewendetem Gesichte das Geschenk in Empfang, und meine Thränen flossen noch reichlicher, doch waren das nicht mehr Thränen des Zornes, sondern der Liebe und der Scham.

XIV.

Die Trennung.

Einen Tag nach den geschilderten Ereignissen standen um zwölf Uhr die große Kalesche und die Britschke vor der Anfahrt. Nikolaj hatte sich reisemäßig angezogen, das heißt, er hatte die Hosen in die Stiefel gesteckt und seinen alten Rock mit einem Gurt besonders fest geschnürt. Er stand in der Britschke und legte Mäntel und Kissen für die Sitze zurecht; wenn es ihm zu hoch erschien, setzte er sich auf die Kissen und drückte sie auf- und niederspringend tiefer.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Nikolaj Dmitritsch, können Sie nicht die Schkatulle des Herrn zu sich legen, sagte der athemlose Kammerdiener Papa's, sich aus der Kalesche herüberbeugend, „sie ist klein.“

„Das hätten Sie auch früher sagen können, Michej Iwanitsch,“ antwortete Nikolaj hastig und ärgerlich, indem er mit aller Kraft ein Bündel auf den Boden des Wagens warf. „Bei Gott, der Kopf schwindelt Einem so wie so, und da kommt Ihr noch mit euren Schkatullen“, fügte er hinzu, indem er die Mütze lüftete und von seiner gebräunten Stirn die dicken Schweißtropfen abwischte.

Bauern in Röcken, Kaftans und Hemden, ohne Mützen, Weiber mit Kindern auf den Armen und nacktbeinige Kinderchen standen um die Vorfahrt herum und blickten neugierig auf die Equipagen und unterhielten sich unter einander. Einer der Kutscher — etwas vom Alter gebeugt, mit Wintermütze und in dickem Rocke — hielt die Deichsel der Kalesche in der Hand, bewegte sie hin und her und beschaute mit Kennermiene den Gang; ein Anderer — ein ansehnlicher junger Bursche, blos im weißen roth verzierten Hemde und schwarzem hohen Filzhut, den er, in seinen blonden Locken wühlend, von einem Ohre zum anderen rückte — legte seinen Rock auf den Bock, warf die Zügel nach und schaute, mit der kleinen gepflochtenen Knute spielend, bald auf seine Stiefel, bald auf die die Britschke schmierenden Kutscher. Einer von denselben hielt mit aller Kraft den Hebel, ein anderer schmierte, über das Rad gebeugt, sorgfältig die Achse und die Nabe, und damit selbst der übrig gebliebene Theer nicht umkomme, schmierte er denselben an die Außenseite der Wendescheibe. Die verschiedenfarbigen, struppigen Postpferde standen am Zaune und wehrten mit ihren Schweifen die Fliegen ab. Die einen hatten ihre rauhen, geschwollenen Füße vorgestellt und nickten im Halbschlummer mit den Köpfen, die andern rieben sich aus Langeweile an einander oder zupften an

den Blättern und Stengeln des harten dunkelgrünen Farrenkrauts, das an der Unterfahrt wuchs. Auch mehrere Windhunde waren da, von denen einige in der Sonne ausgestreckt schwer Athem holten, andere im Schatten unter der Kalesche und der Britschke umhergingen und den an den Achsen hervorgequollenen Talg wegleckten. In der ganzen Atmosphäre war ein eigenartiger, staubiger Dunst; der Horizont sah grau-lila aus, aber kein Wölkchen war sichtbar. Ein starker Westwind trieb von Weg und Feldern große Staubwolken in die Luft, bog die Wipfel der hohen Linden und Birken im Garten und trug die gefallenen gelben Blätter weit dahin. Ich saß am Fenster und erwartete mit Ungeduld das Ende all' der Vorbereitungen.

Als Alle im Gastzimmer um den runden Tisch versammelt waren, um zum letzten Male einige Minuten zusammen zu verbringen, dachte ich auch nicht im entferntesten daran, welch' schwerer Augenblick uns bevorstände. Die allergewöhnlichsten Dinge gingen mir im Kopfe herum. Ich fragte mich: welcher Kutscher die Kalesche und welcher die Britschke fahren wird, wer mit Papa und wer mit Karl Iwanowitsch zusammensitzen wird, und warum man mich durchaus in einen Shawl und einen wattirten Ueberrock einwickeln will.

„Bin ich etwa ein Muttersöhnchen? Ich werde doch nicht erfrieren. Wenn doch nur erst Alles beendet wäre: aufsitzen und abfahren.“

„Wem befehlen Sie die Liste der Kinderwäsche abzugeben?“ sagte die mit verweinten Augen hereintretende Natalia Ssawischna zu Maman.

„Geben Sie sie Nikolaj und kommen Sie nachher von den Kindern Abschied nehmen.“

Die Alte wollte etwas sagen, hielt indeß plötzlich inne, bedeckte das Gesicht mit ihrem Tuche, machte eine bezeichnende Handbewegung und verließ das Zimmer.

In meinem Herzen rührte sich's ein wenig, als ich diese Bewegung sah; aber die Ungeduld, zu fahren, war stärker als dieses Gefühl — und ich fuhr fort, dem Gespräche zwischen Vater und Mutter ganz gleichgültig zuzuhören. Sie sprachen von Dingen, welche augenscheinlich keinen von Beiden interessirten: was für den Hausbedarf einzukaufen sei? was man der Fürstin Sophie und Madame Julie sagen solle? und ob der Weg gut sein würde?

Foka trat ein und sagte in der Thür stehend ganz mit derselben Stimme, mit welcher er zu melden pflegte: Es ist angerichtet: „Die Pferde sind bereit!“ Ich bemerkte, daß Maman bei dieser Meldung zusammenzuckte und erbleichte, als ob sie ihr unerwartet käme.

Man hieß Foka alle Thüren des Zimmers schließen. Das machte mir Spaß, es war, als ob Alle sich vor Jemandem versteckten.

Als Alle ihre Plätze eingenommen hatten, setzte sich auch Foka zaghaft auf eine Stuhlecke; aber kaum war dies geschehen, da knarrte die Thür, und Alle blickten sich um. Natalia Ssawischna trat mit Hast in das Zimmer und suchte sich, ohne die Augen zu erheben, ein Plätzchen auf demselben Stuhle wie Foka. Wie heute sehe ich den Glatzkopf, das runzlige, unbewegliche Gesicht Foka's und die gebeugte, gute, kleine Gestalt in der Haube, unter der die grauen Haare hervorlugten. Sie behelfen sich auf einem Stuhl, und Beiden ist's unbequem.

Ich blieb noch immer sorglos und ungeduldig. Die zehn Sekunden, welche wir bei geschlossenen Thüren ver-

brachten, erschienen mir wie eine ganze Stunde. Endlich erhoben sich Alle, bekreuzigten sich und fingen an Abschied zu nehmen. Papa umarmte Maman und küßte sie mehrere Male.

„Laß gut sein, Herzchen", sagte Papa, „wir trennen uns ja nicht auf lange."

„Es ist doch schwer!" sagte Maman und ihre Stimme zitterte vor Thränen.

Als ich diese Stimme hörte und die bebenden Lippen und mit Thränen gefüllten Augen sah, vergaß ich Alles und mir wurde so traurig, wehe und bange zu Muthe, daß ich lieber hätte weglaufen, als von ihr Abschied nehmen mögen. Ich begriff in dieser Minute, daß sie, als sie Papa umarmte, schon von uns Abschied genommen hatte.

Sie küßte und bekreuzigte Wolodja einmal über das andere; ich dachte mehrmals, an mich käme nun die Reihe, und stellte mich vor; aber sie segnete ihn immer und immer wieder und drückte ihn ans Herz. Endlich umarmte ich sie; ich klammerte mich fest an sie und weinte bitterlich, ohne an etwas Anderes als an meinen Schmerz zu denken.

Als wir hinausgingen, um einzusteigen, kam das aufdringliche Hofgesinde im Vorzimmer auf uns zu, um Lebewohl zu sagen. Ihr „Küß' die Hand!", die lauten Küsse auf die Schulter und der Talggeruch von ihren Köpfen erweckte in mir ein Gefühl, das nahe an Erbitterung grenzte, wie es bei erregbaren Personen vorkommt. Unter dem Einflusse dieses Gefühls küßte ich Natalia Ssawischna sehr kühl auf die Haube, als sie ganz in Thränen aufgelöst von mir Abschied nahm.

Seltsam, daß ich alle Gesichter des Hofgesindes vor mir sehe, daß ich sie mit den kleinsten Einzelheiten aufzeichnen könnte, als wenn es gestern gewesen wäre, aber daß Maman's Gesicht und Benehmen aus meiner Vorstellung ganz entschwunden sind — deshalb vielleicht, weil ich mir während dieser ganzen Zeit nicht das Herz fassen konnte, sie anzuschauen. Ich glaubte, wenn ich dies thäte, müsse sich ihr Schmerz und der meine bis zu unmenschlicher Höhe steigern.

Ich stieg zuerst in die Kalesche und nahm auf dem Rücksitze Platz. Des aufgezogenen Verdeckes wegen konnte ich nichts sehen, aber ein inneres Gefühl sagte mir, daß Maman noch da war.

„Soll ich sie ansehen oder nicht? . . . Nun zum letzten Male!“ sagte ich zu mir selber und beugte mich aus der Kalesche nach der Unterfahrt hin. In demselben Augenblick war Maman von der anderen Seite mit dem gleichen Gedanken an den Wagen herangetreten und rief mich beim Namen. Als ich ihre Stimme hinter mir hörte, wendete ich mich zu ihr um, aber so schnell, daß wir mit den Köpfen zusammenstießen; sie lächelte traurig und küßte mich innig, herzlich — zum letzten Male.

Als wir einige Pferdelängen gefahren waren, beschloß ich, mich nach ihr umzusehen. Der Wind spielte mit ihrem blauen Kopftuch; gesenkten Hauptes und die Augen mit beiden Händen bedeckend, schritt sie langsam die Unterfahrt hinan. Foka unterstützte sie.

Papa saß neben mir und sagte kein Wort; ich schluchzte heftig und mir schnürte etwas die Kehle dermaßen zusammen, daß ich zu ersticken fürchtete. . . . Auf dem großen Fahrweg angekommen, sahen wir ein weißes Tuch, mit welchem uns Jemand vom Balkon aus nach-

winkte. Ich begann mit dem meinigen zu winken, und diese Bewegung beruhigte mich ein wenig. Ich weinte weiter, und der Gedanke, daß meine Thränen ein gefühlvolles Herz bekundeten, hatte für mich einen besonderen Reiz und gewährte mir Vergnügen.

Als wir etwa eine Werst zurückgelegt hatten, wurde ich ruhiger und begann mit gespannter Aufmerksamkeit den meinen Augen am nächsten befindlichen Gegenstand zu betrachten — das Hintertheil des einen Seitenpferdes. Ich schaute zu, wie dieser Schecke mit dem Schweife schlug, wie er sich die Hinterbeine zuweilen streifte, wie die Knute des Kutschers über ihm hin spielte und seine Beine gleichzeitig zu springen begannen; ich sah, wie das Geschirr und die Ringe daran auf ihm hin und her schlenkerten, und schaute so lange hin, bis sich dasselbe beim Schweife mit Schaum bedeckte. Ich begann um mich zu schauen: auf die wogenden Felder reifen Roggens, auf das dunkle Brachfeld, auf dem hie und da ein Hakenpflug, ein Bauer, eine Stute mit Füllen sichtbar wurden, auf die Meilenzeiger, blickte sogar auf den Kutscherbock, um zu sehen, welcher Kutscher mit uns fahre; und mein Gesicht war noch nicht von Thränen trocken, als meine Gedanken schon weit von der Mutter abschweiften, von der ich mich — vielleicht für immer — getrennt hatte. Aber jegliche Erinnerung lenkte meine Gedanken zu ihr hin. Ich erinnerte mich des Pilzes, den ich Tags zuvor in der Birken-Allee gefunden hatte, dachte daran, wie Ljubotschka und Katjenka sich stritten, wer denselben brechen sollte — und wie sie beim Abschied geweint hatten.

Wie traurig, daß ich mich von ihnen trennen mußte und auch von Natalia Ssawischna, wie schade; und von

der Birken-Allee und von Foka! und von der bösen Mimi — selbst um sie ist's mir leid. Alles, Alles fehlt mir! Aber die arme Maman! Und die Thränen traten mir wieder in die Augen; doch nicht für lange.

XV.

Kindheit.

O ihr glücklichen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage der Kindheit! Wie sollte man die Erinnerung an euch nicht lieben und hegen? Diese Erinnerungen erfrischen und erheben meine Seele und sind mir eine Quelle des reinsten Genusses.

Nachdem ich mich müde gelaufen, saß ich gerne am Theetisch, auf meinem hohen Stühlchen; es war schon spät, ich hatte längst meine Tasse Milch mit Zucker ausgetrunken, die Augen wollten mir vor Müdigkeit zufallen; aber ich rührte mich nicht von der Stelle, ich saß und lauschte. Und wie sollte ich nicht lauschen? Maman spricht mit Jemandem, und der Klang ihrer Stimme ist so süß, so freundlich. Der bloße Klang sagt meinem Herzen so viel! Mit schlafmüden Augen blicke ich starr auf ihr Gesicht, und plötzlich wird sie ganz klein, ganz klein — ihr Gesicht ist nun nicht größer als ein Knopf; aber es bleibt mir deshalb ebenso deutlich sichtbar: ich sehe, wie sie mich anblickt und wie sie lächelt. Ich sehe sie gerne in so winziger Form. Ich drücke die Augen noch mehr zusammen, und sie wird so klein, wie die Männchen in der Pupille; aber ich mache eine Bewegung — und der Zauber verschwindet; ich quäle mich, meine Augen enger zu machen, wende mich hin und her, und

biete alles auf, den Zauber wieder hervorzurufen — aber umsonst.

Ich stehe auf, ziehe beide Beine in die Höhe und lege mich behaglich im Lehnstuhl zurecht.

„Du wirst wieder einschlafen, Nikolenka“, sagt Maman, „du solltest lieber nach oben gehen.“

„Ich will nicht schlafen, Mamachen“, antworte ich ihr, und undeutliche, aber süße Träumereien erfüllen meine Phantasie, ein gesunder Kinderschlaf schließt die Augenlider, und eine Minute später war ich eingeschlafen und schlief, bis ich aufgeweckt wurde.

Es kam vor, daß mich im Halbschlummer eine zärtliche Hand berührte; an der bloßen Berührung erkannte ich sie, und noch im Schlafe und unwillkürlich ergriff ich diese Hand und drückte sie fest, fest an meine Lippen.

Es waren schon Alle weggegangen, eine Kerze brannte im Gastzimmer; Maman hatte gesagt, sie wolle mich selbst wecken; dann setzte sie sich auf den Lehnstuhl, auf dem ich schlief, fuhr mit ihrer wunderbaren, zarten Hand über meine Haare und in mein Ohr klang die liebe, bekannte Stimme:

„Steh' auf mein Herzchen, es ist Zeit, schlafen zu gehen.“

Niemandes gleichgültige Blicke stören sie, sie scheut sich nicht, all' ihre Zärtlichkeit und Liebe über mich auszugießen. Ich rühre mich nicht, sondern küsse nur noch inniger ihre Hand.

„Steh' auf, mein Engel.“

Sie faßt mit der anderen Hand meinen Hals und kitzelt mich. Im Zimmer ist es still, halb dunkel; ich bin vom Kitzeln und vom Erwachen aufgeregt; Mamachen sitzt

dicht neben mir; sie berührt mich; ich empfinde ihre Nähe und höre ihre Stimme. Dieses Alles zusammen wirkt so auf mich, daß ich aufspringe, mit meinen Armen ihren Hals umfange, mich an ihren Busen drücke und athemlos ausrufe:

„Ach liebe, liebe Mama, wie hab' ich dich lieb!"

Auf ihrem Antlitz spielt ihr trauriges, bezauberndes Lächeln, sie nimmt meinen Kopf in beide Hände, küßt mich auf die Stirn und setzt mich auf ihren Schoß.

„Du hast mich also sehr lieb?" Sie schweigt einen Augenblick und sagt dann: „Hörst du, habe mich immer lieb, vergiß mich nicht. Wenn deine Mama einmal nicht mehr ist, du vergißt sie nicht, nicht wahr, Nikolenka?"

Sie küßt mich noch zärtlicher.

„Hör' auf und sage so etwas nicht, du gute, herzige Mama", rufe ich, und meine Thränen fließen in Strömen, Thränen der Liebe und des Entzückens.

Wenn ich nachher nach oben ging und in meinem wattirten Schlafröckchen vor den Heiligenbildern stand — welch' wunderbares Gefühl durchzog mich, wenn ich sprach, „Lieber Gott, nimm Papa und Mama in Deine Hut!" Wenn ich die ersten Gebete wiederholte, welche meine Kinderlippen für die geliebte Mutter gestammelt, floß die Liebe zu ihr und meine Liebe zu Gott eigenthümlicherweise in Ein Gefühl zusammen.

Nach dem Gebete wickelte ich mich in meine Decke ein; mir war leicht und fröhlich um's Herz; die Gedanken jagten sich — aber woran dachte ich? Sie waren nicht festzuhalten, aber ganz erfüllt von reiner Liebe und Hoffnung auf wahres, lichtes Glück. Ich dachte wohl auch an Karl Iwanitsch und sein trauriges Loos — an den

einzigen Menschen, den ich unglücklich wußte — und so leid that er mir, und mein Gefühl für ihn war so stark, daß mir die Augen übergingen und ich betete: „Lieber Gott, gieb ihm Glück, gieb mir die Möglichkeit, ihm zu helfen, seinen Kummer zu erleichtern; ich bin bereit, Alles für ihn zu opfern!“ Dann nahm ich mein Lieblingsspielzeug — einen Hasen oder einen Hund aus Porzellan — drückte es in den Zipfel des Daunenkissens und betrachtete mit Vergnügen, wie gut, warm und behaglich es ihm dort sein müsse. Dann betete ich noch, daß der liebe Gott Allen Glück bescheeren möge, damit Alle zufrieden seien, und auch, daß morgen gutes Wetter sei zum Spaziergang — drehte mich dann auf die andere Seite, die Gedanken und Vorstellungen gingen durcheinander, vermischten sich, und leise und sanft schlief ich mit noch thränenfeuchten Wangen ein.

Ob sie wohl je wiederkehren, die Frische, die Sorglosigkeit, das Bedürfniß zu lieben, und die Glaubenskraft, die wir in der Kindheit besitzen? Welche Zeit kann besser als die sein, da zwei der höchsten Tugenden — harmlose Fröhlichkeit und das unendliche Bedürfniß zu lieben, die einzigen Triebfedern des Lebens sind?

Wo sind jene inbrünstigen Gebete hin, wo die himmlische Gabe — jene reinen Thränen der Rührung? Der Trostengel kam herbeigepflogen, trocknete lächelnd diese Thränen und rief süße Träumereien in der unverdorbenen kindlichen Einbildungskraft wach.

Hat das Leben so tiefe Spuren in meinem Herzen zurückgelassen, daß diese Thränen und dieses Hochgefühl auf immer dahin sind? Ist nichts als die Erinnerung geblieben?

XVI.

Verse.

Es war fast ein Monat seit unserer Uebersiedelung nach Moskau vergangen; ich saß im oberen Stock von Großmutters Haus am großen Tische und schrieb. Mir gegenüber saß der Zeichenlehrer und nahm die letzten Verbesserungen an einer Bleistiftzeichnung, die einen Türkenkopf mit Turban darstellte, vor. Wolodja stand mit gerecktem Halse hinter dem Lehrer und sah ihm über die Schulter. Dieser Kopf war Wolodja's erste Arbeit mit Bleistift und sollte der Großmutter zum Namenstage überreicht werden.

„Aber werden Sie diese Stelle nicht noch etwas dunkler machen?“ sagte Wolodja zum Lehrer, indem er sich auf die Zehen stellte und auf den Hals des Türken zeigte.

„Nein, das ist unnöthig“, sagte der Lehrer, die Stifte und die Reißfeder in das Pennal legend, „so ist's gut, und lassen Sie's nur jetzt in Frieden. Nun, aber Sie, Nikolenka“, setzte er hinzu, indem er sich erhob und fortfuhr, den Türken von der Seite anzusehen. „Entdecken Sie uns doch endlich ihr Geheimniß; was werden Sie der Großmutter schenken? Ein Kopf wäre eigentlich doch das Beste. Auf Wiedersehen“, sagte er, nahm seinen Hut, die Stundenmarke und entfernte sich.

In jenem Augenblicke dachte ich auch, ein Kopf würde besser sein, als das, womit ich mich abquälte. Als man uns mittheilte, daß Großmutters Namenstag nahe sei und daß wir zu diesem Tage Geschenke vorbereiten müßten, kam es mir in den Sinn, ihr zu dieser Gelegenheit Verse zu machen, und ich legte mir sogleich zwei

Reime zurecht und hoffte, auch die übrigen würden mir so leicht gelingen. Ich habe keine Ahnung mehr, wie ich auf diesen für ein Kind sonderbaren Gedanken kam, aber ich entsinne mich, daß er mir sehr gefiel und daß ich auf alle bezüglichen Fragen antwortete, daß ich der Großmutter bestimmt ein Geschenk darbringen, aber Keinem sagen werde, worin dasselbe bestehe.

Ganz gegen meine Erwartung stellte es sich heraus, daß ich außer den im ersten Feuer ersonnenen Versen, trotz aller Anstrengungen — nichts weiter zu Stande bringen konnte. Ich blätterte unsere Gedichtbücher durch; aber weder Dmitrijew noch Derschawin konnten helfen; im Gegentheile, dieselben überzeugten mich noch mehr von meiner Unfähigkeit. Da ich wußte, daß Karl Iwanowitsch sich gerne Gedichte aufschrieb, machte ich mich ganz sachte an seine Papiere und fand unter deutschen Gedichten ein russisches, das wohl seiner eigenen Feder entstammte:

Fräulein L . . . . Petrowskoje, 1828, 3. Juni.

Denke in Nähe
Und in Ferne,
Vergiß es nimmer,
Denke immer
Nun und immerdar,
Daß ich minne treu und wahr.
Denke noch bis an mein Grab
Wie treu ich dich geliebet hab'.

Karl Mauer.

Dieses Gedicht, welches mit schöner, zierlicher Schrift auf feines Postpapier geschrieben war, gefiel mir sehr — wohl wegen des darin sich äußernden rührenden Gefühls. Ich lernte es sofort auswendig und beschloß, es mir

zum Muster zu nehmen. So ging es viel leichter. Am Namenstage war ein Glückwunsch von zwölf Versen fertig, und am Tische sitzend, schrieb ich denselben auf Velinpapier um.

Schon zwei Bogen Papier waren verdorben . . . nicht etwa, weil ich etwas ändern wollte — die Verse schienen mir vortrefflich zu sein — aber von der dritten Linie an gingen die Zeilen allmählich immer mehr nach oben, so daß man sogar von weitem sah, daß das schief war und gar nichts taugte.

Auch der dritte Bogen war so schief wie die früheren; aber ich beschloß, nicht nochmals umzuschreiben. In meinem Gedichte beglückwünschte ich meine Großmutter, wünschte ihr ein langes und gesundes Leben und schloß so:

Ja, immer wollen wir nach Kräften dich erfreu'n
Und uns're Liebe dir wie der eig'nen Mutter weih'n.

Es war gar nicht so übel, glaube ich, aber die letzte Zeile beleidigte eigenthümlich meine Ohren.

„Unsere Liebe dir, wie unserer Mutter weih'n", wiederholte ich vor mich hin. — Finde ich kein anderes Wort für Mutter? Ich sann hin und her . . . es war wirklich schwer . . . Ach, das geht auch! immer besser als Karl Iwanowitsch's Reime.

Und ich schrieb die letzte Zeile nieder. Dann las ich mir im Schlafzimmer mein Werk laut vor, und zwar mit Ausdruck und mit Gesten. Mit dem Versmaße holperte es bedenklich bei einigen Versen, aber ich hielt mich nicht dabei auf; die letzte Zeile nur war mir sehr unangenehm und machte mich immer bedenklicher. Ich setzte mich auf's Bett und hing meinen Gedanken nach . . .

Warum habe ich geschrieben: wie die eigene

Mutter? Sie ist doch nicht hier; zwar liebe ich Großmama und ehre sie, aber sie ist doch nicht das . . . warum habe ich das geschrieben, warum habe ich gelogen? Freilich sind das blos Verse, aber es war dennoch nicht nöthig.

In diesem Augenblicke trat der Schneider herein und brachte das neue Jaquet.

„Nun, mag's so bleiben!" sagte ich höchst ungeduldig, warf die Verse ärgerlich unter mein Kopfkissen und lief, um den Moskauer Rock anzuprobiren.

Der Moskauer Anzug war vortrefflich ausgefallen. Das zimmetbraune Jaquet mit den glänzenden Knöpfen saß stramm am Körper — dasselbe schlotterte nicht wie unsere Kleider im Dorfe — die auf's Wachsen berechnet waren — die schwarzen Hosen, ebenfalls enganliegend, ließen die Muskeln prachtvoll erkennen und lagen elegant auf den Stiefeln.

„Na, endlich habe ich auch Beinkleider mit Strippen, wirklichen!" dachte ich — fast außer mir vor Freude und von allen Seiten meine Beine betrachtend. — Obgleich mir der neue Anzug eng und unbequem war, verbarg ich dies doch vor Allen und sagte: im Gegentheile, er drückt mich gar nicht, und wenn derselbe überhaupt einen Mangel hat, so ist er mir ein bischen zu weit.

Nun kämmte ich vor dem Spiegel sehr lange an meinem stark pomadisirten Haare herum; aber wie ich mich auch abmühte, meine struppigen Haare wollten nicht glatt anliegen; sobald ich nur — um ihren Gehorsam zu erproben — aufhörte, sie mit der Bürste anzudrücken, stellten sie sich wieder steil in die Höhe und ragten nach verschiedenen Richtungen hervor, so daß sie meinem Gesichte einen höchst lächerlichen Ausdruck gaben.

Karl Iwanowitsch kleidete sich im Nebenzimmer an; man brachte ihm durch das Unterrichtszimmer seinen blauen Frack und noch etliche weiße Toiletten-Gegenstände. An der Thür, die nach unten führte, hörte man die Stimme einer der Mägde; ich ging hinaus, um zu hören, was sie wünsche. Sie hielt ein steif gestärktes Vorhemdchen in der Hand und sagte, sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen, um dasselbe zur Zeit fertig zu bekommen. Ich übernahm es, das Vorhemd zu übergeben, und fragte, ob Großmama schon aufgestanden sei.

„Natürlich! Sie hat schon Kaffee getrunken, und der Protopop ist gekommen. — Was für ein nettes Kerlchen Sie heute sind!" fügte sie lächelnd hinzu, meinen neuen Anzug betrachtend.

Diese Bemerkung machte mich erröthen; ich drehte mich auf einem Beine herum, schnippte mit den Fingern und machte einen Sprung; ich wollte ihr damit zu verstehen geben, daß sie doch noch nicht recht wisse, was ich wirklich für ein kleiner Prachtkerl sei.

Als ich Karl Iwanowitsch das Vorhemd brachte, brauchte er es nicht mehr; er hatte ein anderes vorgebunden und stand nun vor dem kleinen Spiegel, zupfte mit beiden Händen an der prächtigen Schleife seiner Halsbinde und probirte, ob sein glattrasirtes Kinn sich darin bequem hin und her bewegen könne. Nachdem er unsere Anzüge von allen Seiten gemustert und Nikolaj gebeten hatte, das Gleiche mit dem seinen zu thun, führte er uns zur Großmama. Ich muß noch lächeln, wenn ich daran denke, wie sehr wir Drei nach Pomade dufteten, als wir die Treppe hinabstiegen.

Karl Iwanowitsch hatte ein selbstgefertigtes Kästchen

in der Hand, Wolodja die Zeichnung und ich Verse; Jeder hatte seine Rede auf der Zunge, mit welcher er das Geschenk überreichen wollte. In dem Augenblicke, als Karl Iwanowitsch die Saalthür öffnete, legte der Priester sein Meßgewand an, und das Gebet begann.

Großmama war schon im Saale; über eine Stuhllehne gebeugt, die ihr als Stütze diente, stand sie an der Wand und betete inbrünstig; neben ihr stand Papa. Er wandte sich nach uns um und lächelte, als er sah, wie wir die vorbereiteten Geschenke auf dem Rücken verbargen, und um nicht bemerkt zu werden, dicht bei der Thür stehen blieben. Der ganze Effekt des Unerwarteten, auf den wir uns gespitzt hatten, war nun verdorben.

Als man begann, der Reihe nach das Kruzifix zu küssen, fühlte ich plötzlich, wie es mich bleischwer überkam vor Schüchternheit, und da ich merkte, daß ich nimmer den Muth haben würde, mein Geschenk zu überreichen, verbarg ich mich hinter Karl Iwanowitsch, welcher Großmama in den allergewähltesten Ausdrücken beglückwünschte, dann sein Kästchen aus der rechten in die linke Hand nahm, es dem Geburtstagskind überreichte und darauf einige Schritte zurücktrat, um Wolodja Platz zu machen. Großmama schien von dem Kästchen mit goldenen Borten entzückt zu sein und drückte durch das freundlichste Lächeln ihren Dank aus. Uebrigens merkte man, daß sie nicht recht wußte, wohin sie das Kästchen stellen sollte, und wohl aus diesem Grunde reichte sie es Papa, damit er sehe, wie erstaunlich kunstfertig es gemacht sei.

Nachdem Papa seine Neugier befriedigt hatte, übergab er das Kästchen dem Protopopen, welchem das Ding anscheinend ganz außerordentlich gefiel; er wiegte den Kopf

hin und her und schaute aufmerksam bald auf das Kästchen, bald auf den Meister, der ein solches Prachtstück fertig gebracht hatte. Wolodja überreichte seinen Türken und erntete ebenfalls die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen von allen Seiten. Nun kam auch an mich die Reihe. Großmama wandte sich mit freundlichem Lächeln zu mir hin.

Wer je Schüchternheit an sich selbst erfahren hat, weiß, daß dieses Gefühl sich steigert, je länger es dauert, und daß die Entschlossenheit im umgekehrten Verhältniß abnimmt, das heißt: je länger der Zustand andauert, desto unüberwindlicher wird er und desto geringer wird die Entschlossenheit.

Das letzte Bischen Muth und Entschlossenheit hatten mich verlassen, während Karl Iwanowitsch und Wolodja ihre Geschenke überreichten, und meine Schüchternheit hatte die äußerste Grenze erreicht; ich fühlte, wie mir das Blut unaufhaltsam vom Herzen zum Kopfe strömte, wie ich abwechselnd roth und bleich wurde, und wie mir auf Stirn und Nase dicke Schweißtropfen hervortraten. Meine Ohren brannten mir, am ganzen Körper fühlte ich ein Frösteln und kalten Schweiß; ich stellte mich von einem Bein auf das andere und rührte mich nicht vom Flecke.

„Nun zeige doch, Nikolenka, was du hast — ein Kästchen oder eine Zeichnung?“ sagte Papa zu mir. Nun blieb nichts übrig: mit bebender Hand übergab ich die zerknüllte, verhängnißvolle Rolle; aber meine Stimme versagte vollständig den Dienst und stumm blieb ich vor Großmama stehen. Ich konnte mich gar nicht fassen bei dem Gedanken, daß man statt der erwarteten Zeichnung meine unglücklichen Verse erblicken und allen Versammelten vorlesen würde, dazu noch die Worte: „wie die eigene

Mutter", welche ja deutlich bewiesen, daß ich sie nie geliebt und daß ich sie vergessen hatte. Wie soll ich die Qualen schildern, die ich erduldete, als Großmama meine Verse nun laut vorzulesen begann, dann, weil ihr das Entziffern schwer wurde, in der Mitte eines Verses inne hielt, und mit einem Lächeln, das mir damals spöttisch vorkam, Papa anblickte — als sie dann gar nicht so betonte, wie ich es haben wollte, und als sie, ihrer schwachen Augen halber nicht zu Ende lesend, das Blatt Papa reichte und ihn bat, Alles nochmals von vorne an zu lesen? Mir schien, als thäte sie dies, weil sie meiner dummen und so schief geschriebenen Verse überdrüssig sei, und damit Papa selbst die letzte Strophe lese, die so deutlich meine Gefühllosigkeit bekundete.

Ich machte mich darauf gefaßt, daß er mir mit dem Gedicht Eins auf die Nase geben und sagen würde: „Du nichtsnutziger Bengel, vergiß deine Mutter nicht . . . da hast du Eins!" Aber es geschah nichts der Art; im Gegentheil, als Alles vorgelesen war, sagte Großmama: „Charmant!" und küßte mich auf die Stirn.

Das Kästchen, die Zeichnung und die Verse wurden neben die beiden Batisttücher und die Tabaksdose mit maman's Bildniß auf den kleinen Ausziehtisch des Voltaire-Stuhls gelegt, in welchem Großmama zu sitzen pflegte.

„Die Fürstin Barbara Iljinischna!" meldete einer der riesigen Lakaien, die gewöhnlich auf dem Trittbrett von Großmama's Kutsche mitfuhren.

Großmama besah, in Gedanken versunken, das eingelegte Bildniß auf der Schildpattdose und antwortete nicht.

„Wünschen Sie sie zu empfangen, Durchlaucht?" wiederholte der Lakai.

XVII.

Die Fürstin Kornakow.

„Ich lasse bitten," sagte Großmama, sich tiefer in den Sessel setzend.

Die Fürstin war eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, klein von Wuchs, schwächlich, hager und gallig, mit graugrünen, unangenehmen Augen, deren Ausdruck mit dem unnatürlich freundlich verzogenen Mündchen in hellem Widerspruch stand. Unter dem Sammethut, den eine Straußfeder schmückte, blickten hellröthliche Haare hervor; die Augenbrauen und Wimpern erschienen noch heller und röthlicher auf der ungesunden Gesichtsfarbe. Trotzdem hatte ihr Wesen im Allgemeinen, dank ihren ungezwungenen Bewegungen und den sehr kleinen Händen und besonders wegen der so in die Augen fallenden Hagerkeit etwas Vornehmes und Energisches.

Die Fürstin war sehr redselig und gehörte dabei zu den Leuten, welche stets so reden, als ob man ihnen widerspräche, obgleich Niemand ein Wort sagt; bald erhob sie ihre Stimme, bald ließ sie sie allmählich sinken, und dann begann sie plötzlich mit frischer Lebhaftigkeit zu sprechen und betrachtete dabei die Anwesenden, die an diesem Einzelgespräch nicht theilnahmen, etwa als ob sie sich durch diesen Umblick stärken wolle.

Obschon die Fürstin Großmama's Hand geküßt hatte und sie unaufhörlich mit „ma bonne tante" anredete, bemerkte ich, daß sie der Großmama wenig Vergnügen machte; sie zog die Augenbrauen eigenthümlich zusammen, als die Fürstin ihr erzählte, daß Fürst Michael nicht zum Gratuliren kommen könne, obgleich er so sehr gerne ge-

kommen wäre, die französische Anrede der Fürstin beantwortete sie russisch und sagte, ihre Worte ganz besonders dehnend:

„Recht sehr verbunden, meine Liebe, für Ihre Aufmerksamkeit; und daß Fürst Michael nicht kam, was ist da zu entschuldigen . . . er ist immer mit Geschäften überhäuft, und dann, was für ein Vergnügen wäre es für ihn, bei einer alten Frau zu sitzen?“

Und ohne der Fürstin Zeit zu geben, ihre Worte zu widerlegen, fuhr sie fort:

„Nun, wie geht es Ihren Kinderchen, meine Liebe?“

„O, Gott sei Dank, ma tante, sie wachsen, lernen, machen Dummheiten . . . besonders Etienne, der Aelteste, ist ein solcher Wildfang geworden, daß mit ihm gar nicht mehr auszukommen ist; dafür ist er klug — un garçon, qui promet. — Können Sie sich vorstellen, mon cousin,“ fuhr sie fort, sich ausschließlich an Papa wendend, weil die Großmutter sich gar nicht für die Kinder der Fürstin interessirte, sondern mit ihren Enkeln Staat machen wollte und behutsam meine Verse unter dem Kästchen hervorzog und aufzurollen begann, „können Sie sich vorstellen, mon cousin, was er neulich gemacht hat . . .“

Die Fürstin beugte sich zu Papa hinüber und begann ihm mit großer Lebhaftigkeit etwas zu erzählen. Nach Beendigung der Geschichte, welche ich nicht gehört hatte, fing sie an zu lachen, und indem sie Papa fragend anblickte, sagte sie:

„Ja, das ist ein Junge, mon cousin! Er verdiente tüchtig durchgehauen zu werden; aber der Streich war so gut ausgedacht und so lustig, daß ich ihm verzieh, mon cousin.“

Und die Fürstin, die ihre Blicke auf Großmama gerichtet hatte, fuhr fort zu lächeln, ohne zu sprechen.

Schlagen Sie etwa Ihre Kinder, meine Liebe", fragte Großmama, ihre Augenbrauen stark in die Höhe ziehend und das Wort schlagen besonders betonend.

„Ah, ma bonne tante", antwortete mit einem raschen Seitenblick auf Papa die Fürstin mit weichfreundlicher Stimme, „ich weiß, wie Sie darüber denken; aber gestatten Sie mir, in diesem einen Punkt anderer Ansicht zu sein; so viel ich auch nachdachte und nachlas und mich über diesen Gegenstand mit Anderen berathschlagt, die Erfahrung hat mich doch zu der Ueberzeugung gebracht, daß es unbedingt nothwendig ist, durch Furcht auf die Kinder zu wirken. Furcht ist nöthig, um etwas aus einem Kinde zu machen . . . nicht wahr, mon cousin? und was, je vous demande un peu, fürchten Kinder mehr als die Ruthe?"

Dabei blickte sie fragend auf uns, und ich gestehe, mir wurde nicht ganz geheuer in dem Augenblick.

„Man mag sagen, was man will, ein Junge von zwölf und selbst von vierzehn Jahren ist immer noch ein Kind; ja ein Mädchen — das ist 'was Anderes."

Was für ein Glück — dachte ich bei mir — daß ich nicht ihr Sohn bin.

„Ja, das ist recht schön, meine Liebe", sagte Großmama, indem sie meine Verse zusammenrollte und sie unter das Kästchen zurücklegte, als ob sie die Fürstin nach dem Geschehenen nicht für würdig halte, eine solche Leistung zu hören. „Das ist recht schön, doch sagen Sie mir bitte nur, können Sie nach dem Gesagten von Ihren Kindern noch Zartgefühl verlangen?"

Und dieses Argument erschien ihr so unwiderleglich, daß Großmama, wohl auch um das Gespräch abzubrechen, hinzufügte:

„Uebrigens kann darüber ein Jeder seine Meinung haben.“

Die Fürstin antwortete nicht, sondern lächelte nur herablassend, womit sie anzudeuten schien, daß sie diese sonderbaren Vorurtheile bei einer Person entschuldigen könne, die sie so hochschätze.

„Ach ja, machen Sie mich doch mit Ihren jungen Leuten bekannt“, sagte sie, uns anblickend und freundlich lächelnd.

Wir standen auf und blickten die Fürstin gerade an, wußten indeß nicht, was wir zu thun hatten, um zu zeigen, daß wir Bekanntschaft gemacht hatten.

„Küßt der Fürstin die Hand“, sagte Papa.

„Bitte, liebt eure alte Tante“, sagte sie, Wolodja auf den Scheitel küssend. „Obgleich ich keine nahe Verwandte bin; aber ich rechne nach den freundschaftlichen Beziehungen und nicht nach den Graden der Verwandtschaft“, fügte sie hinzu, sich hauptsächlich an Großmama wendend; aber Großmama war noch immer nicht freundlich gegen sie und antwortete:

„Ih, meine Liebe, rechnet man denn in unserer Zeit eine solche Verwandtschaft?“

„Dieser hier wird ein junger Weltmann“, sagte Papa, auf Wolodja zeigend, „aber dieser hier ein Dichter,“ fügte er hinzu, während mich die Fürstin mit ihrem kleinen, dürren Händchen festhielt, in dem ich mir sehr deutlich die Ruthe und eine Bank daneben u. s. w. denken konnte.

„Welcher?“ fragte die Fürstin, mich noch immer festhaltend.

„Nun, dieser Kleine mit dem Strubbelkopf,“ antwortete Papa mit heiterem Lächeln.

Was hat ihm mein Strubbelkopf gethan? . . . warum spricht er nicht von etwas Anderem? dachte ich und begab mich in eine Ecke.

Ich hatte die sonderbarsten Vorstellungen von Schönheit — selbst Karl Iwanowitsch hielt ich für einen der schönsten Männer in der Welt; aber ich war mir sehr wohl bewußt, daß ich selbst nicht hübsch war, und ich irrte mich darin nicht; deshalb kränkte mich jede Anspielung auf mein Aeußeres stets tief.

Ich entsinne mich ganz deutlich, wie man einmal — ich war damals sechs Jahre alt — beim Mittagessen über mein Aeußeres sprach, wie maman sich bemühte, in meinem Gesichte etwas Hübsches zu finden; sie meinte, ich habe kluge Augen, ein angenehmes Lächeln, und wie sie schließlich den Ausführungen meines Vaters und den Thatsachen gegenüber weichend, zugeben mußte, daß ich häßlich sei, und wie sie dann, als ich ihr für die Mahlzeit dankte, mir auf die Wangen klopfte und sagte:

„Daß du es nur weißt, Nikolenka, deines Gesichts wegen wird dich Niemand lieben; deshalb mußt du dich bestreben, ein kluger und guter Knabe zu werden.“

Diese Worte brachten mich nicht nur zu der Ueberzeugung, daß ich nicht hübsch sei, sondern auch, daß ich bestimmt ein guter und kluger Junge werde müsse.

Trotzdem kamen mir häufig Augenblicke der Verzweiflung; ich stellte mir vor, daß für einen Menschen wie mich, mit einer so dicken Nase, so aufgeworfenen Lippen

und so kleinen Augen kein Glück auf Erden möglich sei; ich bat den lieben Gott, er möge ein Wunder thun — und mich in einen hübschen Jungen verwandeln, und Alles, was ich besaß, Alles, was ich je noch besitzen würde — hätte ich hingegeben für ein hübsches Gesicht.

XVIII.

Fürst Iwan Iwanowitsch.

Als die Fürstin die Verse angehört hatte und den Verfasser mit Lobeserhebungen überschüttete, wurde Großmama weicher gestimmt; sie begann Französisch mit ihr zu sprechen, nannte sie nicht mehr Sie, meine Liebe, und lud sie ein, Abends mit allen Kindern zu uns zu kommen. Die Fürstin sagte zu, und nach kurzem Verweilen verabschiedete sie sich.

Es kamen an diesem Tage so viele Gäste zum Gratuliren, daß den ganzen Morgen neben der Anfahrt auf dem Hofe stets mehrere Equipagen standen.

„Bon jour, chère cousine“, sagte einer der Gäste beim Eintritt in das Zimmer, Großmama die Hand küssend.

Es war ein Mann von etwa siebzig Jahren, hoch von Wuchs, in Uniform mit großen Epauletten, auf der Brust ein großes weißes Ordenskreuz — sein Gesicht drückte Ruhe und Offenheit aus. Die Leichtigkeit und Einfachheit seines Benehmens setzte mich in Erstaunen. Obgleich ihm nur im Nacken ein Halbkreis spärlicher Haare geblieben war und obschon die Lage der Oberlippe deutlich das Fehlen von Zähnen bewies, war sein Gesicht noch immer von bemerkenswerther Schönheit.

Dank seinem ehrenhaften Charakter, seinem schönen

Aeußern, seiner großen Tapferkeit, seiner vornehmen und einflußreichen Verwandtschaft und besonders dank seinem Glücke hatte Fürst Iwan Iwanowitsch schon in sehr jungen Jahren am Ende des vorigen Jahrhunderts eine glänzende Carrière gemacht. Er war im Dienste geblieben, und seinem Ehrgeiz war sehr bald derartig Genüge geschehen, daß ihm in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Von frühster Jugend an schien sein ganzes Benehmen anzudeuten, daß er sich für die glänzende Stellung in der Welt vorbereite, welche ihm das Schicksal später zuertheilte; aus diesem Grunde änderte sich auch sein stets ruhiger Charakter nicht, noch wurde er je von seiner höheren Denkungsart abgelenkt; auch an den Grundlagen seiner religiösen und sittlichen Ueberzeugungen war nicht gerüttelt worden, wenngleich in seinem glänzenden und etwas prunkhaften Leben — wie bei allen Menschen — auch Enttäuschungen und bittere Erfahrungen nicht ausgeblieben waren. Und so kam es, daß er sich die allgemeine Hochachtung nicht so sehr seiner glänzenden Stellung wegen, als durch seine Beharrlichkeit und Charakterfestigkeit erworben hatte. Dank seiner Stellung, welche ihm erlaubte, auf die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens herab zu sehen, war sein Gesichtskreis ein erweiterter, obschon er nicht zu den begabten Köpfen gehörte. Er war gut und gefühlvoll, aber im Umgang kalt und etwas hochfahrend. Das kam daher, weil er in seiner Stellung Vielen nützlich sein konnte und sich durch seine Kälte vor den unaufhörlichen Bitten und Anliegen der Menschen schützte, welche nur seinen Einfluß ausnützen wollten. Diese Kälte wurde übrigens durch die herablassende Höflichkeit des feinen Weltmanns aus den höchsten

Kreisen gemildert. Er hatte eine gute Bildung und war belesen; aber seine Bildung war bei dem stehen geblieben, was er sich in der Jugend, das heißt zu Ende des vorigen Jahrhunderts, angeeignet hatte. Er hatte Alles gelesen, was in Frankreich Hervorragendes auf dem Gebiete der Philosophie und schönen Literatur im achtzehnten Jahrhundert erschienen war, kannte überhaupt alle wichtigen Erzeugnisse der französischen Literatur gründlich, so daß er — und er that das gern — Stellen aus Racine, Corneille, Boileau, Montaigne, Molière, Fénélon citiren konnte; er besaß glänzende Kenntnisse in der Mythologie und hatte die alten Denkmäler epischer Dichtkunst in französischen Uebersetzungen mit Eifer und Gewinn gelesen; in der Geschichte war er dank Ségur's Werken genügend bewandert; von Mathematik jedoch, sowie von Arithmetik und Physik und von zeitgenössischer Literatur hatte er keine Ahnung; er verstand es, bei einer Unterhaltung mit Anstand zu schweigen oder etliche allgemeine Redensarten über Göthe, Schiller und Byron zu sagen, deren Werke er indeß nie gelesen hatte. Trotz dieser französisch klassischen Bildung, welche man jetzt so selten und nur bei Leuten aus der alten Zeit antrifft, war seine Unterhaltung einfach, und diese Einfachheit ließ einerseits den Gedanken daran, daß er Manches nicht wisse, nicht aufkommen, und gab andererseits seiner Sprache den Ton des Angenehmen und der Milde. Er war ein geschworener Feind jeder Originalität und behauptete, Originalität sei nichts als ein Kunstgriff von Leuten ohne Lebensart. Geselligkeit war für ihn ein Bedürfniß; wo er auch lebte, ob in Moskau oder im Ausland, überall hielt er offenes Haus und empfing an bestimmten Tagen die ganze Stadt bei sich. Er war

in der Stadt so angesehen, daß eine Einladungskarte von ihm als passe-partout für alle Salons dienen konnte, daß viele junge und hübsche Damen ihm gern ihre rosigen Wangen darboten, welche er mit einer Art väterlichem Gefühle küßte, und daß einige augenscheinlich recht bedeutende und anständige Leute in Entzücken geriethen, wenn sie in die Gesellschaft des Fürsten zugelassen wurden.

Es waren nur noch wenige solche Leute wie meine Großmutter für den Fürsten am Leben, Leute aus demselben Kreise, von gleicher Erziehung, von gleichen Ansichten und von einem Alter; deshalb hielt er seine alten freundschaftlichen Beziehungen zu ihr so werth und bezeigte ihr immer große Hochachtung.

Ich konnte mich an dem Fürsten nicht sattsehen; die Hochachtung, welche ihm Alle bewiesen, seine großen Epauletten, die besondere Freude, welche Großmama bei seinem Erscheinen geäußert hatte, und der Umstand, daß er allein vor ihr augenscheinlich keine Furcht hatte, sondern mit ihr ganz frei verkehrte und sogar die Kühnheit hatte, sie ma cousine zu nennen, erfüllte mich mit Hochachtung für ihn, ja ich empfand fast mehr Ehrfurcht vor ihm, als vor Großmama. Als man ihm meine Verse gezeigt hatte, rief er mich zu sich und sagte:

„Wer kann wissen, ma cousine, vielleicht wird er ein zweiter Derschawin.“

Dabei kniff er mich so stark in die Wange, daß ich nur deshalb nicht aufschrie, weil mir rechtzeitig einfiel, daß das eine Liebkosung sein sollte.

Die Gäste waren davongefahren, und Papa und Wolodja hinausgegangen; im Gastzimmer blieben nur der Fürst, Großmama und ich.

„Warum ist denn die liebe Natalja Nikolajewna nicht gekommen?“ fragte plötzlich Fürst Iwan Iwanowitsch nach minutenlangem Schweigen.

„Ah! mon cher“, antwortete Großmama mit gesenkter Stimme, indem sie ihre Hand auf den Aermel seiner Uniform legte, „sie wäre sicher mitgekommen, wenn sie nach eigenem Willen handeln könnte. Sie schreibt, als hätte Pierre ihr vorgeschlagen, mitzufahren, und als hätte sie selbst sich geweigert, weil angeblich die Güter dieses Jahr nichts abgeworfen haben; und sie schreibt: „Außerdem, aus welchem Grunde soll ich dieses Jahr mit dem ganzen Hausstand nach Moskau übersiedeln? Ljubotschka ist noch zu jung und betreffs der Knaben, die bei dir wohnen werden, bin ich noch ruhiger, als wenn dieselben bei mir wären.“ „Das ist Alles recht schön“, fuhr Großmama in einem Tone fort, welcher deutlich bewies, daß sie das durchaus nicht fand; „es war längst Zeit, die Knaben hierher zu senden, damit sie etwas lernen und sich in der Gesellschaft bewegen, denn was für eine Erziehung konnte man ihnen auf dem Lande geben? . . . Denken Sie, der Aeltere wird bald dreizehn und der zweite elf Jahre alt. Sie haben bemerkt, mon cousin, sie sind hier ganz wie Wilde . . . sie verstehen nicht einmal zu grüßen.“

„Uebrigens begreife ich nicht“, antwortete der Fürst, „was die immerwährenden Klagen über ungeordnete Verhältnisse bedeuten sollen. Er hat ein sehr gutes Vermögen und Natalia's Gut Chabarowka, wo wir einstmals zusammen Theater gespielt haben, kenne ich wie meine Tasche — ein wunderbares Gut! und das muß stets einen schönen Ertrag abwerfen . . .“

„Ich sage Ihnen, als meinem wahren Freunde“,

unterbrach ihn Großmama mit trauriger Stimme, „ich glaube, das sind alles Ausreden, die deshalb gemacht werden, damit er hier allein leben und sich in den Klubs und bei Schmausereien herumtreiben und Gott weiß was thun kann; und sie hegt keine Spur von Argwohn. Sie wissen, was das für eine Engelsgüte ist — sie hat das vollste Vertrauen zu ihm. Er versichert ihr, es sei nöthig, die Kinder nach Moskau zu bringen, und sie müsse allein mit einer dummen Gouvernante auf dem Lande bleiben — sie glaubt ihm; er sagt ihr, man müsse die Kinder prügeln, wie die Fürstin Barbara Iljinitschna die ihrigen prügelt, sie würde, glaub' ich, auch darein willigen", sagte Großmama, in ihrem Sessel hin und her rückend und mit dem Ausdruck vollkommenster Verachtung. „Ja, mein Freund", fuhr Großmama nach kurzem Stillschweigen fort, indem sie die quillende Thräne mit ihrem Taschentuch abtrocknete, „ich denke häufig, daß er sie nicht zu schätzen weiß und nicht versteht, und daß sie trotz all ihrer Güte, ihrer Liebe zu ihm und trotz des Bestrebens, ihren Kummer zu verbergen — ich weiß das sehr gut — mit ihm nicht glücklich sein kann; und denken Sie an meine Worte, wenn er nicht . . ."

Großmama bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch.

„Eh! ma bonne amie", sagte der Fürst vorwurfsvoll, „ich sehe, Sie sind um nichts vernünftiger geworden — ewig weinen Sie und grämen sich über ein eingebildetes Leid. Nun schämen Sie sich doch! Ich kenne ihn lange als aufmerksamen, guten und vortrefflichen Gatten, und die Hauptsache — als edelsten Menschen, un parfait honnête homme."

Nachdem ich dieses Gespräch, das nicht für meine

Ohren bestimmt war, unfreiwillig mit angehört hatte, stahl ich mich in großer Aufregung auf den Zehen aus dem Zimmer.

XIX.

Die Iwins.

„Wolodja, Wolodja! Die Iwins!" rief ich laut. Von dem Trottoir gegenüber kamen drei Knaben in blauen Winterröcken mit Biberkragen mit ihrem jungen, stutzerhaften Gouverneur auf unser Haus zu.

Iwins waren mit uns verwandt und ungefähr in unserem Alter; bald nach unserer Ankunft in Moskau hatten wir sie kennen gelernt und hatten uns einander angeschlossen.

Der zweite Iwin — Sserjoscha — war ein brauner, krausköpfiger Knabe mit aufgeworfenem, energischem Näschen, sehr frischen rothen Lippen, die selten die obere, etwas vorstehende Reihe weißer Zähne ganz verdeckten, mit dunkelblauen, schönen Augen und ungewöhnlich lebhaftem Gesichtsausdruck. Er lächelte nie, sondern sah entweder ganz ernst aus oder brach in ein helles, klares und ungemein hinreißendes Lachen aus. Seine originelle Schönheit frappirte mich gleich beim ersten Anblick. Ich fühlte mich ganz eigenthümlich zu ihm hingezogen; ihn sehen war für mich Glücks genug, und eine zeitlang vereinigten sich alle Kräfte meiner Seele in diesem Wunsche; wenn es vorkam, daß ich drei oder vier Tage verbringen mußte, ohne ihn zu sehen, so grämte ich mich und mir wurde ganz weinerlich zu Muthe. Alle meine Gedanken, im Wachen und im Träumen waren bei ihm; wenn ich mich schlafen legte,

wünschte ich, von ihm zu träumen; schloß ich die Augen, so sah ich ihn vor mir und ich letzte mich an diesem Trugbild, wie an dem höchsten Genusse. Keinem auf der Welt hätte ich dieses Gefühl anvertrauen mögen, so werth hielt ich es. Vielleicht war er meiner unaufhörlichen Zuvorkommenheit, meiner unruhigen Blicke überdrüssig geworden, oder er fühlte einfach keine Sympathie zu mir, denn er spielte und plauderte augenscheinlich lieber mit Wolodja als mit mir; aber ich war trotzdem zufrieden, wünschte nichts, beanspruchte nichts und war bereit für ihn alles zu opfern. Außer der leidenschaftlichen Zuneigung, die er mir zu sich einflößte, rief seine Anwesenheit in mir noch ein anderes, nicht minder starkes Gefühl wach — die Furcht, ihn zu erzürnen, durch irgend etwas zu beleidigen, ihm zu mißfallen; vielleicht weil sein Gesicht einen hochfahrenden Ausdruck hatte oder weil ich, mein ungünstiges Aeußere verachtend, bei Anderen die Vorzüge der Schönheit zu sehr schätzte oder, was wahrscheinlicher ist, weil das ein sicheres Anzeichen der Liebe ist: ich fürchtete ihn ebenso sehr, wie ich ihn liebte. Beim ersten Male, als Sserjoscha mit mir sprach, wurde ich von dem unerwarteten Glücke so verwirrt, daß ich abwechselnd bleich und roth wurde und ihm gar nicht antworten konnte. Er hatte eine üble Angewohnheit; wenn er in Gedanken versunken dasaß, richtete er seine Augen auf einen Punkt, blinzelte unaufhörlich und zog dabei Nase und Augenbrauen zusammen. Alle fanden, daß ihm diese Angewohnheit sehr schlecht stehe, aber ich fand sie so hübsch, daß ich mich unwillkürlich daran gewöhnte, dasselbe zu thun, und ein paar Tage, nachdem ich ihn kennen gelernt hatte, fragte Großmama, ob mir die Augen wehthäten, daß ich wie eine Eule bei Tage

blinzle. Zwischen uns Beiden wurde nie ein Wort von Liebe gesprochen; aber er fühlte seine Macht über mich und nützte dieselbe unbewußt aber tyrannisch bei unserem kindlichen Umgang aus. So sehr es mich auch trieb, ihm Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, fürchtete ich ihn doch zu sehr, um mich zur Offenherzigkeit zu entschließen; ich mühte mich, gleichgültig zu erscheinen, und ordnete mich ihm ohne Murren unter. Zuweilen erschien mir sein Einfluß drückend, unerträglich, aber mich demselben zu entziehen, lag nicht in meiner Macht.

Mich stimmt es traurig, an dieses frische schöne Gefühl uneigennütziger, grenzenloser Liebe zu denken, das so dahinstarb, ohne ausgesprochen worden zu sein und ohne Erwiderung gefunden zu haben.

Seltsam, daß ich als Kind mich mühte, einem Großen ähnlich zu sein, aber seit ich es nicht mehr bin, häufig gewünscht habe, einem Kinde zu gleichen. Wie viele Male hat dieser Wunsch, bei meinem Umgang mit Sserjoscha nicht wie ein kleiner Knabe zu handeln, das Gefühl zurückgehalten, das schon nahe daran war, hervorzubrechen, und mich zum Heucheln veranlaßt. Ich wagte nicht nur nicht, ihn zu küssen, was ich häufig lebhaft wünschte, oder ihn bei der Hand zu nehmen und zu sagen, wie froh ich sei, ihn zu sehen, sondern ich wagte nicht einmal, ihn Sserjoscha zu nennen, sondern unbedingt Ssergej; das war nun einmal bei uns so abgemacht. Jeder Ausdruck von Empfindung bezeugte Kinderei, und wer sich Derartiges erlaubte, war noch ein Jüngelchen. Wir hatten die bitteren Erfahrungen noch nicht durchgemacht, welche Erwachsene zur Vorsicht und zur Kälte im Umgang führt, und beraubten uns des reinen Genusses zärtlicher kindlicher Neigung,

nur in dem sonderbaren Bestreben, die Großen nachzuahmen.

Im Vorzimmer traf ich die Iwins, begrüßte sie und stürzte dann zu Großmama; ich theilte ihr mit, Iwins seien gekommen, und zwar in so erregter Weise, als ob diese Nachricht sie vollkommen glücklich machen müsse. Dann folgte ich Ssergej, ohne ihn aus den Augen zu lassen, in's Gastzimmer und beobachtete jede seiner Bewegungen Als Großmama ihm sagte, er sei sehr gewachsen, und ihre durchdringenden Augen auf ihn heftete, empfand ich das Gefühl von Furcht und Hoffnung, welches ein Künstler haben muß, wenn er von einem sehr geschätzten Richter das Urtheil über sein Werk erwartet. Der junge Gouverneur der Iwins, Herr Frost, ging mit Großmama's Erlaubniß mit uns in das Gärtchen; er setzte sich auf eine grüne Bank, schlug seine Beine malerisch übereinander, steckte seinen Spazierstock mit Bronzeknopf zwischen dieselben und zündete sich gemächlich eine Cigarre an; sein ganzes Wesen schien anzudeuten, daß er sehr mit sich zufrieden war.

Herr Frost war ein Deutscher, aber keineswegs ein Deutscher von dem Schlage unseres guten Karl Iwanowitsch. Erstens sprach er richtig Russisch und mit schlechter Aussprache auch Französisch; er erfreute sich überhaupt, und besonders unter den Damen, des Rufes eines sehr gelehrten Mannes; zweitens trug er einen rothen Schnurrbart, eine große Busennadel mit einem Rubin auf einer schwarzen Atlas-Cravate, deren Enden unter den Hosenträgern durchgeschoben waren, und hellblaue Beinkleider mit Litze und Strippen; drittens war er jung und von schönem, selbstgefälligem Aeußeren, und hatte ungewöhnlich

kräftige, muskulöse Beine; man merkte, daß er auf den letzteren Vorzug besonders viel gab, er stellte seine Beine immer an die sichtbarste Stelle; stets, ob er stand oder saß, waren seine Waden in Bewegung; er zweifelte nicht daran, dadurch auf die Frauen Eindruck zu machen. Er war der Typus eines jungen Deutschrussen, der Weltmann und Courschneider sein will.

Im Gärtchen ging es sehr fröhlich zu. Wir spielten Ritter und Räuber, und es ging prächtig; aber ein Vorfall hätte fast Alles verdorben. Sserjoscha war Räuber, er verfolgte die Reisenden und schlug im vollen Laufe so stark mit dem Knie gegen einen Baum, daß ich dachte, seine Kniescheibe müsse zersplittern. Obschon ich Ritter war und die Pflicht hatte, ihn zu fangen, ging ich zu ihm hin und fragte theilnehmend, ob es ihm weh thue. Sserjoscha ärgerte das, er ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuße und schrie mir mit einer Stimme, welche deutlich bewies, daß er sich stark verletzt hatte, zu:

„Nun, was soll's? Das ist gar kein Spiel mehr! Warum nimmst du mich nicht gefangen? Warum nimmst du mich nicht gefangen?" wiederholte er mehrere Male, seitwärts nach Wolodja und dem älteren Iwin blickend, welche die Reisenden vorstellten und hüpfend hin und her liefen; plötzlich juchzte er schrill auf und stürzte dann mit hellem Lachen vorwärts, um sie zu fangen.

Ich kann nicht wiedergeben, wie sehr mich dieses heldenhafte Benehmen in Erstaunen versetzte und für Sserjoscha einnahm; trotz der schrecklichen Schmerzen weinte er nicht blos nicht, man sah ihm nicht einmal an, daß er sich verletzt hatte, und er vernachlässigte auch nicht einen Augenblick das Spiel.

Bald nachher, nachdem Ilinka Grapp sich noch zu uns gesellt hatte und wir bis zum Mittagessen nach oben gegangen waren, hatte Sserjoscha Gelegenheit, mich durch seine erstaunliche Männlichkeit und Charakterstärke noch mehr zur Bewunderung hinzureißen.

Ilinka Grapp war der Sohn eines armen Ausländers, welcher früher einmal im Hause meines Großvaters gelebt hatte und ihm für irgend etwas Dank schuldete und der es deshalb für seine unabweisliche Pflicht hielt, seinen Sohn sehr häufig zu uns zu schicken. Wenn er glaubte, die Bekanntschaft mit uns könne seinem Sohne Ehre oder Vergnügen machen, dann irrte er sich entschieden, weil wir mit Ilinka nicht nur nicht freundschaftlich verkehrten, sondern ihn überhaupt nur dann beachteten, wenn wir uns über ihn lustig machen wollten. Ilinka Grapp war ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, mager, hoch gewachsen, bleich, mit einem gutherzig blickenden Vogelgesichtchen. Er war sehr ärmlich gekleidet, aber dafür stets so reichlich pomadisirt, daß wir behaupteten, bei Grapp's schmelze die Pomade an heißen Tagen auf dem Kopfe und fließe auf die Kleider. Wenn ich jetzt an ihn denke, so finde ich, daß er ein dienstfertiger, sanfter und guter Junge war; damals erschien er mir als ein verächtliches Geschöpf, das weder Bedauern noch überhaupt Beachtung werth sei.

Als das Ritter- und Räuberspiel zu Ende war, gingen wir hinauf und begannen zu „tollen" und einander in gymnastischen Kunststücken zu überbieten. Ilinka schaute uns, zaghaft lächelnd, mit Verwunderung zu, und als er aufgefordert wurde, auch etwas zu versuchen, weigerte er sich und sagte, er habe gar keine Kräfte. Sserjoscha war besonders liebenswürdig; er hatte seinen Rock ausgezogen

— Gesicht und Augen glühten — er lachte unaufhörlich und trieb immer neue Streiche; er sprang über drei neben einander gestellte Stühle, schlug Rad durch das ganze Zimmer, stellte sich auf den Kopf auf den Wörterbüchern von Tatischtschew, die wir ihm als Unterlage in die Mitte des Zimmers gelegt hatten, und schlenkerte dabei in so urkomischer Weise mit den Beinen, daß man sich unmöglich des Lachens enthalten konnte. Nach diesem letzten Kunststück sann er nach, blinzelte mit den Augen und wendete sich plötzlich mit ganz ernstem Gesicht an Ilinka: „Versuchen Sie das auch, es ist wirklich nicht schwer.“ Grapp erröthete, als er bemerkte, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren und versicherte mit kaum hörbarer Stimme, daß er das nicht könne.

„Nun, was soll das, warum will er nichts zum Besten geben? Was für ein Mädchen! . . . er muß Kopf stehen! Unbedingt!“

Und Sserjoscha faßte ihn an der Hand.

„Unbedingt, unbedingt Kopf stehen!“ schrieen wir Alle, und umdrängten Ilinka, der sichtlich erschrocken war und erbleichte — wir faßten ihn an den Händen und zogen ihn zu den Wörterbüchern.

„Laßt mich los, ich will selbst! Ihr zerreißt mir den Rock!“ schrie das unglückliche Opfer. Aber diese Rufe der Verzweiflung reizten uns nur noch mehr; wir wollten uns todtlachen; das grüne Röckchen krachte in allen Nähten.

Wolodja und der ältere Iwin beugten ihm den Kopf und stellten ihn auf die Wörterbücher; ich und Sserjoscha faßten den armen Jungen an seinen dünnen Beinen, mit denen er nach allen Seiten ausschlug; wir krempelten seine Beinkleider bis zu den Knieen auf und stellten seine Füße

mit lautem Gelächter gerade aufrecht; der jüngste Iwin hielt den ganzen Körper im Gleichgewicht.

Es machte sich so, daß wir Alle nach diesem lärmenden Gelächter plötzlich verstummten, und im Zimmer wurde es so still, daß nur der schwere Athem des unglücklichen Grapp hörbar war. In jenem Augenblick war ich doch nicht ganz davon überzeugt, daß das Alles sehr lächerlich und lustig sei.

„Jetzt ist er ein schneidiger Bursche!“ sagte Sserjoscha, ihm mit der Hand Eins versetzend.

Ilinka schwieg und schlug, um sich loszumachen, mit den Beinen nach allen Seiten aus. Bei einer dieser verzweifelten Bewegungen traf er Sserjoscha's Auge mit seinem Absatz so stark, daß Sserjoscha sofort die Beine losließ und das Auge bedeckte, aus dem unfreiwillige Thränen quollen; dabei versetzte er Ilinka mit aller Kraft einen Stoß. Ilinka, der von uns nicht mehr gehalten wurde, fiel wie ein Mehlsack zu Boden und konnte vor Thränen kaum die Worte hervorbringen:

„Warum tyrannisirt ihr mich?“

Die klägliche Gestalt des armen Ilinka, mit dem verweinten Gesicht, den struppigen Haaren und den aufgekrempelten Hosen, unter welchen man die ungereinigten Stiefelschäfte sah, machte uns stutzig; wir schwiegen Alle und versuchten gezwungen zu lächeln.

Sserjoscha faßte sich zuerst.

„Seht das Frauenzimmer, das alte Weib“, sagte er, ihn leicht mit dem Fuße berührend; „mit ihm kann man keinen Spaß machen . . . Nun, genug, stehen Sie auf.“

„Ich sage dir, daß du ein nichtsnutziger Junge bist“,

versetzte Ilinka wüthend und brach, sich abwendend, in lautes Schluchzen aus.

„A, ah! Mit Absätzen schlagen und noch schimpfen!" rief Sserjoscha, ergriff ein Wörterbuch und schwenkte es über dem Kopfe des Unglücklichen, der gar nicht daran dachte, sich zu vertheidigen, sondern nur seinen Kopf mit beiden Händen bedeckte.

„Da hast du's, da hast du's!" . . . Lassen wir ihn allein, wenn er keinen Spaß versteht . . . komm't nach unten", sagte Sserjoscha mit erkünsteltem Lachen.

Ich blickte theilnehmend auf den Aermsten, der, am Boden liegend, sein Gesicht zwischen den Wörterbüchern verbarg und dermaßen weinte, daß man fast glauben konnte, er würde sterben, so heftig waren die Zuckungen, die seinen ganzen Körper schüttelten.

„Ach Ssergej", sagte ich zu ihm, „warum thatest du das?"

„Na, das ist nett . . . ich denke, ich habe nicht geweint, als ich mir heute das Bein fast bis auf die Knochen zerschlug."

„Ja, da hat er Recht", dachte ich, „Ilinka ist weiter nichts als ein Heulfritze, aber dieser Sserjoscha — ja, das ist ein Mordsjunge . . . ja, was ist das für ein Prachtkerl."

Ich dachte nicht daran, daß der Arme wohl nicht so sehr des körperlichen Schmerzes wegen als darüber so weinte, daß fünf Knaben, die er vielleicht gern hatte, ganz ohne Ursache darin einig waren, ihn zu hassen und zu quälen.

Ich vermag mir die Grausamkeit meines damaligen Benehmens gar nicht zu erklären. Wie kam es, daß ich

nicht zu ihm hinging, ihn nicht vertheidigte und ihn nicht tröstete? Wo war das Gefühl des Mitleids, das mir so manchmal heiße Thränen auspreßte, wenn ich eine aus dem Neste geworfene junge Dohle sah, oder einen jungen Hund, den man hinter den Zaun warf, oder selbst Hühner, die der Küchenjunge zur Suppe einfing.

War etwa dieses schöne Gefühl in mir durch die Liebe zu Sserjoscha und durch den Wunsch, es ihm gleich zu thun, erstickt? Es war doch nicht viel an dieser Liebe und an dem Wunsche, als ein schneidiger Junge zu erscheinen! Sie bilden den einzigen dunklen Flecken auf den weißen Blättern meiner Erinnerungen aus der Kindheit.

XX.

Die Gäste versammeln sich.

Die außergewöhnliche Geschäftigkeit am Buffet, die helle Beleuchtung, welche all den längst bekannten Gegenständen im Gastzimmer und im Saale ein neues, feiertägliches Aussehen gab, und besonders der Umstand, daß Fürst Iwan Iwanowitsch seine Kapelle geschickt hatte, ließ erkennen, daß man am Abend eine große Anzahl Gäste erwarte.

Sobald ich einen Wagen rollen hörte, rannte ich zum Fenster, drückte mein Gesicht an die Scheibe und schaute mit ungeduldiger Neugier auf die Straße. In der Dunkelheit konnte ich allmählich erkennen: gegenüber — den Laden mit der Laterne, schräg nach links — das große Haus mit zwei erleuchteten Fenstern, in der Mitte der Straße — eine altfränkische Droschke mit zwei In=

sassen, oder eine leere Kalesche, die im Schritt nach Hause fuhr. Doch nun kam ein geschlossener Wagen vorgefahren, und ich lief in der festen Ueberzeugung, das seien Iwins — sie hatten versprochen, früh zu kommen — ins Vorzimmer, um sie zu empfangen. Statt Iwins zeigten sich hinter dem betreßten Arme, der den Schlag öffnete, zwei Wesen weiblichen Geschlechts. Die Eine — groß, in langem blauen Pelzmantel mit Zobelkragen, die Andere — klein, ganz in einen grünen Shawl eingewickelt, aus dem nur kleine Füßchen in Pelzstiefelchen hervorguckten.

Ich machte eine Verbeugung; aber ohne daß diese oder überhaupt meine Anwesenheit im Vorzimmer im mindesten beachtet worden wäre, ging die Kleine schweigend zu der Großen und blieb vor ihr stehen. Die Große wickelte das Tuch los, das den ganzen Kopf der Kleinen verhüllte und knöpfte ihr den Mantel auf. Als nun der Livreebediente alle diese Sachen an sich genommen und ihr die Pelzstiefelchen ausgezogen hatte, war aus der eingemummten Gestalt ein wunderhübsches zwölfjähriges Mädchen geworden — in kurzem, ausgeschnittenen Musselinkleidchen, mit weißen Höschen und ganz kleinen schwarzen Schuhchen. Das weiße Hälschen umgab ein schwarzes Sammetbändchen; ihr ganzes Köpfchen war mit dunkelblonden Locken bedeckt, die vorn ihrem hübschen Gesichtchen und hinten ihren weißen Schultern so gut standen, daß ich Niemandem, selbst Karl Iwanowitsch nicht geglaubt hätte, die Locken seien dadurch entstanden, daß sie von Morgens an um Schnitzel der Moskauer Zeitung gewickelt und nachher mit heißen Eisen gebrannt worden waren. Mir schien, als müsse sie mit diesem Lockenkopf geboren sein.

Ein auffallender Zug in ihrem Gesicht war die un=

gewöhnliche Größe der etwas frei liegenden, halbgeschlossenen Augen, die einen seltsamen, aber angenehmen Gegensatz zu dem feinen, kleinen Mündchen bildeten. Ihre Lippen waren geschlossen, sie schaute so ernst aus ihren Augen, daß ihr Gesichtsausdruck kein Lächeln erwarten ließ — aber man meinte, ein Lächeln von ihr müsse um so bezaubernder sein.

Um nicht bemerkt zu werden, huschte ich schnell in den Saal und fand es nöthig, auf und ab zu gehen, als ob ich ganz in Gedanken versunken wäre und gar nichts von der Ankunft der Gäste wüßte. Als die Damen bis in die Mitte des Saales gelangt waren, machte ich — als sei ich erst soeben aufmerksam geworden — meinen Kratzfuß und sagte, Großmutter sei im Gastzimmer. Frau Walachin nickte mir freundlich zu; ihr Gesicht gefiel mir sehr, besonders weil ich eine große Aehnlichkeit mit ihrer Tochter Ssonitschka darin fand.

Großmama war, wie es schien, sehr erfreut, Ssonitschka zu sehen; sie rief sie näher zu sich heran, rückte eine über die Stirn herabhängende Locke auf ihrem Köpfchen zurecht, sagte, sie unverwandt anblickend: „Quelle charmante enfant!“ Ssonitschka lächelte, wurde roth und sah dadurch so lieblich aus, daß auch ich erröthete, während ich sie ansah.

„Ich hoffe, du wirst dich bei mir nicht langweilen, Herzchen“, sagte Großmama, sie unters Kinn fassend; „sei nur vergnügt und tanze nach Herzenslust. — Da hätten wir nun schon eine Dame und zwei Herren“, fügte sie hinzu, sich an Frau Walachin wendend und mich mit der Hand leicht berührend.

Diese Annäherung war mir so angenehm, daß ich nochmals erröthete.

Da ich merkte, daß meine Verlegenheit zunahm, und zufällig das Rollen einer ankommenden Equipage hörte, fand ich es für gut, mich zu entfernen. Im Vorzimmer fand ich die Fürstin Kornakow mit ihrem Sohn und einer unglaublichen Zahl von Töchtern. Die Töchter hatten alle dasselbe Gesicht, ähnlich dem der Mutter, d. h. sie waren häßlich; deshalb fesselte keine meine Aufmerksamkeit. Nachdem sie ihre Mäntel und Boas abgenommen hatten, schwirrten plötzlich ihre dünnen Stimmchen durcheinander; sie rannten geschäftig hin und her und lachten über etwas — wohl darüber, daß ihrer so viele waren. Etienne war ein Knabe von fünfzehn Jahren, hoch von Wuchs und fleischig, aber mit abgemagertem Gesicht, eingefallenen, blaugeränderten Augen und für sein Alter riesigen Händen und Füßen; er war plump, hatte eine unangenehme, nicht gleichmäßige Stimme, schien indeß sehr zufrieden mit sich selbst zu sein und war überhaupt so, wie ein Knabe, den man mit Ruthen züchtigt, nach meinen Begriffen sein konnte.

Wir standen ziemlich lange einander gegenüber und beschauten uns, ohne ein Wort zu sagen; als wir uns dann näher gekommen waren, schien es, als wollten wir uns küssen, aber nach nochmaligem Anblicken besannen wir uns eines Anderen, ich weiß nicht recht, warum. Als die Kleider aller seiner Schwestern an uns vorbeigerauscht waren, fragte ich, um überhaupt ein Gespräch anzuknüpfen, ob es ihnen im Wagen nicht zu eng gewesen wäre?

„Ich weiß nicht,“ antwortete er mir nachlässig, „denn ich fahre nie im geschlossenen Wagen, weil mir immer

gleich übel wird, und Mamachen weiß das. Wenn wir Abends ausfahren, sitze ich stets auf dem Bock — das ist viel lustiger — man sieht Alles, Philipp läßt mich kutschiren, zuweilen nehme ich auch die Peitsche. Und so im Vorbeifahren zuweilen irgend Jemandem — wissen Sie", fügte er mit ausdrucksvoller Geberde hinzu, — „famos!"

„Durchlaucht, Philipp fragt, wohin Sie die Peitsche zu legen beliebten?" sagte ein Lakai, ins Vorzimmer tretend.

„Wieso, legen? Ich habe sie ihm abgegeben."

„Er sagt, Sie hätten sie nicht abgegeben."

„Nun, dann habe ich sie über die Laterne gehängt."

„Philipp sagt, sie hänge auch an der Laterne nicht und Sie thäten besser, zu sagen, daß Sie dieselbe genommen und verloren haben, nun muß Philipp mit seinem Gelde für Ihre Unart aufkommen," fuhr der aufgebrachte Lakai sich mehr und mehr ereifernd fort.

Der Lakai, welcher augenscheinlich ein ehrenwerther, griesgrämiger Mann war, nahm sehr eifrig Philipps Partei und schien gesonnen, die Sache unter allen Umständen ins Klare zu bringen. Unwillkürlich ging ich aus Zartgefühl beiseite; aber die anwesenden Lakaien dachten anders über den Fall; sie rückten näher und blickten mit sichtlicher Zustimmung auf den alten Diener.

„Nun, verloren ist verloren", sagte Etienne um weiteren Auseinandersetzungen auszuweichen, „was ihn die Peitsche kostet, werde ich zahlen. Es ist wirklich ganz lächerlich", fügte er hinzu, auf mich zukommend und mich zum Gastzimmer drängend.

„Nein, erlauben Sie, junger Herr, wovon wollen Sie

bezahlen? Ich weiß ja, wie Sie zahlen; der Maria Wassiljewna zahlen Sie nun schon seit acht Monaten 2½ Groschen — auch mir, glaube ich, seit mehr als zwölf Monaten, dem Peter . . ."

„Wirst du schweigen!" schrie der junge Fürst, bleich vor Wuth, „das werde ich Alles erzählen."

„Alles erzählen, ja Alles erzählen", murmelte der Lakai. „Es ist wirklich nicht recht, Durchlaucht", fügte er ganz besonders ausdrucksvoll hinzu, als wir gerade in den Saal traten, und verfügte sich dann mit den Mänteln in das Kleiderzimmer.

„So war's recht!" hörte man im Vorzimmer beifällige Stimmen.

Großmama hatte die besondere Gabe, ihre Meinung über Leute dadurch zu äußern, daß sie das Fürwort der zweiten Person — in der Mehrzahl oder Einzahl — mit einer bestimmten Betonung und in bestimmten Fällen einschob. Als der junge Fürst zu ihr kam, sagte sie ihm einige Worte, ihn mit Sie anredend, und blickte mit dem Ausdruck solcher Geringschätzung auf ihn, daß ich an seiner Stelle ganz verwirrt geworden wäre; aber Etienne war augenscheinlich ein Knabe von anderer Art; er beachtete den Empfang von Seiten Großmama's nicht nur nicht, sondern schien selbst ihre Person kaum zu bemerken, und er verbeugte sich vor der ganzen Gesellschaft vielleicht nicht sehr geschickt, aber doch ganz ungezwungen. Ssonitschka nahm all' meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Wenn ich mich im Saale an einer Stelle unterhielt, von wo aus Sonitschka zu sehen war und mich hören konnte, so sprach ich mit Vergnügen, und hatte ich etwas nach meinen Begriffen Lustiges oder Witziges zu sagen, so sprach ich lauter

und schaute dabei nach der Thür zum Gastzimmer; wenn wir dann an eine Stelle kamen, wo man uns vom Gastzimmer aus weder sehen noch hören konnte, so schwieg ich ganz und fand keinen Gefallen mehr an dem Gespräche.

Gastzimmer und Saal füllten sich allmählich mit Gästen; unter diesen befanden sich, wie das bei Kinderbällen stets zu sein pflegt, auch einige große Kinder, welche die Gelegenheit nicht versäumen wollten, sich zu amüsiren und zu tanzen, und zwar anscheinend nur, um der Wirthin einen Gefallen zu thun.

Als Iwins ankamen, verspürte ich statt des Vergnügens, das ich sonst stets beim Zusammentreffen mit Sserjoscha empfunden hatte, ein seltsames Mißbehagen bei dem Gedanken, daß er Ssonitschka sehen und sich ihr zeigen werde.

XXI.

Vor der Mazurka.

Ah, man merkt, daß bei euch getanzt werden soll", sagte Sserjoscha, aus dem Gastzimmer heraustretend und ein paar neue, helle Glacéhandschuhe aus der Tasche ziehend; „man muß Handschuhe anziehen."

„Wie soll das werden? Wir haben keine Handschuhe", dachte ich; ich muß hinaufgehen, nachsuchen."

Aber obgleich ich alle Kommoden durchwühlte, fand ich in der einen nur — unsere grünen Reise-Fausthandschuhe und in der anderen einen Glacéhandschuh, der ganz und gar nicht für mich zu gebrauchen war: erstens weil er sehr alt und schmutzig aussah, zweitens weil er mir viel zu groß war, und hauptsächlich weil der Mittel-

finger ganz fehlte; Karl Iwanowitsch hatte ihn wahrscheinlich vor langer Zeit für einen kranken Finger abgeschnitten. Ich zog indeß diesen Rest eines Handschuhs an und beschaute aufmerksam die Stelle des Mittelfingers, welcher bei mir in der Regel mit Tinte befleckt war.

Ja wenn Natalia Ssawischna nur hier wäre, die würde gewiß auch Handschuhe finden. Hinunter kann ich so nicht gehen, denn was soll ich sagen, wenn man mich fragt, warum ich nicht tanze? Und hier bleiben darf ich auch nicht, denn man wird mich ganz bestimmt vermissen. Was soll ich thun? sagte ich aufgeregt mit den Armen gestikulirend.

„Was machst du hier? fragte der hastig eintretende Wolodja; „geh', engagire eine Dame . . . es fängt gleich an."

„Wolodja", sagte ich, ihm meine Hand, von welcher zwei Finger in dem schmutzigen Handschuh steckten, vorstreckend, in halber Verzweiflung: „Wolodja, daran hast du nicht gedacht!"

„Woran?" fragte er mit Ungeduld, „Ah! an Handschuhe", fügte er ganz gleichmüthig hinzu, nachdem er meine Hand bemerkt hatte: „Ja, das stimmt; wir müssen Großmama fragen . . . was sie sagen wird", und ohne sich zu besinnen, rannte er nach unten.

Die Kaltblütigkeit, mit der er sich in diesem Falle benahm, der mir so wichtig erschien, wirkte beruhigend auf mich, und ich eilte in's Gastzimmer, ohne daran zu denken, daß der verstümmelte Handschuh auf meiner linken Hand saß.

Vorsichtig näherte ich mich Großmamas Sessel und ihre Mantille leicht berührend, flüsterte ich ihr zu:

„Großmama, was sollen wir machen? Wir haben keine Handschuhe!“

„Was, mein Herzchen?“

„Wir haben keine Handschuhe“, wiederholte ich, näher und näher rückend, und legte dabei beide Hände auf die Armlehne des Stuhles.

„Aber was ist denn das?“ sagte sie, plötzlich meine linke Hand ergreifend. „Voyez ma chère“, fuhr sie fort, sich an Frau Walachin wendend . . . „Voyez, comme ce jeune homme s'est fait élégant pour danser avec votre fille.“

Großmama hielt meine Hand ganz fest und schaute die Anwesenden ernsthaft und mit fragendem Blicke so lange an, bis die Neugier Aller befriedigt und das Gelächter allgemein geworden war.

Wenn Sserjoscha mich in dem Augenblick gesehen hätte, als ich, zerknirscht vor Scham, umsonst versuchte, meine Hand loszumachen, würde ich mir die Sache sehr zu Herzen genommen haben; aber vor Ssonitschka, welche dermaßen lachte, daß ihr die Thränen in die Augen traten und alle Löckchen um ihr geröthetes Gesichtchen herumtanzten, schämte ich mich gar nicht. Ich merkte, daß ihr Lachen zu laut und natürlich war, um glauben zu können, daß sie mich auslache; im Gegentheil, dadurch, daß wir beide lachten und uns dabei ansahen, schien eher eine Annäherung stattzufinden. Der Vorfall mit dem Handschuh, der ja für mich übel enden konnte, brachte mir den Vortheil, daß er mir jede Befangenheit in dem Kreise benahm, der mir immer am meisten Furcht eingeflößt hatte — im Kreise des Gastzimmers; ich fühlte nun im Saale auch nicht die geringste Befangenheit mehr.

Schüchterne leiden deshalb, weil sie im Unklaren sind über die Meinung, die man sich von ihnen gebildet hat; ist einmal diese Meinung — wie dieselbe auch ausfallen möge — deutlich ausgesprochen, so hören die Leiden auf.

Wie reizend sah Ssonitschka Walachin aus, als sie mir gegenüber mit dem plumpen, jungen Fürsten Quadrille tanzte! Wie lieblich lächelte sie, als sie mir bei der Chaîne die Hand reichte! Wie niedlich hüpften ihr im Takte die dunkelblonden Locken auf dem Köpfchen, und wie anmuthig führte sie Jeté assemblé mit ihren zierlichen Füßchen aus! In der fünften Figur, als meine Dame auf der anderen Seite war und ich, auf den Takt wartend, mich vorbereitete, das Solo hinüberzutanzen, machte Ssonitschka ein ganz ernstes Gesicht und sah zur Seite. Aber sie hätte sich um mich nicht zu ängstigen brauchen; ich führte kühn Chassé en avant, Chassé en arrière und Glissade aus, und als ich näher herankam, zeigte ich ihr spielend den Handschuh mit den zwei vorgestreckten Fingern. Sie lachte laut auf und tänzelte noch niedlicher mit ihren kleinen Füßchen auf dem Parquet. Ich entsinne mich noch, wie sie, als wir grand rond machten, ihr Köpfchen beugte und, ohne meine Hand loszulassen, ihr Näschen an ihrem Handschuh rieb. Alles das ist mir so frisch in der Erinnerung, als wäre es heute geschehen, und noch tönt die Quadrille aus dem „Donauweibchen“ in meinen Ohren, unter deren Klängen das Alles vor sich ging.

Nun kam auch die zweite Quadrille, welche ich mit Ssonitschka tanzte. Als ich mich neben sie gesetzt hatte, verspürte ich eine außerordentliche Befangenheit, und ich

wußte absolut nicht, worüber ich mit ihr sprechen sollte. Als mein Stillschweigen schon zu lange gewährt hatte, begann ich zu fürchten, sie könne mich für einen Dummkopf halten, und beschloß, ihr um jeden Preis diesen Irrthum zu nehmen. „Vous êtes une habitante de Moscou?“ sagte ich zu ihr und fuhr nach ihrer bejahenden Antwort fort: „Et moi, je n'ai encore jamais fréquenté la capitale“; ich rechnete besonders auf die Wirkung des Wortes „fréquenter“, fühlte indeß, daß ich trotz dieses wunderbaren Anfangs, der meine großen Kenntnisse im Französischen glänzend bewies, nicht im Stande sei, das Gespräch mit demselben Schwunge fortzusetzen. Wir waren noch lange nicht an der Reihe, zu tanzen, und das Schweigen begann aufs Neue; ich blickte sie unruhig an, ich hätte so gern gewußt, welchen Eindruck ich hervorgebracht hatte, und erwartete von ihr Hilfe. „Wo haben Sie einen so urkomischen Handschuh hergenommen?“ fragte sie mich plötzlich, und diese Frage berührte mich höchst angenehm und schaffte mir Erleichterung. Ich erklärte ihr, der Handschuh gehöre Karl Iwanowitsch, und erging mich sogar in ironischer Weise über die Person Karl Iwanowitsch's, wie er komisch aussehe, wenn er sein rothes Käppchen abnehme, und wie er einmal in seinem grünen Winter-Ueberzieher vom Pferde gerade in eine Pfütze gefallen sei u. s. w. Unbemerkt war das Ende der Quadrille herangekommen. Alles das war sehr schön, aber warum hatte ich nur in spöttischem Sinne von Karl Iwanowitsch erzählt? Hätte ich in Ssonitschkas Augen verloren, wenn ich von ihm mit der Liebe und Hochachtung gesprochen hätte, die ich für ihn hegte?

Als die Quadrille vorbei war, sagte Ssonitschka mit

so reizendem Ausdruck „merci" zu mir, als ob ich wirklich ihren Dank verdient hätte. Ich war in Entzücken, konnte mich vor Freude nicht fassen, war einfach nicht mehr ich selbst; woher hatte ich meine Kühnheit, Sicherheit, ja selbst Keckheit? „Nichts auf der Welt kann mich in Verwirrung bringen" — dachte ich, sorglos im Saale auf und ab schlendernd — „ich bin zu Allem fähig!"

Sserjoscha bat mich sein Vis-à-vis zu sein. „Schön", sagte ich, „ich habe zwar keine Dame, aber ich werde schon eine bekommen." Nachdem ich den Saal mit entschlossenem Blicke gemustert hatte, bemerkte ich, daß alle Damen versagt waren, mit Ausnahme einer großen jungen Dame, die bei der Gastzimmerthür stand. Ein hochgewachsener junger Mann ging auf sie zu, wie ich annahm; mit der Absicht, sie zum Tanz aufzufordern; er war zwei Schritte von ihr entfernt — ich war am gegenüberliegenden Ende des Saales. In einem Nu glitt ich graziös über das Parquet bis zu ihr hin, machte meinen Kratzfuß und bat sie mit fester Stimme um den Contre. Mit Gönnerlächeln reichte mir das große Mädchen ihren Arm, und der junge Mann blieb ohne Dame.

Ich fühlte ein derartiges Selbstbewußtsein, daß ich den Aerger des jungen Mannes gar nicht beachtete; später erfuhr ich indeß, daß er sich erkundigt habe, wer der strubbelköpfige Junge gewesen, der an ihm vorbeigeglitten sei und ihm die Dame vor der Nase weggeschnappt habe.

XXII.

Die Mazurka.

Der junge Mann, dem ich die Dame abspenstig gemacht hatte, tanzte die Mazurka im ersten Paar. Er sprang auf, seine Dame an der Hand haltend, und statt den „Pas de Basques“ auszuführen, wie Mimi ihn uns gelehrt hatte, lief er einfach vorwärts; in der einen Ecke angelangt, blieb er stehen, spreizte die Beine, stampfte mit dem Absatz auf, drehte sich um und lief hüpfend weiter.

Da ich zur Mazurka keine Dame hatte, setzte ich mich hinter Großmamas hohen Sessel und schaute zu.

„Was macht der nur?“ überlegte ich bei mir, „das ist ja gar nicht, wie Mimi es uns gelehrt hat, sie behauptet doch, alle Menschen tanzen Mazurka auf den Fußspitzen und mit leichter, fast kreisförmiger Bewegung der Beine; und es ist doch ganz anders. Sieh' doch, Iwins und Etienne und Alle tanzen, aber „Pas de Basques“ machen sie nicht, und unser Wolodja hat ihnen gleich die neue Manier abgesehen. Nicht übel! ... Und was ist Ssonitschka für ein Prachtmädel! Da tanzt sie ...“ Ich war in der fröhlichsten Stimmung.

Die Mazurka ging zu Ende; einige der älteren Herren und Damen verabschiedeten sich von Großmama und fuhren fort; die Lakaien trugen, den Tanzenden vorsichtig ausweichend, allerhand Tischgeräth in die hinteren Zimmer; Großmama war augenscheinlich müde, sie sprach mit Unlust und sehr gedehnt; die Musikanten wiederholten träge zum dreißigsten Male dasselbe Motiv. Auf einmal kam die große junge Dame, mit der ich getanzt hatte, mit schelmischem Lächeln auf mich zu — sie wollte ohne Zweifel

Großmama dadurch gewinnen — und führte Sſonitſchka und eine der unzähligen kleinen Prinzessinnen an der Hand. „Rose ou hortie?“ fragte ſie mich.

„Ah, du biſt hier“, ſagte Großmama, ſich in ihrem Seſſel umwendend — „geh' nur, mein Freundchen, geh'.“

Ich hätte mich in dieſem Augenblick lieber hinter Großmama's Seſſel verſteckt, als getanzt, aber wie konnte ich abſagen? — ich erhob mich, ſagte: „Rose“ und blickte ſchüchtern auf Sſonitſchka. Ich war noch nicht zu mir ſelbſt gekommen, als eine Hand in weißem Glacé ſich bereits in der meinigen befand, und die Prinzeß mit ihrem lieblichſten Lächeln ſich vorwärts zu bewegen begann, ohne im mindeſten zu muthmaßen, daß ich keine Ahnung hatte, was ich mit meinen Füßen anfangen ſollte.

Ich war mir bewußt, daß „Pas de Basques“ nicht am Platze und nicht fein waren und mich ſogar dem Geſpötte ausſetzen konnten; aber die mir ſo bekannten Klänge der Mazurka wirkten auf meinen Gehörſinn, übertrugen den Rhythmus auf meine Nerven, welche ihrerſeits die Bewegung den Beinen mittheilten, und dieſe letzteren fingen ganz unwillkürlich und zum Erſtaunen aller Zuſchauer an, die ſo fatalen, kreisförmig gleitenden Pas auf den Fußſpitzen auszuführen. So lange wir geradeaus ſteuerten, ging die Sache noch ſo ſo, aber beim Umdrehen merkte ich, daß ich, falls ich mich nicht vorſehe, mich ſicher überſtürzen würde. Um eine ſolche Unannehmlichkeit zu vermeiden, machte ich mit der Abſicht Halt, denſelben eleganten Schnörkel auszuführen, wie der junge Mann vom erſten Paare. Aber in dem Augenblick, als ich die Beine ſpreizte und im Begriffe war, in die Höhe zu ſpringen . . . guckte die Prinzeß halbſtarr vor Verwunderung auf meine

Beine. Dieser Blick brachte mich um. Ich wurde so verwirrt, daß ich, anstatt zu tanzen, auf einem Flecke mit den Füßen stampfte, und zwar weder nach dem Tact, noch überhaupt in irgend einer entsprechenden Weise, und endlich ganz stille stand. Alles blickte auf mich, der Eine verwundert, der Andere neugierig, ein Dritter spöttisch, ein Anderer mitleidig; nur Großmama sah ganz gleichgültig drein.

„Il ne fallait pas danser, si vous ne savez pas!“ tönte Papa's ärgerliche Stimme an mein Ohr, und mich leicht bei Seite schiebend, nahm er die Hand meiner Dame, machte mit ihr die Tour nach der alten Mode unter dem lauten Beifall der Zuschauer und führte sie auf ihren Platz. Gleich darauf war die Mazurka zu Ende.

„O Gott, wofür strafst du mich so furchtbar!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Alle verachten mich und werden mich stets verachten . . . mir ist der Weg zu Allem versperrt, zur Freundschaft, zur Liebe, zu Ehren . . . Alles ist dahin! Warum hat mir Wolodja Zeichen gemacht, die Alle sahen und die mir ja doch nicht helfen konnten? Warum hat die widerwärtige Prinzeß so auf meine Beine geguckt? Warum hat Ssonitschka . . . sie ist reizend; aber warum hat sie auch gerade in diesem Augenblick lächeln müssen? Warum ist Papa roth geworden, warum hat er mich bei der Hand genommen? Hat auch er sich meiner schämen müssen? O, das ist fürchterlich! Ja, wenn Mamachen hier wäre, sie würde nicht für ihren Nikolenka erröthet sein. . . Und meine Phantasie ließ sich von diesem lieben Bilde weit, weit forttragen. Ich dachte an die Wiese vor unserem Hause, an die hohen Linden im Garten, an den klaren

Weiher, über dem die Schwalben kreisten, an den blauen Himmel mit weißen, durchsichtigen Wolken — an die frisch duftenden Heuschober, und noch viele stille und freundliche Erinnerungen zogen durch meine aufgeregte Phantasie.

XXIII.

Nach der Mazurka.

Beim Abendessen setzte sich der junge Mann, welcher im ersten Paare getanzt hatte, an unseren Kindertisch und schenkte mir seine besondere Aufmerksamkeit, was meiner Eigenliebe nicht wenig geschmeichelt haben würde, wenn ich nach meinem Unglück überhaupt einer Empfindung fähig gewesen wäre. Aber der junge Mann schien mich um jeden Preis aufheitern zu wollen; er scherzte mit mir, nannte mich ein schneidiges Kerlchen, schänkte, sobald keiner der Großen uns beobachtete, Wein aus verschiedenen Flaschen in mein Glas und drang unbedingt darauf, daß ich stets austrank. Gegen Ende des Abendessens, als der Diener mir nur ein Viertelglas Champagner aus der in eine Serviette eingewickelten Flasche einschänkte und der junge Mann darauf bestand, daß er mir voll eingoß und mich nöthigte, das Glas mit Einem Zuge zu leeren, spürte ich eine angenehme Wärme im ganzen Körper und eine besondere Zuneigung zu meinem fröhlichen Beschützer, und ich brach, ich weiß nicht mehr warum, in lautes Gelächter aus.

Plötzlich erschallten im Saale die Klänge des „Großvaters“ und man begann sich vom Tische zu erheben.

Sofort hatte die Freundschaft des jungen Mannes

ein Ende; er ging zu den Großen, ich dagegen wandte mich, weil ich nicht wagte, ihm zu folgen, zu Frau Walachin, die eben mit ihrer Tochter ein Gespräch hatte, dem ich neugierig zuhörte:

„Noch ein halbes Stündchen", flehte Ssonitschka.

„Es ist wirklich unmöglich, mein Engel."

„Nun, für mich thust du es schon, bitte", sagte sie schmeichelnd.

„Wird es dir denn angenehm sein, wenn ich morgen krank bin?" fragte Frau Walachin und war dabei so unvorsichtig zu lächeln.

„Ah, du erlaubst also! Wir bleiben", sagte Ssonitschka mit einem Freudensprung.

„Was soll ich mit dir anfangen? Geh', tanze . . . da hast du gleich einen Tänzer", sagte sie, auf mich zeigend.

Ssonitschka gab mir die Hand, und wir liefen in den Saal.

Der genossene Wein, sowie Ssonitschka's Anwesenheit und Fröhlichkeit ließen mich den unglücklichen Vorfall bei der Mazurka gänzlich vergessen. Ich machte die komischsten Bewegungen mit meinen Beinen; einmal ahmte ich ein Pferd im Trabe nach und hob dabei stolz die Beine, dann trampelte ich wie ein Hammel, der über einen Hund in Wuth geräth, auf einer Stelle; dabei lachte ich so recht von Herzen und es kümmerte mich nicht im mindesten, welchen Eindruck ich auf die Zuschauer machte. Auch Ssonitschka hörte nicht auf zu lachen; sie lachte darüber, daß wir uns Hand in Hand drehten, und schüttelte sich vor Lachen als sie einen alten Herrn erblickte, der, die Beine langsam hebend, über das Schnupftuch schritt und dem man es ansah, daß ihm das sehr schwer wurde, und

sie wollte vor Lachen umkommen, als ich fast bis zur Decke in die Höhe sprang, um meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Als ich durch Großmama's Kabinet schritt, besah ich mich im Spiegel; mein Gesicht war mit Schweiß bedeckt, die Haare ganz strubbelig, die Wirbelhaare sträubten sich mehr als je in die Höhe, aber der allgemeine Gesichtsausdruck war ein so fröhlicher, guter und gesunder, daß ich mir selber gefiel.

Wenn ich immer so wäre, wie jetzt, dachte ich bei mir — könnte ich doch noch gefallen.

Aber als ich nun wieder das schöne Gesichtchen meiner Dame ansah, fand ich in ihm außer dem Ausdrucke der Fröhlichkeit, Gesundheit und Sorglosigkeit, die mir in dem meinen gefielen, so viel vornehme und zarte Schönheit, daß ich mir selbst leid that; mir wurde es klar, wie dumm es für mich sei, zu hoffen, die Aufmerksamkeit eines so wunderbaren Geschöpfes auf mich zu lenken.

Ich durfte nicht auf Erwiderung meiner Gefühle hoffen; ja ich dachte auch nicht daran, mein Herz war ohnehin übervoll von Glück. Ich begriff nicht, wie man bei dem Gefühle von Liebe, das meine Seele mit Wonne erfüllte, noch größeres Glück oder irgend etwas Anderes wünschen könne, als daß dieses Gefühl niemals aufhöre. Mir klopfte das Herz zum Zerspringen, das Blut strömte unaufhaltsam zu ihm hin und es überkam mich wie Weinen.

Als wir im Korridor an dem dunklen Verschlage unter der Treppe vorbeischritten, dachte ich: was für ein Glück wäre es, wenn wir hundert Jahre zusammen in diesem dunklen Verschlage verleben könnten und Niemand wüßte, daß wir da wohnen.

„Nicht wahr, heute ist es sehr lustig?“ sagte ich mit leiser, zitternder Stimme und beschleunigte meine Schritte, denn ich erschrak — nicht so sehr über das, was ich gesagt hatte, als über das, was ich noch sagen wollte.

„Ja . . . sehr!“ antwortete sie, ihr Köpfchen mit so treuherzigem Blicke zu mir wendend, daß meine Scheu zu weichen begann.

„Besonders nach dem Essen . . . Aber wenn Sie wüßten, wie leid es mir thut (weh wollte ich sagen, aber meine Kühnheit reichte nicht), daß Sie bald fort müssen und wir uns nicht wiedersehen werden.“

„Warum sollten wir uns nicht wiedersehen?“ sagte sie, unverwandt auf die Spitzen ihrer Schuhe blickend und mit dem kleinen Finger das Gitterwerk der Wandschirme entlang fahrend, an welchen wir vorüber gingen, „jeden Dienstag und Freitag fährt Mama mit mir auf dem Twer-Boulevard spazieren. Gehen Sie denn nicht aus?“

„Ganz bestimmt werde ich Dienstag um Erlaubniß bitten, und wenn man mich nicht läßt, so laufe ich allein weg — ohne Mütze. Den Weg kenne ich.“

„Wissen Sie was? sagte Ssonitschka plötzlich, „ich sage zu einigen Knaben, die zu uns kommen, immer du; wollen wir uns auch du sagen? Willst du?“ fügte sie hinzu, ihr Köpfchen reckend und mir gerade in die Augen sehend.

In diesem Augenblick traten wir in den Saal, die Musik intonirte einen anderen lebhafteren Theil des „Großvaters“. „Gut, komm! . . en Sie“, sagte ich, als die Musik und der Lärm meine Worte vielleicht übertäubten.

„Komm und nicht kommen Sie“, verbesserte Ssonitschka und lachte.

Der „Großvater" war zu Ende, und ich hatte nicht eine einzige Bemerkung mit du fertig gebracht, obgleich ich eifrig nach Sätzen gesucht hatte, in welchen dieses Fürwort mehrere Male vorkäme. Es fehlte mir an Kühnheit. „Willst du?" „Komm!" tönte es fortwährend in meinen Ohren, ich war wie berauscht, ich sah nichts und Niemanden außer Ssonitschka. Ich sah, wie man ihr die Locken hinter die Ohren zusammenlegte und wie dabei ein Theil ihrer Stirn und Schläfen frei wurde, den ich noch nicht gesehen hatte, ich sah, wie man sie in den grünen Shawl so einwickelte, daß nur ihr Nasenspitzchen hervorguckte; ich bemerkte, daß sie sicher erstickt wäre, hätte sie nicht mit ihren rosigen Fingerchen eine kleine Oeffnung um den Mund freigemacht, und sah, wie sie ihrer Mutter nach die Treppe hinunterging, sich schnell nach uns umdrehte, mit dem Köpfchen nickte und hinter der Thür verschwand.

Wolodja, die Iwins, der junge Fürst, ich, wir Alle waren in Ssonitschka verliebt und verfolgten sie, auf der Treppe stehend, mit unseren Blicken. Wem sie besonders zugenickt hatte, weiß ich nicht, aber in jenem Augenblick war ich fest davon überzeugt, daß es nur mir gegolten hatte.

Als ich mich von den Iwins verabschiedete, sprach ich sehr frei, sogar etwas kühl mit Sserjoscha und reichte ihm die Hand. Wenn er gemerkt hat, daß er vom heutigen Tage an meine Liebe und seine Macht über mich verloren hatte, so bedauerte er dies ohne Zweifel, obschon er versuchte, ganz gleichmüthig zu scheinen.

Zum ersten Male in meinem Leben wurde ich ungetreu in der Liebe, und zum ersten Male empfand ich die Süßigkeit dieses Gefühls. Mit Entzücken wechselte

ich das alte abgetragene Gefühl der gewohnten Ergebenheit gegen ein frisches Liebesgefühl voll Geheimniß und Ungewißheit. Außerdem bedeutet: gleichzeitig eine Liebe vergessen und eine neue beginnen — zwiefach lieben.

XXIV.

Im Bette.

Wie habe ich nur Sserjoscha so leidenschaftlich und so lange lieben können? überlegte ich, im Bette liegend. — Nein, er hat es nie verstanden, nie gewürdigt und war meiner Liebe nicht werth . . . aber Ssonitschka? was ist das für ein herrliches Wesen! „Willst du?“ „Du mußt anfangen!“

Ich schnellte auf allen Vieren in die Höhe, stellte mir lebhaft ihr Gesichtchen vor, zog die Decke über den Kopf, drückte sie von allen Seiten fest, legte mich dann, als keine Oeffnung mehr geblieben war, nieder und gab mich, von einer angenehmen Wärme durchströmt, süßen Träumen und Erinnerungen hin. Nachdem ich lange unverwandt das Futter der Steppdecke angestarrt hatte, sah ich sie so deutlich wie vor einer Stunde; in Gedanken unterhielt ich mich mit ihr, und dieses Gespräch bereitete mir, obschon gar kein Sinn darin war, einen unbeschreiblichen Genuß, weil du, dir, mit dir, dein darin fortwährend vorkamen.

Diese Phantasiegebilde waren so deutlich, daß ich vor süßer Erregung nicht einschlafen konnte, und mich drängte es, mit Jemand das Uebermaß meines Glückes zu theilen.

„Herzensbrüderchen!“ sagte ich fast laut, mich un-

gestüm auf die andere Seite werfend — „Wolodja! schläfst du?“

„Nein“, antwortete er mit schläfriger Stimme, „Was soll's?“

„Ich bin verliebt, Wolodja! ganz verliebt in Ssonitschka.“

„Nun, meinetwegen“, antwortete er sich reckend.

„Ach, Wolodja“, du kannst dir gar nicht vorstellen, was in mir vorgeht . . . siehst du, eben lag ich, die Decke über den Kopf gezogen, und da habe ich sie so deutlich gesehen, so deutlich, und mit ihr gesprochen habe ich — es ist erstaunlich. Und weißt du, was noch? Wenn ich so daliege und an sie denke, wird mir, weiß Gott warum, so traurig, und ich habe große Lust zu weinen.“

Wolodja machte eine Bewegung.

„Nur Eins wünschte ich mir,“ fuhr ich fort, „und das wäre, immer bei ihr zu sein, sie immer zu sehen und weiter nichts. Und du — bist du auch verliebt? Gestehe nur die Wahrheit, Wolodja.“

Seltsam; ich wollte, daß Alle in Ssonitschka verliebt seien und das auch äußerten.

„Was geht das dich an?“ sagte Wolodja, sich mit dem Gesichte zu mir wendend, — „vielleicht.“

„„Du wolltest nicht schlafen, du hast dich nur so gestellt?“ rief ich, als ich an seinen glänzenden Augen sah, daß er gar nicht an Schlaf dachte, und warf die Decke zurück. „Komm, sprechen wir lieber von ihr, nicht wahr, sie ist entzückend? . . . so entzückend, daß, wenn sie mir sagen würde: „Nikolenka, springe aus dem Fenster, oder stürze dich ins Feuer,“ ich mich bestimmt keinen Augenblick besinnen würde — ich spränge sofort und mit Freuden.

Ach, wie reizend sie ist!" fügte ich hinzu, meine Phantasie zauberte sie mir ganz lebhaft vor, und um dieses Bild recht zu genießen, warf ich mich mit einem Ruck auf die andere Seite und steckte meinen Kopf unter die Kissen. — „Ich möchte gleich losweinen, Wolodja."

„Du bist dumm!" sagte er lächelnd und nach kurzer Pause. „Ich bin gar nicht so wie du; ich denke mir, wenn es möglich wäre, möchte ich zunächst neben ihr sitzen und mit ihr sprechen . . ."

„Ah! also du bist auch verliebt?" unterbrach ich ihn.

„Dann," fuhr Wolodja mit einem zärtlichen Lächeln fort, „möchte ich ihre Fingerchen, ihre Augen, ihr Mündchen, ihr Näschen, ihr Füßchen — mit Einem Worte Alles an ihr küssen."

„Dummheiten!" rief ich unter den Kissen her.

„Du verstehst gar nichts!" sagte Wolodja verächtlich.

„Nein, ich verstehe wohl, aber du verstehst nichts und schwatzest dummes Zeug," sagte ich unter Thränen.

„Na, zum Weinen ist da gar kein Grund. Ein rechtes Weib!"

XXV.

Der Brief.

Am 16. April, fast sechs Monate nach dem von mir beschriebenen Tage, kam Papa während der Stunde zu uns nach oben und kündigte uns an, daß wir Abends mit ihm aufs Land fahren würden. Ich fühlte eine gewisse Beklemmung bei dieser Nachricht, und mein erster Gedanke war Mama.

Die Ursache einer so unerwarteten Abreise war folgender Brief:

Petrowskoje, 12. April.

„Soeben erst um zehn Uhr Abends empfing ich deinen lieben Brief vom 3. April, und meiner alten Gewohnheit getreu, antworte ich sofort. Fedor hatte ihn schon gestern aus der Stadt mitgebracht, aber da es schon spät war, hatte er ihn erst heute Morgen Mimi übergeben. Mimi hat den Brief unter dem Vorwande, ich sei unwohl und aufgeregt, einen ganzen Tag bei sich behalten. Ich hatte wirklich ein kleines Fieber, und um dir die Wahrheit zu gestehen, ich bin nun seit vier Tagen ein wenig unpäßlich und bin nicht aus dem Bette aufgestanden.

Erschrick nur nicht, lieber Freund, ich fühle mich so ziemlich wohl, und wenn Iwan Wassiljewitsch erlaubt, denke ich morgen aufzustehen.

Vorige Woche am Freitag war ich mit den Kindern spazieren gefahren; aber neben der Stelle, wo man auf den großen Weg kommt, dicht bei der kleinen Brücke, die mir immer Angst einflößte, blieben die Pferde im Sumpfe stecken. Es war ein schöner Tag, und ich gedachte bis zum großen Wege zu Fuß zu gehen, bis man die Kalesche herausgezogen haben würde. Bei der Kapelle angekommen, fühlte ich mich sehr müde und setzte mich hin, um auszuruhen, aber es verging eine halbe Stunde, bis sich Leute genug zusammenfanden, um den Wagen herauszuziehen, und mich fröstelte sehr, besonders an den Beinen, denn ich hatte nur Schuhe mit dünnen Sohlen an und deshalb nasse Füße bekommen. Nach dem Mittagessen fühlte ich abwechselnd Frösteln und Hitze, ging indeß in gewohnter Ordnung meiner Beschäftigung nach und setzte mich

nach dem Thee mit Ljubotschka hin, um vierhändig zu spielen. (Du wirst sie nicht wiedererkennen, solche Fortschritte hat sie gemacht!) Aber denke dir mein Erstaunen, als ich bemerkte, daß ich nicht Tact halten konnte. Ich setzte mehrere Male an, aber in meinem Kopfe wurde Alles wirr, und ich spürte ein starkes Brausen in den Ohren. Ich zählte: eins, zwei, drei, dann auf einmal acht, fünfzehn, und das Sonderbarste war — ich merkte, daß ich irrte, und konnte mich doch nicht verbessern. Endlich kam Mimi mir zu Hilfe und brachte mich fast mit Gewalt zu Bett. Nun habe ich dir genau berichtet, mein Freund, wie ich krank geworden bin, und daß ich selbst an Allem schuld war. Am Tage darauf hatte ich ziemlich heftiges Fieber; unser guter, alter Iwan Wassiljewitsch kam an, er wohnt noch jetzt bei uns und verspricht, mich bald der schönen Gotteswelt wiederzugeben. Ein prächtiger Alter, unser Iwan Wassiljewitsch! Als ich im Fieber lag und phantasirte, hat er die ganze Nacht, ohne ein Auge zuzuthun, an meinem Bette gesessen; jetzt sitzt er, weil er weiß, daß ich schreibe, mit den Mädchen im Boudoir, und ich kann hier hören, wie er ihnen deutsche Märchen erzählt und wie die Kinder, die ihm gespannt zuhören, sich vor Lachen nicht zu lassen wissen.

„La belle Flamande, wie du sie nennst, ist nun schon über eine Woche bei mir zu Gast, weil ihre Mutter verreist ist, und beweist mir durch aufmerksame Pflege die aufrichtigste Anhänglichkeit. Sie vertraut mir alle ihre Herzensgeheimnisse an. Bei ihrem hübschen Gesichte, ihrem guten Herzen und ihrer Jugend könnte aus ihr ein treffliches Mädchen in jeder Beziehung werden, wenn sie in guten Händen wäre; aber in der Gesellschaft,

in welcher sie lebt, geht sie — wenn ich nach ihren Erzählungen urtheilen darf — ganz zu Grunde. Ich habe schon gedacht, daß, wenn ich nicht so viele eigene Kinder hätte, es eine gute That wäre, sie aufzunehmen.

„Ljubotschka wollte dir selbst schreiben, aber sie hat schon den dritten Bogen Papier zerrissen und meint: „Ich weiß, was Papa für ein Spötter ist, wenn man auch nur das kleinste Fehlerchen macht, so zeigt er es Allen.“ Katjenka ist immer noch so lieb. Mimi ist immer noch gut und langweilig.

„Nun von ernsten Dingen; du schreibst mir, daß deine Geschäfte in diesem Winter nicht gut gehen und du genöthigt sein werdest, Gelder von Chabarowka zu nehmen. Mich befremdet es schon, daß du dazu erst meine Zustimmung einholst, gehört etwa das, was mein ist, nicht eben so gut auch dir!

„Du bist so gut, lieber Freund, daß du mir aus Furcht, mich zu betrüben, die wirkliche Lage deiner Geschäfte verheimlichst; aber ich errathe, du hast sicher beim Spiel sehr viel verloren; aber, so wahr Gott lebt, ich trage dir's nicht nach; wenn sich die Sache nur gut machen läßt, dann bitte ich dich, denke nicht mehr daran und quäle Dich nicht unnütz. Ich bin daran gewöhnt, für die Kinder nicht blos auf deinen Gewinnst nicht zu rechnen, sondern sogar nicht einmal — verzeihe — auf dein Vermögen überhaupt. Mich freut dein Gewinn ebensowenig, wie dein Verlust, nur deine unglückliche Leidenschaft zum Spiele macht mir Kummer, weil sie mir einen Theil deiner zärtlichen Zuneigung raubt und mich dazu bringt, dir so bittere Wahrheiten zu sagen, wie eben; aber Gott weiß, wie weh mir das thut! Ich höre nicht auf zu ihm zu

flehen, daß er uns behüte . . . . nicht vor Armuth (was ist Armuth?), aber vor jener schrecklichen Lage, wenn die Interessen der Kinder, die ich vertheidigen muß, mit den unsrigen in Widerstreit gerathen. Bis jetzt hat der Herr mein Gebet erhört; du hast die eine Schranke noch nicht überschritten, nach welcher wir entweder das Vermögen, das nicht mehr uns, sondern unsern Kindern gehört, opfern müßten oder . . . es ist schrecklich, daran zu denken, und dieses fürchterliche Unglück bedroht uns immer. Ja, das ist ein schweres Kreuz, das Gott uns Beiden auferlegt hat!

„Du schreibst mir auch von den Kindern und kommst auf unsern alten Streit zurück. Du bittest um meine Zustimmung dazu, sie einer Lehranstalt zu übergeben. Du kennst mein Vorurtheil gegen eine solche Erziehung . . .

„Ich weiß nicht, lieber Freund, ob du mit mir einverstanden sein wirst; aber ich flehe dich an, thue mir's zuliebe; versprich, daß, so lange ich lebe, und auch nach meinem Tode, wenn es Gott gefallen sollte, uns zu trennen, das nie geschehen wird.

„Du schreibst mir, du müßtest in unseren Angelegenheiten nach Petersburg reisen, Gott sei mit dir, guter Freund, reise und kehre nur bald zurück. Uns allen ist bange, wenn du nicht da bist. Der Frühling ist wundervoll; die Balkonthür ist schon aufgemacht — die Wege nach der Orangerie waren vor vier Tagen schon ganz trocken. Die Pfirsichbäume sind in voller Blüthe, nur hier und da liegt noch Schnee; die Schwalben sind schon da, und heute hat Ljubotschka mir die ersten Frühlingsblumen gebracht. Der Doktor sagt, in drei oder vier Tagen werde ich ganz gesund sein und frische Luft athmen

und mich in der Aprilsonne wärmen dürfen. Lebe wohl, lieber Freund, beunruhige dich nicht wegen meiner Krankheit und auch nicht deines Verlustes wegen; beende deine Geschäfte recht bald und komme mit den Kindern zu uns für den ganzen Sommer. Ich mache schon herrliche Pläne, wie wir ihn verbringen werden, und nur du fehlst noch, um sie zu verwirklichen."

Der folgende Theil des Briefes war französisch abgefaßt; die Schrift war unleserlich und ungleichmäßig. Ich übersetze Wort für Wort:

„Glaube nicht, was ich dir über meine Krankheit geschrieben habe; Niemand ahnt, wie ernst sie ist. Ich weiß nur das Eine, daß ich nicht wieder aufstehen werde. Verliere keine Minute, komme sofort mit den Kindern. Vielleicht kann ich sie noch einmal umarmen und segnen. Das ist mein einziger, letzter Wunsch. Ich weiß, was für ein Schlag es für dich sein wird; aber, es ist ganz gleich, ob früher oder später, von mir oder von Anderen, — erfahren mußt du es doch; tragen wir dies Unglück mit Festigkeit und dem Vertrauen auf die Gnade Gottes. Beugen wir uns seinem Willen in Demuth.

Wähne nicht, was ich dir schreibe, seien Fieberphantasien einer Kranken; im Gegentheil, meine Gedanken sind in diesem Augenblick außerordentlich klar, und ich bin vollständig ruhig. Tröste dich nicht mit der vergeblichen Hoffnung, daß dies trügerische, unklare Vorgefühle eines ängstlichen Gemüthes seien. Nein, ich fühle, ich weiß — ich weiß, weil es Gott gefiel, mir das zu offenbaren — mir bleibt nur eine kurze Frist zu leben.

„Wird mit meinem Leben meine Liebe zu dir und den Kindern enden? Mir ist, als ob das nicht möglich sei.

Ich fühle zu stark in diesem Augenblick, um zu glauben, daß dieses Gefühl, ohne das ich mir mein Dasein nicht denken kann, jemals vernichtet werden könne. Meine Seele kann nicht ohne die Liebe zu euch bestehen, und ich weiß, daß sie in Ewigkeit fortdauern wird — schon allein deshalb, weil ein solches Gefühl wie meine Liebe überhaupt nicht entsprießen könnte, wenn es jemals aufhören sollte.

„Ich werde nicht bei euch sein; aber ich bin fest überzeugt, daß meine Liebe euch nie verlassen wird, und dieser Gedanke wirkt so wohlthuend, daß ich ruhig und ohne Furcht den herannahenden Tod erwarte.

„Ich bin ruhig, und Gott weiß, daß ich von jeher den Tod als den Uebergang zu einem besseren Leben betrachtet habe und noch betrachte; aber warum drohen die Thränen mich zu ersticken? Weshalb müssen die Kinder die geliebte Mutter entbehren? Warum muß dich ein so schwerer, unerwarteter Schlag treffen? Weshalb muß ich sterben, da doch eure Liebe mein Leben unendlich glücklich macht?

„Sein heiliger Wille geschehe.

„Ich kann vor Thränen nicht weiterschreiben. Vielleicht sehe ich dich nicht wieder. Ich danke dir also, mein theuerster Freund, für all das Glück, mit dem du mich in diesem Leben umgeben hast; ich werde dort oben Gott bitten, daß er es dir lohne. Lebe wohl, lieber Freund; denke daran, daß, obschon ich nicht mehr sein werde, meine Liebe dich doch nimmer und nirgends verlassen wird. Leb' wohl, Wolodja, lebe wohl, mein Engel, lebe wohl, mein Benjamin — mein Nikolenka.

„Könnten sie mich je vergessen?!“

Diesem Briefe war ein französisches Schreiben Mimi's beigefügt, das Folgendes enthielt:

„Die schlimmen Vorgefühle, von welchen sie Ihnen schreibt, werden nur zu sehr durch die Worte des Arztes bestätigt. Gestern Nachts befahl sie, diesen Brief sofort zur Post zu schicken. In der Annahme, daß sie im Fieber rede, wartete ich den heutigen Morgen ab und entschloß mich, den Brief zu öffnen. Eben hatte ich das Siegel gebrochen, als die Gräfin mich fragte, was ich mit dem Briefe gethan und mir befahl, ihn zu verbrennen, wenn er noch nicht abgeschickt sei. Sie spricht nur von dem Briefe und betheuert, er müsse Ihr Tod sein. Schieben Sie Ihre Abreise nicht auf, wenn Sie diesen Engel sehen wollen, so lange er uns noch nicht verlassen hat. Entschuldigen Sie dieses Geschmiere. Ich habe drei Nächte nicht geschlafen. Sie wissen, wie lieb ich sie habe!"

Natalia Ssawischna, welche die ganze Nacht des 11. April im Schlafzimmer der Mutter verbracht hatte, erzählte mir, Maman habe den Brief nach Beendigung des ersten Theiles neben sich aufs Tischchen gelegt und sei eingeschlafen.

„Ich selbst", sagte Natalia Ssawischna, „war, wie ich gestehen muß, auch im Lehnstuhl eingenickt, und mein Strickstrumpf war mir entfallen. Da hörte ich im Schlafe — es war so ein Uhr — daß sie zu sprechen anfängt; ich öffne die Augen, sehe hin: sie, mein Liebling, sitzt im Bette, hält die Hände so gefaltet, und Thränen flossen ihr in Strömen über die blassen Wangen. „So ist also Alles zu Ende?" sagte sie nur und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Ich sprang auf, fragte: „Was ist Ihnen?"

„Ach, Natalia Ssawischna, wenn Sie wüßten, wen ich soeben gesehen habe!“

Soviel ich auch fragte, mehr konnte ich von ihr nicht erfahren, sie ließ mich nur das Tischchen heranrücken, schrieb noch etwas, hieß mich den Brief in ihrer Gegenwart versiegeln und sofort wegschicken. Nachher wurde es immer schlimmer und schlimmer.

XXVI.

Was uns auf dem Lande erwartete.

Am 15. April stiegen wir bei der Unterfahrt in Petrowskoje aus der Reisekutsche. Bei unserer Abfahrt aus Moskau sah Papa sehr nachdenklich aus, und als Wolodja ihn fragte, ob Maman etwa krank sei, blickte er ihn traurig an und nickte schweigend mit dem Kopfe. Auf der Reise wurde er sichtlich ruhiger, aber je näher wir dem Hause kamen, desto trauriger wurde sein Gesichtsausdruck, und als er, aus dem Wagen steigend, den keuchend herannahenden Foka fragte: „Wo ist Natalia Nikolajewna?“ war seine Stimme nicht fest, und in seinen Augen standen Thränen. Der gute alte Foka blickte uns scheu an, schaute zu Boden und sagte sich abwendend:

„Seit nun sechs Tagen hat sie das Schlafzimmer nicht verlassen.“

Milka, welche, wie ich später erfuhr, von dem Tage an, an dem Maman unwohl wurde, ohne Aufhören kläglich geheult hatte, stürzte Papa entgegen, sprang an ihm in die Höhe, winselte und leckte seine Hände; aber Papa stieß sie zurück und ging ins Gastzimmer und von da weiter ins Boudoir, von dem aus die Thür direkt ins

Schlafzimmer führte. Je näher er diesem Zimmer kam, desto mehr äußerte sich seine Unruhe in allen seinen Bewegungen; im Boudoir ging er auf den Zehen, sein Athem stockte und er bekreuzte sich, ehe er es über sich gewann, die Klinke der geschlossenen Thür anzufassen. In diesem Augenblick kam Mimi verweint und unfrisirt aus dem Korridor herbeigelaufen. „Ach, Peter Alexandritsch“, flüsterte sie mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung und fügte, als sie bemerkte, daß Papa auf die Thürklinke drückte, kaum vernehmbar hinzu: „Hier kann man nicht durch, man muß durch die andere Thür gehen.“

O, wie bedrückend wirkte das auf meine kindliche Phantasie, die ohnehin schon durch schreckliche Vorahnungen für Kummer so empfänglich geworden war.

Wir gingen ins Mädchenzimmer. Im Korridor kam uns der närrische Akim entgegen, der uns immer durch seine Grimassen ergötzte; aber in jenem Augenblick erschien er mir nicht nur nicht lächerlich, sondern nichts berührte mich so peinlich, wie der Anblick seines geistlosen, gleichgültigen Gesichts. Im Mädchenzimmer saßen zwei Mädchen bei der Arbeit; sie standen auf, um uns mit einer so traurigen Miene zu begrüßen, daß mir Angst wurde. Nachdem wir noch Mimi's Zimmer durchschritten hatten, öffnete Papa die Thür zum Schlafzimmer, und wir traten ein. Die beiden Fenster rechts von der Thür waren mit Tüchern verhängt; an dem einen saß Natalia Ssawischna, die Brille auf der Nase, und strickte. Sie küßte uns nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, sie stand nur langsam auf und blickte uns durch die Brille an, dabei flossen ihr die Thränen in dicken Tropfen die Wangen herab. Mir wollte es gar nicht gefallen, daß Alle in Thränen aus-

brachen, sobald sie unserer ansichtig wurden, während sie doch früher ganz ruhig geblieben waren.

Links von der Thür stand eine spanische Wand, hinter der Wand das Bett, ein Tischchen, ein mit Medizinflaschen besetztes Schränkchen und ein großer Lehnstuhl, in welchem der Doktor eingenickt war; neben dem Bette stand ein junges, goldhaariges Mädchen von auffallender Schönheit in weißem Morgengewand — die Aermel ein wenig zurückgestreift — und legte Maman Eisumschläge um den Kopf, den ich in diesem Augenblick nicht sehen konnte. Dieses Mädchen war „la belle Flamande“, welche Maman in ihrem Brief erwähnt hatte, die später eine so wichtige Rolle in dem Leben unserer Familie gespielt hat. Sobald wir eingetreten waren, zog sie eine Hand von Mamans Kopfe zurück, zupfte ihr Gewand auf der Brust zurecht und sagte dann flüsternd: „Sie schlummert.“

Es war mir sehr weh ums Herz, dennoch bemerkte ich unwillkürlich alle Kleinigkeiten. Im Zimmer war es fast dunkel und ziemlich heiß; es roch nach Pfeffermünz, Eau de Cologne, Camillenthee und Hoffmannstropfen. Dieser Geruch wirkte dermaßen auf mich, daß meine Phantasie, nicht blos wenn ich denselben rieche, sondern selbst wenn ich nur daran denke, mich auf einen Augenblick in jenes traurige, dumpfe Zimmer zurückversetzt und mir alle kleinen Einzelheiten der schrecklichen Minute wieder vor die Seele bringt.

Maman hatte die Augen geöffnet, aber sie sah nichts. . . . O, nimmer werde ich diesen gräßlichen Blick vergessen! Er drückte so viel Leiden aus!

Man führte uns weg.

Als ich dann später Natalia Ssawischna über Mamans letzte Augenblicke fragte, erzählte sie Folgendes:

„Nachdem man euch weggeführt hatte, warf sie sich noch lange im Bette hin und her, ganz als ob sie, sehen Sie hier, etwas drücke; dann ließ sie ihr Köpfchen von den Kissen herabgleiten und schlummerte ein, so sanft, so ruhig wie ein Engel vom Himmel. Ich war nur herausgegangen, um nachzusehen, warum man ihr nicht zu trinken bringt, und als ich zurückkomme, hatte sie, meine Schmerzensreiche, schon Alles um sich her weggeschleudert und winkte Ihren Papa zu sich heran. Ihr Papa beugte sich zu ihr, aber man sah, die Kräfte reichten nicht mehr, um auszusprechen, was sie wollte; kaum öffnete sie die Lippen, so begann sie wieder zu ächzen: „Mein Gott! Erbarmen! die Kinder! die Kinder!“ Ich wollte nach Ihnen laufen, aber Iwan Wassiljewitsch hielt mich zurück und meinte, „wozu sie noch mehr aufregen, besser nicht!“ Dann hob sie nur noch die Hand und senkte sie wieder. Was sie damit wollte, Gott weiß es. Ich meine, daß sie euch von ferne segnete; denn das hat ihr der Himmel nicht beschieden, ihre Kinderchen kurz vor ihrem Ende zu sehen. Dann richtete sie sich auf, mein Herzblatt, machte so mit den Händen und begann plötzlich zu sprechen, doch mit einer Stimme, daß ich nicht daran denken kann — „Mutter Gottes, verlasse sie nicht! . . .“ — Dann packte die Krankheit das Herz und man sah an den Augen, daß mein armer Liebling fürchterlich leiden mußte; sie fiel in die Kissen zurück und biß sich in das Betttuch fest; und ihre Thränen flossen ohne Aufhören.“

„Und dann?“ fragte ich.

Natalia Ssawischna konnte nicht weitersprechen, sie wandte sich ab und begann bitterlich zu weinen.

Maman war unter schrecklichen Qualen verschieden.

XXVII.

Trauer.

Am Tage darauf, spät Abends, wollte ich sie gerne noch einmal sehen; ich überwand das unwillkürliche Gefühl der Furcht, öffnete leise die Thür und ging auf den Fußspitzen in den Saal.

In der Mitte des Zimmers stand der Sarg auf einem Tische, um ihn herum brennende Kerzen auf hohen, silbernen Leuchtern, in einer entfernten Ecke saß ein Meßdiener und las mit leiser gleichförmiger Stimme den Psalmen.

Ich blieb bei der Thür stehen und schaute mich um, aber meine Augen waren dermaßen verweint und meine Nerven so erregt, daß ich nichts erkennen konnte; Alles verschwamm eigenthümlich ineinander, das Licht, der Goldbrokat, der Sammet, die großen Leuchter, das spitzenbesetzte rosafarbige Kissen, die kleine Strahlenkrone, die Haube mit den Bändern und noch etwas Durchsichtiges, wie Wachs Aussehendes. Ich stellte mich auf einen Stuhl, um ihr Gesicht zu sehen, aber an der Stelle, wo es sein mußte, fand ich wieder jenen blaß-gelblichen, durchsichtigen Gegenstand. Ich konnte nicht glauben, daß das ihr Gesicht sei. Ich schaute nun ganz unverwandt hin und erkannte nach und nach die bekannten lieben Züge. Ich zitterte vor Entsetzen, als ich mich überzeugte, daß sie

es war; aber warum sind die geschlossenen Augen so tief eingesunken? Woher kommt diese schreckliche Blässe und woher der schwärzliche Fleck auf der Wange unter der durchsichtigen Haut? Weshalb ist der Ausdruck des ganzen Gesichts so streng und kalt? Warum sind die Lippen so bleich und warum ist ihre Form eine so schöne, majestätische, daß sie eine überirdische Ruhe ausdrücken, daß mir ein kalter Schauer über den ganzen Körper geht, wenn ich sie ansehe? . . . .

Ich schaute und fühlte, daß eine unbegreifliche, unwiderstehliche Kraft meine Augen zu diesem leblosen Antlitz hinzog. Ich wendete kein Auge von ihm, meine Phantasie jedoch zauberte mir Bilder voll von Leben und Glück vor die Seele. Ich vergaß ganz, daß der leblose Körper, der vor mir lag und den ich gedankenlos anstarrte wie einen Gegenstand, der mit meinen Vorstellungen gar nichts zu thun hatte, *sie* war. Ich stellte sie mir abwechselnd in einem und dann in einem anderen Zustande vor: lebend, heiter, freundlich lächelnd: dann frappirte mich auf einmal irgend ein Zug in dem bleichen Gesichte, auf welchem nun meine Augen haften blieben; ich besann mich wieder auf die fürchterliche Wirklichkeit, schauerte zusammen, hörte aber nicht auf hinzusehen. Und von neuem traten Träume an die Stelle der Wirklichkeit, und wiederum zerstörte das Erkennen diese Träume. Endlich war meine Phantasie müde geworden und hörte auf, mich zu täuschen; auch das Bewußtsein der Wirklichkeit schwand mir, und ich war ganz in Vergessenheit versunken. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande zubrachte, auch kann ich nicht sagen, worin er bestand; ich weiß nur, daß ich eine zeitlang das Bewußtsein meiner selbst verloren hatte und ein hohes,

unerklärlich angenehmes und trauriges Gefühl des Genusses empfand.

Vielleicht schaute ihre reine Seele, ehe sie in eine bessere Welt entschwebte, betrübt auf die zurück, in der sie uns zurückließ; sie sah meine Traurigkeit, fühlte Erbarmen und ließ sich auf den Flügeln der Liebe mit einem himmlischen Lächeln des Mitleids zur Erde nieder, um mich zu trösten und zu segnen.

Die Thür knarrte, und es trat ein Meßdiener in das Zimmer, um den anderen abzulösen. Dieses Geräusch weckte mich auf, und der erste Gedanke, der mir kam, war der, daß der Geistliche mich für einen herzlosen Knaben halten könne, weil ich nicht weinte und in einer Pose auf dem Stuhle stand, die gar nicht nach Rührung aussah. Er konnte meinen, ich sei aus Unart oder bloßer Neugier auf den Stuhl geklettert; ich bekreuzte mich also mehrfach und brach in Thränen aus.

Wenn ich mir jetzt meine Eindrücke ins Gedächtniß zurückrufe, finde ich, daß nur diese kurze Zeit des Selbstvergessens wirkliche Trauer war. Sowohl vor als nach der Beerdigung hörte ich nicht auf zu weinen und war betrübt, aber ich schäme mich, wenn ich an diese Traurigkeit zurückdenke, weil sie stets mit etwas Eigenliebe gemischt war; einmal war es der Wunsch, zu zeigen, daß ich trauriger sei als alle Anderen, dann die Sorge über den Eindruck, den ich auf Andere hervorbringe, ein anderes Mal zwecklose Neugier, die mich veranlaßte, Beobachtungen an Mimi's Haube und den Gesichtern der Anwesenden anzustellen. Ich kam mir verächtlich vor, daß ich von dem einen Gefühle der Trauer nicht ganz beherrscht war, und mühte mich, alle anderen zu verbergen. Deshalb war

meine Trauer nicht wahr und nicht natürlich. Außerdem empfand ich eine Art von Genuß bei dem Gedanken, ich sei unglücklich; ich mühte mich, das Bewußtsein des Unglücks in mir wachzurufen, und dieses egoistische Gefühl erstickte mehr als die anderen die Empfindung wahrer Traurigkeit in mir.

Nachdem ich jene Nacht fest und ruhig geschlafen hatte, wie das nach heftiger Betrübniß immer zu sein pflegt, wachte ich mit getrockneten Thränen und beruhigten Nerven auf. Um 10 Uhr rief man uns zum Trauergottesdienst. Das Zimmer war mit Hofgesinde und Bauern gefüllt, die ihre Herrin zum letzten Male sehen wollten. Alle weinten. Während des Gottesdienstes weinte ich, wie es sich geziemte, bekreuzte mich, kniete nieder, aber im Herzen betete ich nicht und war ziemlich kaltblütig; ich dachte, wie ärgerlich es sei, daß das neue Jaquet, das man mir angezogen hatte, unter den Aermeln viel zu eng war; ich überlegte, daß ich beim Knien meine Beinkleider nicht zu sehr beschmutzte, und beobachtete verstohlen alle Anwesenden. Papa stand am Kopfende des Sarges, er war auffallend bleich wie ein Leinentuch und hielt mit sichtlicher Anstrengung die Thränen zurück. Seine hohe Gestalt im schwarzen Frack, sein blasses, ausdrucksvolles Gesicht und seine leichten Bewegungen, die auch jetzt nichts von ihrer Sicherheit eingebüßt, wenn er sich bekreuzte oder beim Niederknieen mit der Hand den Boden leicht berührte, oder wenn er die Kerze aus der Hand des Geistlichen nahm, oder zum Sarge herantrat — waren außerordentlich eindrucksvoll; aber — ich weiß nicht warum — gerade das gefiel mir nicht an ihm, daß er in einem solchen Augenblick so eindrucksvoll erscheinen konnte. Mimi stand an die Wand gelehnt und konnte sich, wie es

schien, kaum auf den Füßen halten. Ihr Anzug war ganz zerdrückt und mit Bettfedern bedeckt, die Haube saß schief, die geschwollenen Augen waren geröthet, ihr Kopf zitterte, sie schluchzte herzzerreißend und ohne Aufhören und bedeckte fortwährend ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch und mit ihren Händen. Mir schien, als thäte sie dieses nur, um ihr Gesicht zu verbergen und einen Augenblick von dem geheuchelten Schluchzen ausruhen zu können. Ich erinnerte mich, daß sie Tags vorher zu Papa gesagt hatte, Mamans Tod sei für sie ein derartig schrecklicher Schlag, daß sie kaum hoffe ihn zu überstehen, daß er ihr Alles geraubt habe, daß dieser Engel (so nannte sie Maman) dicht vor seinem Tode sie nicht vergessen, sondern den Wunsch geäußert habe, ihre und Katjenkas Zukunft für immer zu sichern. Sie vergoß bittere Thränen, während sie das erzählte, vielleicht war ihr Gefühl der Trauer auch wahr, aber es war nicht ganz rein und nicht ohne Hintergedanken. Ljubotschka, im schwarzen Kleidchen mit Trauersaum, hielt ganz verweint das Köpfchen gesenkt und blickte nur bisweilen auf den Sarg, ihr Gesichtchen drückte nur kindliche Furcht aus; Katjenka stand neben ihrer Mutter und sah trotz ihres zum Weinen verzogenen Gesichtchens so rosig aus wie immer. Die aufrichtige Natur Wolodja's war auch im Leide aufrichtig; einmal stand er da in Gedanken versunken, irgend einen Gegenstand anstarrend, ein andermal aber verzog sich sein Mund plötzlich zum Weinen und er bekreuzte sich schnell. Alle Fremden, die der Beerdigung beiwohnten, waren mir zuwider. Die tröstenden Redensarten, welche sie Papa sagten, daß ihr dort wohler sein werde, daß sie nicht für diese Welt war — riefen in mir eine Art Aerger wach.

Welches Recht hatten sie, über sie zu sprechen, sie zu beweinen? Einige nannten uns, wenn sie von uns sprachen, Waisen. Als ob man so nicht wüßte, daß Kinder, die keine Mutter haben, so genannt werden. Es machte ihnen gewiß Freude, uns zuerst so zu nennen, wie die Leute auch Eile haben, ein jung verheirathetes Mädchen zum ersten Male „Madame“ zu nennen.

In einer abgelegenen Ecke des Saales kniete, fast hinter der geöffneten Thür zum Buffetzimmer verborgen, ein gebeugtes weißhaariges Mütterchen. Sie hatte die Hände gefaltet und erhob ihre Augen zum Himmel; sie weinte nicht, aber sie betete. Ihre Seele strebte zu Gott; sie bat ihn, sie mit derjenigen zu vereinigen, welche sie mehr als Alles auf der Welt geliebt hatte, und hoffte sicher, daß das bald geschähe.

„Die hat sie wahrhaft geliebt“, dachte ich, und ich schämte mich meiner selbst.

Der Trauergottesdienst war zu Ende, das Antlitz der Todten wurde enthüllt, und alle Anwesenden, wir ausgenommen, gingen der Reihe nach zum Sarge, um Abschied zu nehmen.

Eine Bäuerin, die ein kleines hübsches fünfjähriges Mädchen auf dem Armet rug, war eine der Letzten, welche zum Sarge herantraten. Zur selben Zeit ließ ich zufällig mein nasses Taschentuch fallen und wollte es aufheben; kaum hatte ich mich indeß gebückt, als ein fürchterlicher, durchdringender Schrei mein Blut erstarren machte; er drückte so viel Entsetzen aus, daß ich ihn nie — und lebte ich hundert Jahr — vergessen werde; bei dem bloßen Gedanken daran läuft mir stets ein kalter Schauer über die Haut. Ich schaute auf — auf dem Schemel vor dem

Sarge stand dieselbe Bäuerin und hielt mit Mühe das Kind in ihren Armen, das, mit den Händchen abwehrend und mit zurückgeworfenem entsetzten Gesichtchen die hervorgetretenen Augen auf das Antlitz der Verstorbenen gerichtet, mit entsetzlicher, gräßlicher Stimme schrie. Ich stieß einen vielleicht noch schrecklicheren Schrei aus und lief aus dem Zimmer.

Erst in diesem Augenblicke merkte ich, woher der beklemmende Geruch kam, der mit Weihrauchduft gemischt, das Zimmer erfüllte; und der Gedanke, daß das Antlitz, das noch vor wenigen Tagen voll Schönheit und Lieblichkeit war, das Antlitz derjenigen, die ich mehr als Alles auf der Welt geliebt, Entsetzen einflößen konnte, brachte mir erst die bittere Wirklichkeit zum Bewußtsein und erfüllte meine Seele mit Verzweiflung.

XXVIII.

Die letzten traurigen Erinnerungen.

Maman war nicht mehr, aber unser Leben ging seinen gewohnten Gang; wir legten uns schlafen und standen auf zu denselben Stunden und in denselben Zimmern; der Morgen- und Abendthee, das Mittag- und Abendessen — Alles war zu der gewohnten Zeit. Die Tische und Stühle standen auf der alten Stelle; im Hause und in unserer Lebensweise war keine Veränderung vorgegangen, nur sie war nicht mehr . . .

Ich hatte gemeint, nach einem solchen Unglück müsse sich Alles ändern. Unsere gewohnte Lebensweise erschien mir wie eine Verletzung ihres Gedächtnisses und ließ ihre Abwesenheit zu sehr empfinden.

Am Tage vor der Beerdigung wollte ich mich nach dem Mittagessen ein wenig hinlegen; ich begab mich in das Zimmer Natalia Ssawischnas und hoffte, auf ihrem Bette ein Plätzchen in den weichen Federkissen und unter der warmen Steppdecke zu finden. Bei meinem Eintritte lag Natalia Ssawischna auf ihrem Bett und schlief. Als sie meine Schritte hörte, richtete sie sich auf, warf das wollene Tuch, mit dem sie ihr Gesicht vor Fliegen geschützt hatte, zurück und setzte sich, indem sie ihre Haube zurechtrückte, auf den Rand des Bettes.

Da ich mich auch früher nach dem Mittagessen häufig zum Schlafen in ihrem Zimmer eingestellt hatte, errieth sie, warum ich gekommen sei, und sagte zu mir, sich vom Bett erhebend:

„Nun, Sie wollten gewiß ein wenig ausruhen, mein Liebling? Legen Sie sich nur hin.“

„Wieso, Natalia Ssawischna?“ sagte ich, sie bei der Hand festhaltend; „ich bin gar nicht deshalb gekommen . . . ich bin so gekommen . . . aber Sie sind selbst müde, legen Sie sich lieber hin.“

„Nein, ich habe schon ausgeschlafen“, sagte sie zu mir. (Ich wußte, daß sie dreimal vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen hatte.) „Ich denke auch nicht an Schlafen“, fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Mich drängte es, mit Natalia Ssawischna über unser Unglück zu sprechen; ich kannte ihre Aufrichtigkeit und Liebe, und es wäre mir eine Erquickung gewesen, mich mit ihr auszuweinen.

„Natalia Ssawischna“, begann ich nach kurzem Stillschweigen, indem ich mich auf das Bett setzte, „haben Sie das erwartet?“

Die Alte blickte mich verwundert und neugierig an; sie konnte sich wahrscheinlich nicht erklären, warum ich sie das fragte.

„Wer hätte das erwartet?" wiederholte ich.

„Ach mein Herzchen", sagte sie mit einem Blick des zärtlichsten Mitgefühls; „nicht blos nicht erwartet, ich kann es auch jetzt noch nicht denken. Für mich Alte wäre es freilich schon längst Zeit, meine müden Knochen zur Ruhe zu legen; ja was habe ich nun schon erleben müssen: den alten Herrn, Ihren Großvater selig, den Fürsten Nikolaj Michajlowitsch, zwei Brüder, meine Schwester Anna, Alle habe ich begraben, und Alle waren jünger als ich, mein Liebling, und nun, sehen Sie, muß ich meiner Sünden wegen auch sie noch überleben. Sein heiliger Wille geschehe! Deshalb hat Er sie auch zu sich genommen, weil sie würdig war, denn die Guten braucht Er auch dort."

Dieser einfache Gedanke flößte mir wunderbaren Trost ein, und ich rückte näher zu Natalia Ssawischna. Sie legte ihre Hände auf der Brust zusammen und blickte gen Himmel; ihre eingefallenen, feuchten Augen drückten große, aber ruhige Trauer aus. Sie hoffte zuversichtlich, daß Gott sie nicht auf lange von derjenigen trennen würde, auf die sie so viele Jahre die ganze Kraft ihrer Liebe vereinigt hatte.

„Ja, es ist wohl lange her, seit ich sie aufgezogen und im Wickelkissen getragen habe, und sie mich Nascha nannte. Bisweilen kam sie zu mir gelaufen, umschlang mich mit ihren Aermchen und fing an mich zu küssen und dabei zu sprechen:

„Meine Nascha, meine Süße, mein Täubchen."

Und ich schäkerte mit ihr und sagte:

„Es ist nicht wahr, du liebst mich ja nicht; wenn du nur erst groß bist, dann heirathest du, und vergißt deine Nascha. Dann wurde sie wohl ein wenig nachdenklich. Nein, sagte sie, ich werde lieber nicht heirathen, wenn ich Nascha nicht mit mir nehmen kann; ich verlasse Nascha nie. Und nun hat sie sie doch verlassen und nicht auf mich gewartet. Und wie lieb hat sie mich gehabt, die Selige. Ja, wen hat sie nicht geliebt? Ja, mein Nikolenka, Ihre Mama dürfen Sie nicht vergessen; das war kein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel. Wenn ihre Seele ins himmlische Reich eingegangen ist, wird sie euch auch dort lieben und sich über euch freuen.“

„Warum sagen Sie, Natalia Ssawischna, wenn sie im Himmelreiche sein wird?“ fragte ich. — „Sie ist, denke ich, doch jetzt schon dort.“

„Nein“, sagte Natalia Ssawischna, ihre Stimme senkend und näher zu mir heranrückend, „jetzt ist ihre Seele hier.“

Und sie deutete nach oben. Sie sprach fast flüsternd und mit so viel Gefühl und Ueberzeugung, daß ich unwillkürlich meine Augen erhob und am Gesims entlang etwas zu entdecken hoffte. „Ehe die Seele des Gerechten ins Paradies eingeht — muß sie erst vierzig Prüfungen bestehen, vierzig Tage . . . und kann noch in ihrem Hause weilen.“

Noch lange sprach sie in dieser Weise, und das mit solcher Einfachheit und Zuversicht, als erzähle sie die gewöhnlichsten Dinge, die sie selbst gesehen habe und an welchen es keinem Menschen auch nur einfallen könnte im Geringsten zu zweifeln. Ich lauschte mit verhaltenem

Athem, und obgleich ich nicht recht verstand, was sie sagte, glaubte ich ihr vollkommen.

„Ja, Nikolenka, jetzt ist sie hier, sieht uns, ja hört vielleicht, was wir sagen“, schloß Natalia Ssawischna.

Sie senkte den Kopf und verstummte. Sie brauchte ein Tuch, um die herabfallenden Thränen zu trocknen; sie stand auf, blickte mir gerade in die Augen und sagte vor Rührung zitternd:

„Gott hat mich durch dieses um Vieles näher zu sich gebracht. Was ist mir nun hier geblieben? Für wen soll ich leben, wen lieben?“

„Lieben Sie uns denn nicht?“ sagte ich vorwurfsvoll und kaum meine Thränen verhaltend.

„Gott weiß, wie ich euch liebe, meine Lieblinge, aber so, wie ich sie geliebt habe, liebe ich Niemanden und kann auch Keinen so lieben.“

Sie konnte nicht mehr sprechen, sie wandte sich ab und brach in lautes Schluchzen aus.

Ich dachte nicht mehr an Schlafen; wir saßen schweigend einander gegenüber und weinten.

Foka trat ins Zimmer; als er unseren Zustand bemerkte, blieb er, wohl um uns nicht zu stören, stumm und schüchtern um sich blickend, an der Thür stehen.

„Was ist's, Fokascha?“ fragte Natalia Ssawischna, sich mit dem Tuche abwischend.

„Rosinen anderthalb, Zucker vier Pfund und Reis drei Pfund zum Leichenschmause.“

„Gleich, gleich, mein Lieber“, sagte Natalia Ssawischna, nahm schnell eine Prise und trippelte eilig zum Kasten. Die letzten Spuren der durch unser Gespräch hervorge-

brachten Traurigkeit verschwanden, als sie sich ihrer Obliegenheit hingab, die sie für sehr wichtig hielt."

„Wozu vier Pfund?" sagte sie brummig, den Zucker auf der kleinen Wage abwiegend; „drei und einhalb wird genug sein."

Und sie nahm ein paar Stücke von der Wage weg.

„Und was soll das heißen, erst gestern gab ich acht Pfund Reis heraus, und nun verlangt ihr wieder; wie du willst, Foka Demiditsch, aber Reis gebe ich nicht. Dieser Wanka freut sich, daß jetzt Unordnung im Hause ist, er denkt, vielleicht merkt man's nicht. Nein, ich sehe euch auf Kosten der Herrschaft nicht durch die Finger. Hat man je so was gesehen, acht Pfund!"

„Was soll man machen? Er sagt, es ist Alles verbraucht."

„Nun, er soll's haben, nimm nur."

Mich setzte damals dieser Uebergang von Rührung zur Brummigkeit und zu kleinlicher Berechnung in Erstaunen. Als ich später darüber nachdachte, begriff ich, daß sie trotz ihrer heftigen Erregtheit Geistesgegenwart genug besaß, um ihre Arbeit zu verrichten, und die Macht der Gewohnheit zog sie zu ihrer alltäglichen Beschäftigung. Der Schmerz wirkte so stark auf sie, daß sie es nicht für nöthig fand, zu verbergen, daß sie sich mit anderen Dingen beschäftigen könne; sie hätte wohl auch kaum verstanden, wie Einem ein solcher Gedanke kommen könne.

Die Eitelkeit ist ein Gefühl, das sich mit echter Traurigkeit am wenigsten verträgt, und dabei ist dieses Gefühl so mit der Natur des Menschen verwachsen, daß es selbst der größte Schmerz sehr selten ganz vertreibt.

Bei Traurigkeit äußert sich die Eitelkeit in dem Wunsche, entweder sehr ergriffen oder unglücklich, oder stark zu erscheinen, und diese niedrigen Wünsche, die wir nicht eingestehen, die uns indeß fast nie, selbst beim tiefsten Schmerze nicht verlassen, nehmen diesem Kraft, Würde und Aufrichtigkeit. Natalia Ssawischna war von ihrem Unglücke so tief getroffen, daß in ihrer Seele nicht ein Wunsch geblieben war und sie nur aus Gewohnheit weiter lebte.

Nachdem sie Foka den verlangten Bedarf ausgeliefert und ihn an den Kuchen erinnert hatte, den man zur Bewirthung der Geistlichen vorbereiten müsse, entließ sie ihn, nahm ihren Strickstrumpf und setzte sich wieder neben mich.

Wir sprachen wieder über dasselbe und weinten uns nochmals aus und trockneten noch einmal unsere Thränen.

Diese Gespräche mit Natalia Ssawischna wiederholten sich jeden Tag; ihre stillen Thränen und ihre ruhigen, frommen Reden schafften mir Trost und Erleichterung.

Aber bald trennte man uns; drei Tage nach der Beerdigung waren wir mit dem ganzen Hausstande in Moskau angelangt, und es war mir nicht vergönnt, sie jemals wiederzusehen.

Großmama erhielt die Schreckensbotschaft erst, als wir ankamen. Ihr Schmerz war ein außerordentlicher. Man ließ uns nicht zu ihr, weil sie eine ganze Woche ohne Bewußtsein dalag; die Aerzte fürchteten für ihr Leben, umsomehr, als sie nicht nur keine Arznei nehmen wollte, sondern auch mit Niemandem sprach, nicht schlief und gar keine Nahrung zu sich nahm. Wenn sie so allein in ihrem Lehnstuhle in ihrem Zimmer saß, fing sie zuweilen plötzlich

an zu lachen, dann schluchzte sie ohne Thränen; ihr Körper zuckte heftig, und sie schrie kreischend sinnlose oder fürchterliche Worte. Es war der erste starke Schmerz in ihrem Leben, und der traf sie so, daß er sie zur Verzweiflung trieb. Sie mußte in ihrem Unglück auf Jemanden eine Schuld wälzen; sie stieß grimmige Drohworte aus, sprang aus dem Sessel auf, ging mit schnellen, großen Schritten im Zimmer auf und ab und fiel dann bewußtlos zu Boden.

Einmal ging ich in ihr Zimmer; sie saß wie gewöhnlich in ihrem Lehnstuhl und war ruhig, wie es schien; aber ihr Blick frappirte mich. Ihre Augen waren weit geöffnet, der Blick indeß unbestimmt und starr; sie sah mich gerade an, bemerkte mich aber nicht, wie ich glaube. Ihre Lippen begannen allmählich zu lächeln, und sie sagte mit rührender, zärtlicher Stimme: „Komm' hierher, mein Herzchen, komm' näher, mein Engel.“ Ich dachte, sie spräche zu mir, und trat näher, aber sie sah mich nicht an. „Ach, wenn du nur wüßtest, mein Herzchen, wie ich mich gegrämt habe, und wie ich jetzt froh bin, daß du da bist . . .“ Ich merkte, daß sie glaubte, Maman zu sehen, und blieb stehen. „Und man sagte mir, du seiest nicht mehr“ — fuhr sie fort, indem sie die Stirn runzelte — „so dummes Zeug! Als ob du vor mir sterben könntest!“ Und sie brach in ein schreckliches hysterisches Lachen aus.

Nur Menschen, welche starker Liebe fähig sind, können starken Schmerz empfinden; aber dieses Bedürfniß, zu lieben, dient ihnen als Gegengewicht für das Leid und läßt sie genesen. Deshalb ist die moralische Natur des Menschen noch zäher als die physische. Schmerz tödtet nie.

Nach einer Woche konnte Großmama weinen, und ihr

wurde besser. Als sie wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke: wir Kinder — ihre Liebe zu uns wurde stärker. Wir gingen nicht von ihrem Sessel weg, sie weinte still, sprach von Maman und liebkoste uns zärtlich.

Keinem Menschen, der Großmutters Kummer sah, konnte es auch nur einfallen, zu wähnen, daß sie übertreibe, und die Aeußerungen dieses Kummers waren stark und rührend; aber ich weiß nicht, weshalb ich mehr mit Natalia Ssawischna fühlte, und noch bis heute die Ueberzeugung hege, daß kein Mensch Maman so wahr und so selbstlos geliebt und beweint hat, wie dieses einfache, liebende Wesen.

Mit dem Tode der Mutter endete für mich die glückliche Zeit meiner Kindheit, und eine neue Epoche fing an — die des Knabenalters; da indeß die Erinnerung an Natalia Ssawischna, welche ich nicht mehr wiedersah und die einen so starken und günstigen Einfluß auf meine Denkart und die Entwickelung meines Gemüthes ausübte, zur ersten Epoche gehört, so will ich hier noch einige Worte über sie und über ihr Ende sagen:

Nach unserer Abfahrt — so erzählten mir später Leute, die im Dorfe geblieben waren — langweilte sie sich außerordentlich, weil sie nichts zu thun hatte. Obgleich noch alle Kisten und Koffer unter ihrer Obhut waren und sie nicht aufhörte, in denselben zu kramen, fehlte ihr doch der Lärm und die Geschäftigkeit eines von der Herrschaft bewohnten Landhauses, an die sie von Kind auf gewöhnt war. Der Kummer, der Wechsel der Lebensweise und der Mangel an Beschäftigung entwickelten bald in ihr eine Greisenkrankheit, zu der sie ohnehin Anlage hatte.

Genau ein Jahr nach Maman's Hinscheiden erkrankte sie an der Wassersucht und legte sich zu Bett.

Es muß Natalia Ssawischna, glaube ich, schwer gewesen sein, allein in dem großen leeren Hause von Petrowskoje zu leben, und noch schwerer, ohne Verwandte, ohne Freunde dort zu sterben. Alle Hausgenossen liebten und ehrten Natalia Ssawischna, aber sie stand mit Niemandem auf vertrautem Fuße und war stolz darauf. Sie meinte, in ihrer Stellung als Wirthschafterin, die das Vertrauen der Herrschaft genoß nnd so viele Kisten und Kasten mit allem möglichen Gut unter ihrer Obhut hatte, müßten sie freundschaftliche Beziehungen zu irgend Jemandem zur Bevorzugung Einzelner und zu strafbarer Nachgiebigkeit führen; aus diesem Grunde, oder vielleicht auch weil sie mit der anderen Dienerschaft nichts gemein hatte, hielt sie sich von Allen fern und sagte, sie habe weder Gevattern noch Verwandte im Hause und stehe ohne Rücksicht auf irgend Jemanden für das Beste der Herrschaft ein.

Im heißen Gebete vertraute sie ihre Empfindungen Gott an und suchte und fand dabei Trost; aber zuweilen in den Augenblicken der Schwachheit, denen wir Alle unterworfen sind, wenn der beste Trost für den Menschen Thränen und das Mitgefühl eines lebenden Wesens sind, nahm sie ihr Hündchen, einen Mops, zu sich auf's Bett (es leckte ihr die Hände und blickte sie dabei unverwandt mit seinen gelben Augen an), sprach mit ihm und weinte still, indem sie den Hund liebkoste. Wenn der Mops anfing kläglich zu winseln, suchte sie ihn zu beruhigen und sagte: „Schon gut, ich weiß ohne dich, daß ich bald sterbe.“

Einen Monat vor ihrem Tode hatte sie aus ihrem Koffer weißen Calico, weißen Tüll und Rosaband hervor-

geholt; mit Hülfe ihres Mädchens nähte sie sich daraus ein weißes Gewand und eine Haube, und sorgte bis auf die letzte Kleinigkeit für Alles, was zu ihrer Beerdigung nöthig war. Auch brachte sie die herrschaftlichen Kisten in Ordnung und übergab sie mit der größten Gewissenhaftigkeit nach Listen der Frau des Verwalters; ferner hatte sie zwei Stücke Seide, sowie einen alterthümlichen Shawl, welchen ihr Großmama einmal geschenkt hatte und Großpapa's goldgestickten Waffenrock, der ebenfalls ganz in ihr Eigenthum übergegangen war, herausgekramt. Dank ihrer Sorgfalt waren die Goldstreifen auf der Uniform noch ganz frisch und das Tuch nicht von den Motten berührt.

Vor ihrem Ende hatte sie gewünscht, das eine der Stücke Seide, das rosafarbige, solle Wolodja zum Schlafrock oder Wams — das andere, dunkelbraune, gewürfelte, mir zu gleichem Gebrauche übergeben werden, und der Shawl Ljubotschka. Die Uniform bestimmte sie dem von uns Beiden, der zuerst Offizier sein werde. Ihr übriges Hab und Gut, außer vierzig Rubel, die sie für die Beerdigung und die Todtenmessen zurücklegte, vermachte sie ihrem Bruder. Dieser Bruder, dem man schon vor langer Zeit die Freiheit geschenkt hatte, lebte in einer entfernten Gegend und führte ein sehr liederliches Leben; deshalb hatte sie bei Lebzeiten gar keine Beziehungen zu ihm.

Als Natalia Ssawischnas Bruder kam, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen, und es sich zeigte, daß das ganze Vermögen der Verstorbenen aus fünfundzwanzig Papier-Rubeln bestand, wollte er dem nicht glauben und sagte, es sei unmöglich, daß die Alte, welche sechzig Jahre

in einem reichen Hause zugebracht, so viel unter sich gehabt und dabei so geizig gelebt und jeden Lappen verwerthet habe, nichts hinterlassen hätte. Aber es war wirklich so.

Natalia Ssawischna hatte zwei Monate an ihrer Krankheit gelitten und ihre Leiden mit echt christlicher Geduld ertragen; sie murrte nicht, sie klagte nicht, sondern betete ohne Aufhören. Eine Stunde vor ihrem Tode beichtete sie und empfing mit stiller Freude die letzte Oelung. Alle Hausgenossen hatte sie um Verzeihung gebeten für das, was sie ihnen zu Leide gethan haben könnte; auch hatte sie ihren Beichtvater Wassilij ersucht, uns allen mitzutheilen, daß sie nicht wisse, wie sie uns für unsere Güte danken solle, und wir möchten ihr verzeihen, falls sie aus Dummheit Jemanden beleidigt habe, aber „eine Diebin war ich nie, und ich darf wohl sagen, daß ich keine Stecknadel der Herrschaft veruntreut habe.“ Das war die einzige Eigenschaft, welche sie an sich schätzte.

Nachdem sie das vorbereitete Gewand und die Haube angelegt hatte, lag sie, den Ellbogen auf das Kissen gestützt, und sprach bis zum letzten Augenblicke mit dem Geistlichen; es fiel ihr ein, daß sie den Armen nichts hinterlasse; sie holte zehn Rubel hervor und bat, er möge sie in der Gemeinde vertheilen; dann bekreuzte sie sich, legte sich hin und seufzte zum letzten Male — ein freudiges Lächeln und den Namen Gottes auf den Lippen.

Sie schied aus diesem Leben ohne Bedauern, fürchtete den Tod nicht, sondern sah ihn als eine Wohlthat an. Das sagt man freilich häufig, aber wie selten ist es in Wirklichkeit so! Natalia Ssawischna brauchte den Tod nicht zu fürchten, weil sie mit unerschütterlich festem

Glauben starb und das Gesetz des Evangeliums erfüllt hatte. Ihr ganzes Leben war reine, selbstlose Liebe und Aufopferung gewesen.

Wäre etwa, weil ihr Glaube nicht der geläutertste war oder weil ihr Leben einem höheren Ziele hätte zustreben können, diese reine Seele weniger der Liebe und Bewunderung werth?

Sie vollbrachte das Beste und Erhabenste in diesem Leben — sie starb ohne Bedauern und ohne Furcht.

Man begrub sie, ihrem Wunsche gemäß, nicht weit von der Kapelle, die auf Mamas Grabe steht. Der von Brennnesseln und Kletten überwachsene Hügel, unter dem sie liegt, ist von einem schwarzen Gitter umgeben, und ich unterlasse nie, aus der Kapelle zu diesem Gitter zu gehen und an demselben niederzuknieen.

Zuweilen bleibe ich schweigend zwischen der Kapelle und dem schwarzen Gitter stehen. In meiner Seele erwachen plötzlich bedrückende Erinnerungen. Mir kommt der Gedanke: hat mich die Vorsehung nur darum mit diesen beiden Wesen vereinigt, um mich dieselben ewig betrauern zu lassen? . . .

Das Knabenalter.

I.

Wagenfahrt.

Wieder fuhren zwei Wagen an der Unterfahrt des Herrenhauses von Petrowskoje vor: der eine — eine Kutsche, in welche sich Mimi, Käthchen, Ljubotschka, die Köchin setzen und der Commis Jakob in eigener Person auf den Bock; der zweite — eine Britschke, in der Wolodja und ich und der jüngst in den persönlichen Dienst genommene Lakai Wassilij fahren.

Der Papa, der einige Tage später auch nach Moskau kommen soll, steht ohne Kopfbedeckung an der Unterfahrt und schlägt ein Kreuz über das Fenster der Kutsche und über die Britschke.

„Nun, Christus geleite euch! Vorwärts!“ Jakob und die Kutscher (wir fahren mit unseren eigenen Pferden) ziehen die Mützen und bekreuzigen sich. „Hü, hü! mit Gott!“ Der Kasten der Kutsche und die Britschke hüpfen auf dem holperigen Wege und die Fichten der großen Allee eilen eine nach der anderen an uns vorüber. Ich bin gar nicht betrübt: mein Geist ist nicht auf das gerichtet,

was ich verlasse, sondern auf das, was mich erwartet. In dem Maße der Entfernung von den Gegenständen, welche mit den drückenden Erinnerungen, die bis zu dieser Stunde meine Einbildung erfüllt hatten, verbunden sind, verlieren diese Erinnerungen ihre Kraft und wandeln sich schnell in das beseligende Gefühl des Bewußtseins eines Lebens voll Kraft, Frische und Erwartung.

Selten habe ich Tage — ich will nicht sagen so heiter, — eine gewisse Scham hielt mich ab mich der Heiterkeit hinzugeben — aber doch so angenehm, so gut verlebt, wie die vier Tage unserer Reise. Vor meinen Augen stand weder die verschlossene Thür zu Mamas Zimmer, an dem ich nicht ohne Zittern vorübergehen konnte, noch das geschlossene Clavier, das nicht nur Niemand benutzte, sondern das man sogar mit einer gewissen Scheu ansah, noch die Trauerkleidung (wir trugen alle einfache Reisekleider), noch all' die Dinge, welche mir den unwiederbringlichen Verlust lebhaft in die Erinnerung brachten und mich zwangen jedes Hervorbrechen des Lebens zu unterdrücken, aus Furcht ihr Andenken zu beleidigen. Hier fesseln und zerstreuen meine Aufmerksamkeit dagegen die immer wechselnden neuen malerischen Orte und Gegenstände, und die Natur im Frühling pflanzt in die Seele die beseligenden Gefühle der Zufriedenheit mit der Gegenwart und der leuchtenden Hoffnung auf die Zukunft.

Am frühen, frühen Morgen zieht der erbarmungslose und wie alle Leute in neuen Aemtern, übereifrige Wassilij mir die Decke weg und versichert, es sei Zeit abzureisen und es sei schon Alles fertig. So sehr man sich auch zusammenkauert, wie viel Kniffe man anwendet, wie man sich auch ärgert, um wenigstens noch ein Viertelstündchen

den süßen Morgenschlaf zu genießen, so sagt doch das entschiedene Gesicht Wassilij's, daß er unerbittlich ist und daß er sich nicht scheuen würde, noch zwanzig Mal die Decke herunterzuziehen, und man springt auf und eilt in den Hof, um sich zu waschen.

Im Flurgange brodelt schon der Samowar den Mitjka, der Vorreiter, mit krebsrothem Gesichte anbläst; draußen ist es feucht und nebelig, als stiege der Dunst vom duftenden Dünger auf; die Sonne erhellt mit ihrem heiteren hellen Lichte den östlichen Theil des Himmels, und die Strohdächer der großen Schuppen, die den Hof umringen, glänzen vom Thau, der sie bedeckt. Unter ihnen sieht man unsere Pferde an die Krippen gebunden und hört ihr regelmäßiges Kauen. Ein zottiges schwarzes Hündchen, das vor dem Morgengrauen auf dem trockenen Düngerhaufen zusammengekauert lag, reckt sich träg und rennt in kleinem Trab schweifwedelnd auf die andere Seite des Hofes. Die geschäftige Wirthin öffnet die knarrende Thür, treibt die sinnenden Kühe auf die Straße, auf der man schon das Getrappel, das Muhen und Blöken der Heerden hört, und wechselt ein Wörtchen mit der schläfrigen Nachbarin. Philipp zieht mit aufgestreiften Hemdsärmeln am Rade den Eimer aus dem tiefen Brunnen, schwenkt das helle Wasser und gießt es in die eichene Krippe, um welche sich die ebenerwachten Enten schon in der Pfütze baden; und ich schaue mit Vergnügen in Philipp's ernstes Gesicht mit dem großmächtigen Vollbart und auf die kräftigen Adern und Muskeln, die sich scharf auf seinen entblößten mächtigen Armen zeichnen, wenn er eine kräftige Bewegung macht.

Hinter der Wand, hinter welcher Mimi und die

Mädchen geschlafen haben, und durch die wir Abends ein Gespräch geführt haben, wird es lebendig. Mascha rennt mit allerlei Gegenständen, die sie mit Hilfe des Kleides vor unserer Neugier zu verbergen sucht, immer häufiger und häufiger an uns vorüber, endlich geht die Thür auf und man ruft uns zum Thee.

Wassilij kommt in einem Anfall von Uebereifer unaufhörlich in das Zimmer gerannt, trägt bald dies, bald jenes heraus, zwinkert uns zu und bittet Maria Iwanowna immer wieder, sobald als möglich abzureisen. Die Pferde sind angespannt und drücken ihre Ungeduld dadurch aus, daß sie von Zeit zu Zeit mit den Glöckchen klirren; die Kisten, die Koffer, die Schachteln und Schächtelchen werden wieder geordnet, und wir setzen uns auf unsere Plätze. Aber jedesmal wenn wir in den Wagen steigen, finden wir einen Berg statt eines Sitzes, sodaß wir gar nicht begreifen, wie man das gestern Abend so hat hinlegen können und wie wir jetzt sitzen sollen; besonders versetzt mich ein Theekasten aus Nußbaum mit dreieckigem Deckel, den man uns in die Britschke hineinreicht und unter meine Füße stellt, in den stärksten Mißmuth. Wassilij aber sagt, es würde sich schon geben, und ich muß ihm glauben.

Die Sonne war eben über einer langgestreckten weißen Wolke, die den Osten bedeckte, aufgegangen, und die ganze Gegend erglänzte in einem gleichmäßig-hellen Scheine. Alles ist so schön um mich her und in der Seele ist es so heiter und friedlich . . . Der Weg schlängelt sich vor uns, wie ein breites flatterndes Band, zwischen vertrockneten Stoppelfeldern und thaufrischem Grün hindurch; hie und da trifft man am Wege einen düsteren Strauch oder

eine junge Birke mit kleinen, klebrigen Blättern, die einen langen unbeweglichen Schatten auf die vertrockneten lehmigen Wagenspuren und das kleine grüne Gras des Weges wirft . . . Das eintönige Geräusch der Räder und Glocken übertönt nicht das Lied der Lerchen, welche den Weg umherflattern. Der Geruch von mottenzerfressenem Tuche, von Staub und einer Art Säure, einer Eigenthümlichkeit unserer Britschke, wird von dem Duft des Morgens verzehrt, und ich fühle im Herzen eine wonnige Unrast, ein Verlangen nach Thaten — das Zeichen wahrhaften Entzückens.

Ich hatte nicht Zeit gefunden in der Herberge mein Gebet zu verrichten; da ich aber schon oft bemerkt habe, daß mir an dem Tage, an dem ich durch irgend welche Umstände vergesse, diese Ceremonie zu erfüllen, irgend ein Unglück geschieht, bemühe ich mich meinen Fehl gutzumachen: ich nehme meine Mütze vom Kopf, wende mich nach der Ecke der Britschke, sage die Gebete her und bekreuzige mich unter meinem Jäckchen so, daß es Niemand bemerke. Aber tausende der verschiedensten Gegenstände ziehen meine Aufmerksamkeit ab, und ich wiederhole in der Zerstreutheit mehrmals hintereinander ein und dieselben Worte des Gebets.

Dort auf dem Fußsteige, der sich am Weg entlang schlängelt, schimmern langsam schreitende Gestalten — es sind Pilgerinnen. Ihre Häupter sind in schmutzige Tücher gehüllt; auf dem Rücken tragen sie Ränzel aus Birkenrinde, ihre Füße sind in schmutzige zerrissene Lappen gewickelt und stecken in schweren Bastschuhen. Gleichmäßig bewegen sie ihre Stöcke hin und her und schreiten, fast ohne uns zu beachten, langsamen schweren Schrittes weiter eine nach

der anderen, und mich beschäftigten die Fragen: wohin gehen sie und wozu? Wird ihre Wanderung lange dauern und werden die langen Schatten, die sie über den Weg werfen, bald mit dem Schatten des Strauchs zusammenfallen, an dem sie vorüberkommen müssen? Dort kommt ein Wagen, vierspännig, die Postpferde kommen uns schnellen Laufs entgegen. Zwei Sekunden, und die Personen, die aus einer Entfernung von zwei Ellen zu uns höflich und neugierig hinübergeschaut, sind schon vorüber, und der Gedanke, daß diese Menschen nichts mit mir gemein haben, und daß ich sie vielleicht im Leben nicht wiedersehe, berührt mich sonderbar.

Seitwärts vom Wege rennen zwei in Schweiß gebadete zottige Pferde im Kummet, die Zugriemen hinter die Kreuzriemen geschlungen. Hinten reitet, die langen Beine in den großen Stiefeln zu beiden Seiten des Pferdes herabstreckend, auf dessen Mähne ein Krummholz sitzt und von Zeit zu Zeit kaum hörbar die Glöckchen erklingen läßt, ein junger Fuhrknecht; er hat die Lammfellmütze keck auf die Seite geschoben und singt in gedehntem Ton ein Lied vor sich hin. Sein Gesicht und seine Haltung haben den Ausdruck einer so unthätigen, sorglosen Zufriedenheit, daß es mir als der Gipfel des Glücks erscheint Kutscher zu sein, mit Retourpferden zu fahren und elegische Lieder zu singen. In der Ferne hinter jener Schlucht schimmert am hellblauen Firmament die Dorfkirche mit ihrem grünen Dach; dann das Dorf, der rothe Giebel des Herrenhauses und der grüne Garten. Wer wohnt in diesem Hause? Giebt es drin Kinder, Vater, Mutter, Hauslehrer? Warum sollten wir nicht in dieses Haus einkehren und uns mit der Herrschaft bekannt machen? Da

kommt ein langer Zug ungeheuerer Wagen von einem Dreigespann wohlgenährter starkfüßiger Pferde gezogen, um den wir seitwärts herumfahren müssen. „Was fahrt Ihr?“ fragt Wassilij den ersten Fuhrknecht, und dieser, die ungeheueren Beine von dem Bretterwagen herabhängen lassend und die Peitsche schwenkend, folgt uns lange mit einem leblos starren Blick und antwortet erst dann, wenn wir ihn nicht mehr hören können. „Was für Waaren?“ wendet sich Wassilij an einen anderen Wagen, auf dessen umzäuntem Vordertheile ein anderer Fuhrknecht unter einer neuen Strohdecke liegt. Der blonde Kopf mit dem rothen Gesicht und dem röthlichen Bart kriecht einen Augenblick unter der Decke hervor, läßt seine gleichgültig verächtlichen Augen über unsere Britschke schweifen und verschwindet wieder — und mir kommt der Gedanke, daß diese Kutscher sicher nicht wissen, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir fahren? . . .

Anderthalb Stunden bin ich so in die verschiedensten Beobachtungen versenkt und schenke den schiefen Zahlen auf den Meilensteinen keine Aufmerksamkeit. Da beginnt die Sonne mir auf Kopf und Nacken heißer zu brennen, der Weg wird staubiger, der dreieckige Deckel der Theebüchse beginnt mich stark zu beunruhigen, ich wechsele ein paar Mal meine Stellung: mir wird heiß, unbequem und unbehaglich. Meine ganze Aufmerksamkeit wendet sich den Meilenzeigern und den Ziffern auf ihnen zu; ich stelle allerhand mathematische Berechnungen an über die Zeit, in der wir die Station erreichen können. „Zwölf Werst sind der dritte Theil von sechsunddreißig, und bis nach Lipzy sind einundvierzig, folglich haben wir zurückgelegt ein Drittel und . . .?“ und dergleichen mehr.

Wassilij, sage ich, da ich merke, daß auf dem Bock der Sandmann zu ihm gekommen ist, — lasse mich auf den Bock, lieber Freund. Wassilij ist einverstanden. Wir wechseln die Plätze; er beginnt sogleich zu schnarchen und streckt seine Glieder, daß in der Britschke für Niemand mehr Platz übrig ist; und vor mir thut sich von der Höhe herab, auf der ich mich befinde, das schönste Bild auf: unsere vier Pferde, Nerutschinskaja, Djatschok, Ljewaja, das Deichselpferd, und Aptekar, die ich alle bis in die kleinsten Besonderheiten und Schattirungen ihrer Eigenthümlichkeiten durch und durch kenne.

— Warum läuft nun Djatschok als rechtes Seitenpferd und nicht als linkes, Philipp? frage ich etwas zaghaft.

— Djatschok?

— Und Nerutschinskaja hat gar nichts zu ziehen, sage ich.

— Djatschok darf man nicht links spannen, sagt Philipp — und kümmert sich nicht um meine letzte Bemerkung, — das ist kein Pferd, das man zur linken Seite einspannt. Links muß man ein Pferd einspannen, nun mit einem Wort ein Pferd, und das ist kein solches Pferd.

Und bei diesen Worten neigt sich Philipp nach rechts, zieht die Zügel mit aller Kraft an und haut den armen Djatschok über den Schwanz und über die Füße auf eine ganz besondere Art, so von unten nach oben, und hört, unbekümmert darum, daß Djatschok aus Leibeskräften anzieht und die ganze Britschke umzuwerfen droht, erst dann auf, als er das Bedürfniß hat auszuruhen und Gott weiß warum seinen Hut auf die Seite zu rücken, obwohl er

bisher sehr gut und sehr fest auf dem Kopfe gesessen hatte. Ich benutze diesen glücklichen Augenblick und bitte Philipp, mich „kutschiren“ zu lassen. Philipp gibt mir erst eine Leine, dann die zweite; endlich bekomme ich alle sechs Zügel und die Peitsche in die Hand und ich bin vollkommen glücklich. Ich bemühe mich es in Allem Philipp nachzuthun und frage ihn, ob ich es gut mache? gewöhnlich aber endet es so, daß er mit mir nicht zufrieden ist; das eine, sagt er, zieht zu viel und das dort zieht gar nichts, streckt den Ellenbogen über meine Brust und nimmt mir die Zügel fort. Die Hitze nimmt immer zu, die Schafwölkchen blähen sich auf wie Seifenblasen, steigen immer höher, fließen zusammen und färben sich dunkelgrau. Durchs Fenster der Kutsche erscheint eine Hand mit einer Flasche und einem Bündel; Wassilij springt mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit während der Fahrt vom Bock herunter und bringt uns Käseplätzchen und Kwas.

An einem steilen Abhang steigen wir alle aus und laufen manchmal um die Wette bis zur Brücke; während Wassilij und Jakob die Bremse anziehen und von beiden Seiten mit den Händen die Kutsche zurückdrücken, als ob sie im Stande wären sie zu halten, wenn sie fallen würde. Dann steige ich oder Wolodja mit Mimis Erlaubniß in die Kutsche und Ljubotschka oder Katinka steigen in die Britschke. Dieser Tausch macht den Mädchen ein großes Vergnügen, denn sie finden mit Recht, daß es in der Britschke viel lustiger ist. Bisweilen bleiben wir auch bei der großen Hitze auf der Fahrt durch das Wäldchen hinter der Kutsche zurück, pflücken grüne Zweige und bauen in der Britschke eine Laube auf. Die fahrende Laube eilt aus Leibeskräften der Kutsche nach, und Ljubotschka quietscht da=

bei mit gellender Stimme, was sie nie unterläßt, wenn ihr etwas großes Vergnügen macht.

Da ist auch schon das Dorf, in dem wir Mittag speisen und Rast halten sollen. Es duftet auch schon nach Dorf — nach Rauch, Theer, Schaffellen; man hört Gespräch, Schritte, Wagen; die Glöckchen klingen nicht mehr so, wie auf dem freien Felde, und zu beiden Seiten schimmern die Bauernhäuschen mit ihren Strohdächern, den geschnitzten weißgehobelten Holztreppchen und den kleinen Fenstern mit den rothen und grünen Läden, an welchen hie und da das Gesicht eines neugierigen Bauernweibes herausguckt. Da sind auch die Bauernbuben und die Mädchen in bloßen Hemdchen; mit glotzenden Augen und ausgebreiteten Armen stehen sie unbeweglich auf einer Stelle oder rennen, mit den nackten Füßchen eilig durch den Staub trippelnd und der drohenden Geberden Philipps nicht achtend, hinter den Wagen her und versuchen auf die Koffer zu klettern, die hinten befestigt sind. Auch die rothblonden Hausknechte kommen von beiden Seiten zu den Wagen herangelaufen und bemühen sich um die Wette mit Schmeichelworten und Geberden die Reisenden anzulocken! Brr! das Thor knarrt, der Balken fällt in den Schloßhaken, und wir fahren ein. Vier Stunden Rast und Freiheit!

II.

Das Gewitter.

Die Sonne neigte sich zum Untergang und brannte mir Hals und Wangen unerträglich mit ihren schrägen glühenden Strahlen; die Ränder der Britschke waren so erhitzt, daß man sie nicht berühren konnte; dichter Staub

erhob sich den Weg entlang und erfüllte die Luft. Nicht das leiseste Lüftchen wehte, um ihn fortzutragen. Vor uns schaukelte in gleichmäßiger Entfernung der hohe staubige Kasten der Kutsche auf seinen Federn; von Zeit zu Zeit sah man hinter ihm die Peitsche hervorblicken, die der Kutscher schwang, seinen Hut und Jakobs Mütze.

Ich wußte nicht, wo ich hin sollte; weder das vom Staub geschwärzte Gesicht Wolodjas, der neben mir eingeschlummert war, noch die Bewegungen von Philipps Rücken, noch der langgestreckte Schatten unserer Britschke, die im spitzen Winkel hinter uns herfuhr, boten mir Zerstreuung. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf die Meilensteine gerichtet, die ich aus der Ferne beobachtete, und auf die Wolken, die vorhin am Firmament zerstreut waren und jetzt in einen großen schwarzdunkeln Knäuel geballt unheilkündend herabhingen. Von Zeit zu Zeit krachte in weiter Ferne ein Donnerschlag. Das war es, was mehr als alles meinen ungeduldigen Wunsch steigerte, sobald als möglich die Herberge zu erreichen. Das Gewitter jagte mir ein unaussprechlich drückendes Gefühl der Bangigkeit und Angst ein.

Zum nächsten Dorfe hatten wir etwa noch zehn Werst, und eine große dunkelblaue Gewitterwolke, die sich — man sah kaum, wie, — gebildet hatte, kam, ohne daß der leiseste Wind sie trieb, eilends näher und näher. Die Sonne ist noch nicht von den Wolken bedeckt und erhellt ihre dunkle Gestalt und die grauen Streifen, die von ihr ausgehen und bis ans Ende des Gesichtskreises reichen, mit grellem Lichte. Von Zeit zu Zeit, in weiter Ferne, flammt ein Blitz auf, tönt ein schwaches Rollen, das steigend wächst, näher kommt, in abgebrochenes Geknatter über-

geht und das ganze Himmelsgewölbe umfaßt. Wassilij beugt sich über den Bock und stellt das Dach der Britschke auf, die Kutscher ziehen ihre Pelzröcke an und nehmen bei jedem Donnerschlage die Mützen ab und bekreuzigen sich. Die Pferde spitzen die Ohren, blähen die Nüstern auf, als wollten sie die frische Luft einziehen, welche die herannahende Gewitterwolke ausströmt, und die Britschke fährt schneller den staubigen Weg dahin. Mir wird beklommen ums Herz, und ich fühle, wie das Blut rascher in meinen Adern kreist. Schon beginnen die vorderen Wolken die Sonne zu verdecken, zum letzten Male hat sie hervorgeblickt, hat die grausig düstere Seite des Horizonts bestrahlt und ist verschwunden. Die ganze Gegend verändert sich plötzlich und nimmt einen düsteren Charakter an Das Eschenwäldchen erbebt; das Laub nimmt eine schmutzig-graue Farbe an, die sich grell von dem bläulichen Hintergrund der Wetterwolke abhebt, es rauscht und flattert; die Wipfel der großen Birken wiegen sich hin und her, und Häufchen trockenen Grases fliegen über den Weg. Uferschwalben und weißbrüstige Erdschwalben umflattern in Schaaren unsere Britschke, als wollten sie uns zum Halten bewegen, und fliegen unter der Brust der Pferde hindurch; Dohlen durchschneiden mit ihren gespreizten Flügeln schräg die Luft; die Ränder der Lederdecke, die wir festgeknöpft hatten, heben sich, lassen den Zug der feuchten Luft ein zu uns und schlagen vom Wind getrieben an den Wagenkasten. Der Blitz flammt auf, als wäre er in unserer Britschke, blendet das Gesicht, und erhellt auf einen Augenblick das graue Tuch, die Polster und die in die Ecke geduckte Gestalt Wolodjas. In diesem Augenblick dröhnt unmittelbar über unseren Häupten ein mächtiger Donner-

schlag, als stiege er immer höher und höher, immer weiter und weiter, eine ungeheuere Spirallinie, und wachse steigend, dann geht er in ein betäubendes Krachen über, das unwillkürlich zwingt zu erzittern und den Athem anzuhalten. Der Zorn Gottes! Wieviel Poesie liegt in dieser Vorstellung des Volks!

Die Räder rollen schneller und schneller hin; an den Rücken Wassilij's und Philipp's, der ungeduldig die Zügel schwenkt, erkenne ich, daß auch sie sich fürchten. Die Britschke fährt schnell den Berg hinan und poltert über die Holzbrücke; ich fürchte mich eine Bewegung zu machen und von Minute zu Minute erwarte ich unser aller Untergang.

Brr! reißt das Strangholz los, und wir müssen ungeachtet der ununterbrochenen betäubenden Donnerschläge auf der Brücke halten.

Ich habe den Kopf an den Rand der Britschke gelehnt und folge mit athemloser Herzbeklemmung ohne Hoffnung jeder Bewegung der dicken schwarzen Finger Philipps, welcher langsam eine Schlinge knüpft und die Riemen anzieht, indem er das Seitenpferd mit der flachen Hand und der Peitsche beiseite stößt.

Die unruhigen Gefühle der Angst und Bangigkeit wachsen in meinem Innern mit dem Anwachsen des Gewitters. Da aber der majestätische Augenblick der Todtenstille kam, die der Entfesselung des Gewitters vorauszugehen pflegt, erreichten diese Gefühle einen solchen Grad, daß ich, wenn dieser Zustand noch eine viertel Stunde gedauert hätte, wie ich überzeugt bin, vor Erregung gestorben wäre. Gerade zu dieser Zeit erscheint plötzlich unter der Brücke in einem schmutzigen, zerfetzten Hemd ein menschliches Wesen mit einem aufgedunsenen blöden Gesicht, mit einem

wackelnden unbedeckten geschorenen Kopf, mit schiefen muskellosen Beinen und mit einem rothen glänzenden Stumpf statt einer Hand, den er gerade in die Britschke hineinstreckt.

„Lie—ie—ber Herr! Einem A—ar—men, in Christi Na—amen“, klingt seine schwächliche Stimme und der Bettler bekreuzt sich und beugt sich bei jedem Wort bis zur Erde.

Ich kann die Empfindung des eiskalten Entsetzens, das meine Seele in diesem Augenblick erfaßte, nicht beschreiben. Ein Schauer lief über meine Haare und meine Augen waren mit dem leeren Blick der Angst starr auf den Bettler geheftet . . . .

Wassilij, der unterwegs die Almosen zu vertheilen pflegt, gibt Philipp seine Anweisungen zur Befestigung des Strangholzes, und erst da schon alles fertig ist und Philipp die Zügel zusammenfaßt und auf den Bock kriecht, holt er etwas aus der Seitentasche hervor. Kaum aber haben wir uns in Bewegung gesetzt, als ein augenblendender Blitz, der auf eine Sekunde die ganze Schlucht mit einem Feuerschein erleuchtet, und welchem ohne die geringste Zwischenzeit ein so betäubendes Donnerkrachen folgt, daß die ganze Himmelswölbung über uns zusammenzustürzen scheint, die Pferde stillzustehen zwingt. Der Sturm wird noch stärker: die Mähnen und die Schwänze der Pferde, Wassilij's Kutschermantel und die Ränder des Wagenleders nehmen dieselbe Richtung an und flattern verzweifelt von dem ungeheueren Sturm hin- und hergetrieben. Auf das Lederdach der Britschke fiel schwerfällig ein dicker Regentropfen . . . ein zweiter, ein dritter, ein vierter, und plötzlich war es, als trommelte Jemand über unseren Häupten und die ganze Umgegend schallte wieder von dem gleichmäßigen

Rauschen des herabstürzenden Regens. An den Bewegungen von Wassilij's Ellenbogen bemerke ich, daß er seinen Geldbeutel aufbindet; der Bettler, der nicht aufhört sich zu bekreuzigen und sich zu verbeugen, läuft neben den Rädern einher, sodaß sie ihn unversehens hätten überfahren können. „In Christi Namen, liebster Herr". Endlich fliegt eine Kupfermünze an uns vorüber und das beklagenswerthe Geschöpf in dem groben Kittel, der seine hageren Glieder umschließt und durch und durch vom Regen durchweicht ist, wird vom Wind hin und hergeworfen — bleibt wie bewußtlos mitten auf dem Wege stehen und entschwindet meinen Blicken.

Der schräg herabfallende Regen goß, von einem starken Winde getrieben, in Strömen; von dem Friesrücken Wassilij's flossen Bäche in die Pfütze trüben Wassers, die sich auf der Wagendecke gebildet hatte. Der zu Kügelchen geballte Staub verwandelte sich in dichten Schmutz, den die Räder kneteten, die Stöße wurden schwächer und in den lehmigen Spuren flossen schmutzige Wasserflüßchen. Der Blitz leuchtete breiter und blasser, und das Krachen der Donnerschläge war nicht mehr so erschütternd bei dem gleichmäßigen Rauschen des Regens.

Aber der Regen wird schwächer; die Wetterwolke beginnt sich zu zertheilen in wellenartige Wölkchen, es schimmert leuchtend an der Stelle, wo die Sonne sein sollte, und durch die weißgrauen Ränder der Wetterwolke wird kaum merklich ein Streifen hellen blauen Himmels sichtbar. Eine Minute später glänzt schon ein zaghafter Sonnenstrahl in den Pfützen der Straße durch die Linien des dünnen wie durch ein Sieb senkrecht fallenden Regens und auf dem gebadeten glänzenden Grün des Grases am

Wege. Die schwarze Wetterwolke lagert drohend wie vorher an der entgegengesetzten Seite des Himmelsgewölbes, aber ich fürchte sie nicht mehr. Ein unsagbar wonniges Gefühl der Lebenshoffnung erfüllt mich, das die bedrückende Empfindung der Angst schnell ablöst. Meine Seele lacht wie die erfrischte freudig aufathmende Natur. Wassilij schlägt den Kragen seines Mantels zurück, nimmt seine Mütze herunter und schüttelt sie ab; Wolodja legt die Wagendecke zurück; ich stecke meinen Kopf zur Britschke heraus und sauge gierig die erfrischte duftige Luft ein. Der glänzende rein gewaschene Kutschkasten mit den Kistennetzen und Koffern schaukelt vor uns; die Rücken der Pferde, das Geschirr, die Zügel, die Eisenreifen — alles leuchtet im feuchten Schimmer, wie mit Firniß überzogen. Auf der einen Seite des Wegs zieht sich ein unabsehbares Winterfeld hin, hie und da von flachen Thälern durchschnitten, es glänzt von feuchtem Boden und Rasen und breitet sich wie ein dunkler Teppich bis ans Ende des Gesichtskreises; von der anderen Seite steht ein Eschenwäldchen, von Nuß- und Faulbäumen unterwachsen, wie im Ueberschwang des Glücks, es rührt sich nicht und weint langsam helle Regentropfen von seinen frischgebadeten Zweigen auf das trockene vorjährige Laub herab. Von allen Seiten kreisen die geschopften Lerchen mit lustigem Lied und schießen schnell hernieder; in den feuchten Sträuchern vernimmt man die geschäftige Bewegung der kleinen Vögelchen, und aus der Tiefe des Wäldchens klingen hell die Rufe des Kukuks. So berauschend ist der wundersame Duft des Waldes nach dem Frühlingsgewitter, der Duft der Fichte, des Veilchens, des welken Laubs, der Morcheln, des Faulbaums, daß es mich im Wagen nicht

mehr duldet, ich springe vom Fußtritt, eile in die Sträucher, und unbekümmert darum, daß er mich mit Regentropfen überschüttet, pflücke ich die feuchten Zweige des aufgegangenen Faulbaumes, schlage mit ihnen mein Gesicht und sauge ihren wundervollen Duft ein. Ohne selbst darauf zu achten, daß an meinen Stiefeln große Schmutzklumpen kleben und meine Strümpfe schon lange durchnäßt sind, eile ich durch den Schmutz watend auf das Fenster der Kutsche zu.

— Ljubotschka! Katinka! rufe ich und reiche einige Faulbaumzweige hinein, — sieh, wie schön!

Die Mädchen quietschen, kreischen; Mimi schreit, ich solle fortgehen, sonst überfahren sie mich bestimmt.

— Riech' doch, wie es duftet! rufe ich.

III.

Neue Anschauungen.

Katjenka saß neben mir in der Britschke, sie hielt ihr hübsches Köpfchen vorgeneigt und folgte nachdenklich dem unter den Rädern entschwindenden Staubwege. Ich sah sie schweigend an und staunte über den unkindlich wehmüthigen Ausdruck, den ich zum ersten Mal auf ihrem rosigen Gesichtchen wahrnahm.

— Wir kommen nun bald nach Moskau — sagte ich, — wie denkst Du wohl, sieht es aus?

— Ich weiß nicht, antwortete sie unwillig.

— Aber doch, was glaubst Du wohl, ist es größer als Serpuchow oder nicht? . . .

— Was?

— Ach, nichts.

Aber mit dem instinctiven Gefühl, mit welchem ein

Mensch des anderen Gedanken erräth, und das den Leitfaden des Gesprächs bildet, begriff Katjenka, daß ihre Gleichgiltigkeit mir wehthat; sie richtete den Kopf empor und wandte sich zu mir.

— Hat Euch der Papa gesagt, daß wir bei der Großmutter wohnen werden?

— Ja; die Großmutter will ganz mit uns zusammenwohnen.

— Und werden wir alle zusammenwohnen?

— Versteht sich; wir werden oben wohnen in der einen Hälfte; ihr — in der anderen; der Papa — im Seitenflügel; und speisen werden wir alle zusammen unten bei der Großmama.

— Maman sagt, Großmutter sei so ernst — so böse?

— O nei—n! Das scheint nur in der ersten Zeit so. Sie ist ernst, aber durchaus nicht böse; im Gegentheil, sehr gut und heiter. Hättest Du gesehen, was für ein Ball zu ihrem Geburtstag bei ihr war!

— Und doch fürchte ich mich vor ihr, und dann wer weiß, ob wir uns . . .

Katjenka verstummte plötzlich und versank wieder in Gedanken.

— Wa—as? fragte ich unruhig.

— Nichts, es hat nichts zu sagen.

— Aber nein, Du hast doch gesagt: „wer weiß“ . . .

— Du hast gesagt, es war ein so schöner Ball bei Großmama.

— Ja, es ist schade, daß Ihr nicht dabei waret; Gäste waren eine Unmenge da, an Tausend Menschen, Musik, Generale, und ich habe getanzt . . . Katjenka!

sagte ich plötzlich und unterbrach mich mitten in meiner Beschreibung: Du hörst nicht?

— O, ich höre schon; Du sagst, Du hast getanzt.

— Warum bist Du mißgestimmt?

— Man kann doch nicht immer lustig sein.

— Nein, Du hast Dich sehr verändert, seit der Zeit, wo wir aus Moskau gekommen sind. Sag' mir die Wahrheit — fügte ich mit einem entschiedenen Ausdruck hinzu und wandte mich zu ihr: warum bist Du so sonderbar geworden?

— Ich soll sonderbar sein! erwiderte Katjenka mit einer Lebhaftigkeit, welche bewies, daß meine Bemerkung sie interessirte, — ich bin gar nicht sonderbar.

— Nein, Du bist nicht mehr so wie früher, fuhr ich fort; früher konnte man sehen, daß Du in Allem zu uns hieltest, daß Du uns wie Brüder betrachtetest und uns so liebtest, wie wir Dich, und jetzt bist Du so ernst geworden, hältst Dich von uns fern . . . .

— Nein, gewiß nicht . . .

— Nein, laß mich ausreden, unterbrach ich sie und ich fühlte schon das leise Kitzeln in der Nase, das den Thränen vorausgeht, und Thränen traten mir immer in die Augen, wenn ich einen lange unterdrückten Herzensgedanken aussprach — Du hältst Dich fern von uns, Du sprichst nur mit Mimi, als ob Du uns nicht mehr kennen wolltest.

— Man kann sich doch nicht immer gleich bleiben; man muß sich doch auch einmal verändern, antwortete Katjenka. Sie hatte die Gewohnheit alles durch eine fatalistische Nothwendigkeit zu erklären, wenn sie nichts anderes zu sagen wußte.

Ich erinnere mich, wie sie einmal in einem Streit mit Ljubotschka, die sie „dummes Mädchen“ genannt hatte, sagte: „nicht alle können klug sein, es muß auch Dumme geben“; ich gab mich aber nicht mit der Antwort zufrieden, daß man sich einmal verändern müsse, und setzte meine Fragen fort.

— Warum muß man das?

— Wir werden doch nicht ewig zusammen bleiben, antwortete Katjenka, leicht erröthend und den Blick starr auf Philipp's Rücken heftend. — Meine Mama konnte mit euerer seligen Mama zusammenbleiben, sie waren sehr befreundet; ob sie aber mit der Gräfin, die, wie man sagt, so böse sein soll, stimmen wird, weiß Gott. Und auch sonst, einmal müssen wir uns doch trennen; ihr seid reich — ihr besitzt Petrowskoje; und wir sind arm — Mama hat gar nichts.

Ihr seid reich — wir sind arm. Diese Worte und die Begriffe, die mit ihnen verbunden sind, erschienen mir außerordentlich seltsam. Arm konnten nach meinen damaligen Vorstellungen nur Bettler und Bauern sein — und diesen Begriff von Armuth vermochte ich in meiner Vorstellung nimmer mit der anmuthigen, hübschen Katjenka zu vereinigen. Ich glaubte, Mimi und Katjenka müßten, wie sie bisher immer mit uns zusammen waren, auch in alle Ewigkeit bei uns bleiben und alles mit uns theilen. Anders könnte es gar nicht sein. Jetzt aber schwirrten tausend neue unklare Gedanken, die ihre Gleichstellung mit uns betrafen, durch meinen Kopf, und mich erfaßte eine solche Scham darüber, daß wir reich und sie arm waren, daß ich erröthete und nicht wagte Katjenka ins Gesicht zu sehen.

„Und wenn wir auch reich und sie arm sind?" dachte ich, — „und wie folgt daraus die Nothwendigkeit einer Trennung? Warum sollen wir nicht gleichmäßig theilen, was wir haben?" Ich begriff aber, daß es sich nicht ziemte mit Katjenka darüber zu sprechen, und ein gewisser praktischer Instinct sagte mir schon, im Gegensatz zu diesen logischen Betrachtungen, daß sie Recht habe und daß es nicht passend sei, ihr meine Gedanken zu entwickeln.

— Wirst Du wirklich von uns gehen? sagte ich, — wie wird es möglich sein, daß wir getrennt leben?

— Was hilft's, es thut mir selbst weh; aber wenn es wahr wird, weiß ich, was ich thue . . .

— Du gehst zur Bühne? . . . Dummheit! fiel ich ihr ins Wort, denn ich wußte, daß es stets ihr Lieblingsgedanke war, Schauspielerin zu werden.

— Nein, das habe ich gesagt, als ich ein Kind war . .

— Was also willst Du thun? . .

— Ich gehe ins Kloster, dort will ich wohnen, in einem schwarzen Kleidchen, in einem Sammtmützchen umhergehen.

Katjenka brach in Thränen aus.

Ist es Dir, lieber Leser, zu einer bestimmten Stunde des Lebens begegnet, plötzlich gewahr zu werden, daß Deine Anschauung von den Dingen sich vollkommen verändert, als ob alle Gegenstände, die Du bisher gesehen hast, Dir plötzlich eine andere noch unbekannte Seite zugekehrt hätten? Eine solche moralische Umwandlung vollzog sich in mir zum ersten Mal während dieser Reise, von der ich den Anfang meines Knabenalters zähle.

Mir stand zum ersten Mal klar der Gedanke fest, daß wir, d. h. unsere Familie, nicht allein auf der Welt

seien, daß wir nicht den Mittelpunkt aller Dinge bilden, und daß auch sonst noch Leute leben, die nichts mit uns gemein haben, die sich nicht um uns kümmern, ja die gar keine Ahnung haben von unserem Dasein. Gewiß, ich habe das auch vorher gewußt, aber ich habe es nicht so gewußt, wie ich es jetzt erkannte, es war mir nicht zum Bewußtsein gekommen, ich hatte es nicht empfunden.

Ein Gedanke wird zur Ueberzeugung nur auf einem ganz bestimmten Wege, der oft völlig unerwartet und verschieden von den Wegen ist, welche ein anderer Geist durchläuft, um dieselbe Ueberzeugung zu gewinnen. Für mich war das Gespräch mit Katjenka, das mich tief gerührt und mich veranlaßt hatte, über ihre zukünftige Lage nachzudenken, dieser Weg. Wenn ich die Dörfer und Städte betrachtete, durch die wir fuhren, in welchen jedes Häuschen wenigstens von einer solchen Familie bewohnt war, wie wir; die Frauen, Kinder, die mit augenblicklicher Neugier unserem Wagen nachschauten und für immer unseren Augen entschwanden; die Krämer, die Bauern, die uns nicht nur nicht grüßten, wie ich das gewohnt war in Petrowskoje, sondern uns nicht eines Blickes würdigten, — da trat mir zum ersten Mal die Frage vor die Seele: was mag sie wohl beschäftigen, wenn sie sich so gar nicht um uns kümmern? Aus dieser Frage folgten andere, wie und wovon sie leben, wie sie ihre Kinder erziehen, ob sie sie unterrichten, ob sie sie spielen lassen, wie sie sie strafen u. s. w.?

IV.

Moskau.

Mit unserer Ankunft in Moskau wurde die Wandlung meiner Anschauungen von Dingen und Menschen und von meinem Verhältniß zu ihnen noch greifbarer.

Bei meiner ersten Wiederbegegnung mit der Großmutter verwandelte sich, bei dem Anblick ihres hageren runzlichen Gesichtes und ihrer glanzlosen Augen, das Gefühl der ehrfurchtsvollen Verehrung und Scheu, die ich ihr gegenüber hegte, in Mitleid; und als sie, ihr Gesicht an Ljubotschkas Kopf gelehnt, so aufschluchzte, als ob die Leiche ihrer geliebten Tochter vor ihr läge, wandelte sich mein Mitleid sogar in ein Gefühl der Liebe. Ich sah mit Unbehagen ihre Trauer bei dem ersten Wiedersehen; ich begriff, daß wir selbst in ihren Augen nichts bedeuteten, daß wir ihr nur theuer waren als eine Erinnerung; ich fühlte, daß jeder Kuß, mit dem sie meine Wangen bedeckte, den Gedanken ausdrückte: sie ist nicht mehr, sie ist todt, ich werde sie nie mehr wiedersehen!

Papa, der in Moskau sich fast gar nicht mit uns beschäftigte und mit seinem ewig sorgenvollen Gesicht nur zum Mittagessen zu uns kam — im schwarzen Gesellschaftsrock oder Frack, mit seinen großen Vatermördern, seinem Schlafrock, seinen Verwaltern, seinen Geschäftsgehilfen, seinen Ausflügen zu der Scheune und zur Jagd, verlor viel in meinen Augen. Karl Iwanowitsch, den die Großmutter die „Bonne“ nannte und dem plötzlich Gott weiß warum der Einfall kam, seine ehrwürdige mir wohlbekannte Glatze mit einer rothen Perrücke mit einem schnurgraden Scheitel, der den Kopf in zwei fast gleiche Theile theilte,

zu vertauschen, erschien mir so komisch und lächerlich, daß ich mich wunderte, wie es möglich war, das bisher nicht zu bemerken.

Zwischen den Mädchen und uns bildete sich auch eine unsichtbare Scheidewand; sie hatten schon ihre Geheimnisse, wir hatten welche, als brüsteten sie sich vor uns mit ihren Röcken, die jetzt länger wurden, und wir vor ihnen mit unseren Strippenbeinkleidern. Mimi kam schon am ersten Sonntag in einem so prächtigen Kleid und mit solchen Bändern am Kopfe zu Mittag, daß man sofort sehen konnte, daß wir nicht auf dem Lande waren und daß jetzt alles ganz anders werden würde.

V.

Mein älterer Bruder.

Ich war nur ein Jahr und einige Monate jünger als Wolodja. Wir waren immer gemeinsam aufgewachsen, wir hatten zusammen gelernt und gespielt. Man hatte zwischen uns gar nicht den Unterschied des älteren und jüngeren gemacht. Aber gerade um die Zeit, von der ich spreche, begann ich zu begreifen, daß Wolodja weder an Jahren, noch an Neigungen und Fähigkeiten mein Genosse sei. Mir schien sogar, als ob Wolodja selbst sich seiner Erstgeburt bewußt wäre und sich damit brüste. Diese Ueberzeugung, die vielleicht auch nur Täuschung war, gab mir meine Eigenliebe ein, welche bei jedem Zusammenstoß mit ihm litt. Er war mir in allem überlegen: im Spiel, im Lernen, in Streitigkeiten, im Auftreten, und all' dies entfernte mich von ihm und verursachte mir moralische Leiden, die ich mir nicht erklären konnte. Hätte ich, als man

Wolodja zum ersten Male holländische Oberhemden machte, geradeheraus gesagt, daß es mich bitterlich ärgere, daß ich keine bekomme, so bin ich überzeugt, es wäre mir leichter geworden, und ich hätte nicht, so oft er den Kragen ummachte, jedesmal geglaubt, daß er dies nur thue, um mich zu kränken.

Mich quälte am meisten, daß Wolodja, wie es mir manchmal vorkam, mich durchschaute, sich aber bemühte, das zu verbergen.

Wer kennt nicht jene geheimnißvollen stummen Beziehungen, die sich in einem kaum merklichen Lächeln, in einer Bewegung oder in einem Blick, bei Menschen, die beständig zusammenleben, kundgeben: bei Brüdern, Freunden, bei Mann und Frau, bei Herr und Diener, besonders wenn diese Menschen nicht in Allem offen gegen einander sind. Wieviel unausgesprochene Wünsche, Gedanken, wieviel Furcht durchschaut zu werden — sprechen sich in einem zufälligen Blicke aus, wenn sich eure Augen scheu und zaghaft begegnen!

Aber vielleicht, daß meine übermäßige Eindrucksfähigkeit und meine Neigung alles zu zersetzen mich in dieser Hinsicht täuschten; vielleicht, daß Wolodja überhaupt gar nicht so empfand wie ich. Er war lebhaft, offen und unbeständig in seiner Begeisterung. Die verschiedensten Dinge riefen sein Entzücken hervor und er gab sich ihnen mit ganzer Seele hin.

Bald überkam ihn plötzlich eine Leidenschaft für Bilder; er versuchte selbst zu zeichnen, kaufte welche für sein ganzes Geld, bettelte beim Zeichenlehrer, beim Papa, bei der Großmama; bald eine Leidenschaft zu Dingen, mit welchen er sein Tischchen schmückte, und die er aus dem ganzen

Hause zusammentrug; bald eine Leidenschaft für Romane, die er sich heimlich verschaffte und ganze Tage und Nächte hindurch las . . . Ich wurde unwillkürlich von seinen Leidenschaften mitgerissen, aber ich war zu stolz, um in seine Fußstapfen zu treten, und zu jung und unselbständig, um meinen eigenen Weg zu gehen. Aber um nichts beneidete ich Wolodja so sehr, wie um seinen glücklichen, vornehm-offenen Charakter, der besonders scharf in den Streitigkeiten hervortrat, die wir miteinander hatten. Ich empfand, daß er schön handelte, aber ich konnte es ihm nicht gleich thun.

Eines Tages, gerade als seine Leidenschaft für Nippsachen ihren höchsten Grad erreicht hatte, kam ich an seinen Tisch und zerbrach unabsichtlich ein leeres buntes Riechfläschchen.

— Wer hat Dich gebeten, meine Sachen anzurühren? sagte Wolodja, der gerade ins Zimmer trat und die Unordnung bemerkte, die ich in der Gleichmäßigkeit der verschiedenen Nippsachen auf seinem Tischchen angerichtet hatte! — und wo ist das Fläschchen? Du hast es gewiß . . .

— Ich habe es unabsichtlich heruntergeworfen; und es ist zerbrochen, ist das so schlimm?

— Sei so gut, untersteh' dich nicht meine Sachen anzurühren, sagte er, indem er die Scherben des zerbrochenen Fläschchens zusammensetzte und sie wehmüthig betrachtete.

„Bitte, befiehl nicht, antwortete ich; ist es einmal zerbrochen, so ist es zerbrochen; was ist da viel zu sagen!

Und ich lächelte, obwohl mir gar nicht zum Lachen war.

— Dir ist es gleich, mir aber nicht, fuhr Wolodja fort, und machte die Bewegung des Achselzuckens, die er

vom Papa geerbt hatte, — erst zerschlägt er, dann lacht er noch, so ein unleidlicher Bengel.

— Ich bin ein Bengel; und Du bist ein großer Herr, aber ein Dummkopf!

— Ich habe keine Lust mich mit Dir herumzuzanken, sagte Wolodja, und stieß mich leicht fort — mach' daß Du fortkommst.

— Stoße nicht!

— Mach' daß Du fortkommst!

— Ich sage Dir, stoße nicht!

Wolodja nahm mich am Arm und wollte mich vom Tische fortziehen; aber ich war schon aufs Aeußerste gereizt, ergriff das Tischbein und warf den Tisch um. „Da hast Du's!" und alle die Porzellan- und Kristallsachen fielen schmetternd zu Boden.

— Ein widerwärtiger Bengel! . . . schrie Wolodja, und bemühte sich die fallenden Sachen aufzufangen.

„Nun ist alles zwischen uns aus, dachte ich, als ich aus dem Zimmer ging, wir haben uns für alle Ewigkeit entzweit."

Bis zum Abend sprachen wir kein Wort mit einander. Ich fühlte mich schuldig, scheute mich ihm in's Gesicht zu sehen und konnte mich den ganzen Tag mit Nichts beschäftigen. Wolodja dagegen war fleißig bei der Arbeit und plauderte und scherzte mit den Mädchen nach Tisch wie immer.

Sobald der Lehrer den Unterricht geschlossen hatte, ging ich aus dem Zimmer; mir war es ängstlich, unbehaglich und peinlich mit dem Bruder allein zu bleiben. Nach dem Geschichtsunterricht am Abend nahm ich meine Hefte und ging auf die Thür zu. Als ich an Wolodja

vorüberkam, schmollte ich, obwohl ich gern auf ihn zugegangen wäre, um mich mit ihm auszusöhnen, und bemühte mich, ein böses Gesicht zu machen. In diesem Augenblick richtete Wolodja seinen Kopf in die Höhe und sah mir mit einem kaum merklichen gutmüthig-spöttischen Lächeln kühn ins Gesicht. Unsere Blicke begegneten sich und ich verstand, daß er mich verstanden hatte und auch daß ich verstehe, daß er mich versteht; aber ein Gefühl, das ich nicht überwinden konnte, zwang mich, mich abzuwenden.

— Nickelchen! sagte er im schlichtesten von jedem Pathos freien Tone, laß doch genug sein. Verzeihe mir, wenn ich Dich beleidigt habe

Und er streckte mir die Hand entgegen. Mir war's als würgte mich etwas, was immer höher und höher zu meiner Kehle hinanstieg und meinen Hals zusammenschnürte; aber das dauerte nur einen Augenblick; meine Augen füllten sich mit Thränen und mir ward leichter.

— Verzeih . . . mir . . . Wol . . . dja! sagte ich und drückte ihm die Hand.

Wolodja aber sah mich an, als begriffe er gar nicht, weshalb mir Thränen in die Augen getreten . . .

VI.

Mascha.

Aber auch nicht eine von den Veränderungen, die sich in meinen Anschauungen vollzogen, war von so großem Eindruck auf mich selbst, wie die, welche mich in einem unserer Mädchen nicht mehr den weiblichen Dienstboten sehen ließ, sondern das Weib, von welchem bis zu einem

gewissen Grade meine Ruhe und mein Glück abhängen konnte.

Die ganze Zeit, die ich überhaupt zurückdenken kann, denke ich auch Mascha in unserem Hause, und doch habe ich ihr bis zu dem Zufall, der meine Anschauungen von ihr vollkommen verändert hat und den ich bald erwähnen werde, nie die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Mascha war etwa 25 Jahre alt, als ich vierzehn zählte. Sie war sehr schön; aber ich fürchte mich sie zu beschreiben, ich fürchte, daß meine Einbildung mir wieder das bezaubernde trügerische Bild vorführen könnte, das sie sich zur Zeit meiner Liebesleidenschaft eingeprägt hat. Um nicht zu irren, will ich nur sagen, daß sie eine außerordentlich weiße Gesichtsfarbe hatte, üppig entwickelt und — ein Weib war; und ich war vierzehn Jahre alt.

In einem von den Augenblicken, wo man, das Buch in der Hand, im Zimmer auf und niedergeht und mit Absicht eine Diele überspringend nur immer auf die zweite tritt oder wo man irgend ein beliebiges Lied vor sich hinsummt, oder wo man sich damit beschäftigt den Tischrand mit Tinte zu beschmieren oder gedankenlos irgend einen Ausspruch hundertmal herzuplappern, mit einem Wort, in einem der Augenblicke, wo die Vernunft die Arbeit einstellt, die Einbildungskraft die Oberhand gewinnt und Eindrücke sucht, verließ ich unser Unterrichtszimmer und ging hinunter auf den Treppenflur.

An der anderen Biegung der Treppe ging Jemand in Schuhen hinauf. Selbstverständlich wollte ich gern wissen, wer das war; da plötzlich verstummte der Klang der Schritte und ich hörte Maschas Stimme: „Nicht doch,

was machen Sie denn, und wenn Marja Iwanowna kommt, — wird sie das gern sehen?"

„Sie kommt nicht, sagte Wolodjas Stimme im Flüstertone, und gleich darauf rauschte etwas, als hätte Wolodja sie festhalten wollen."

„O, wo wollen Sie mit Ihren Händen hin? Schämen Sie sich!" und Mascha lief in ihrem Umwurf, der nach der Seite gezerrt war und unter welchem ihr weißer voller Nacken hervorglänzte, an mir vorüber.

Ich kann kaum sagen, wie sehr mich diese Entdeckung in Erstaunen setzte, aber das Gefühl des Erstaunens machte sogleich einem Mitempfinden mit Wolodja Raum. Mich setzte nicht mehr seine Handlungsweise selbst in Erstaunen, sondern wie er dazu gekommen war, daß diese Handlung ein Genuß sei. Unwillkürlich wandelte mich die Lust an ihm nachzuahmen.

Ganze Stunden brachte ich bisweilen im Treppenflur zu, ohne etwas Bestimmtes zu denken, und horchte mit angespannter Aufmerksamkeit auf die leisesten Bewegungen, die sich oben vernehmen ließen; aber ich konnte es nie über mich gewinnen, Wolodja nachzuahmen, obgleich ich zu nichts auf der Welt solche Lust verspürte. Bisweilen horchte ich, das Ohr an die Thür gelegt, mit einem drückenden Gefühl des Neides und der Eifersucht auf das Treiben im Mädchenzimmer, und mir kam der Gedanke: wie würde ich mich ausnehmen, wenn ich hinaufginge und so wie Wolodja Mascha küssen wollte? was ich mit meiner breiten Nase und mit meinem struppigen Schopf sagen würde, wenn sie mich fragte, was ich wünsche? Ich hatte manchmal gehört, wie Mascha zu Wolodja sagte: „Eine Strafe Gottes! Was in aller Welt wollen Sie von

mir, machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie ausgelassener Mensch . . . . Warum kommt Nikolaj Petrowitsch nie hierher Dummheiten machen . . ." Sie wußte nicht, daß Nikolaj Petrowitsch unter der Treppe kauerte und alles auf der Welt hergegeben hätte, um an der Stelle des ausgelassenen Menschen zu sein.

Ich war schamhaft von Natur, aber meine Schamhaftigkeit wuchs noch durch die Ueberzeugung von meiner Häßlichkeit. Und ich bin überzeugt, daß nichts einen so niederschlagenden Einfluß auf die Richtung eines Menschen übt, wie sein Aeußeres, und nicht so sehr das Aeußere selbst, als die Ueberzeugung von dem anziehenden oder abstoßenden Eindruck, den es macht.

Ich war zu stolz, um mich an meine Lage zu gewöhnen, ich tröstete mich, wie der Fuchs, der sich einredete, daß die Trauben noch grün sind, d. h. ich bemühte mich alle Annehmlichkeiten zu verachten, die ein angenehmes Aeußere verschaffen konnte, die in meinen Augen Wolodja genoß und um die ich ihn von ganzer Seele beneidete, und ich spannte alle Kräfte meines Verstandes und meiner Einbildung an, um in einer stolzen Zurückgezogenheit Genuß zu finden.

VII.

Schrot.

— Um Gottes willen, Pulver! . . schrie Mimi und ihre Stimme zitterte vor Erregung, — was macht ihr? wollt ihr das Haus in Brand stecken, und alle ins Unglück stürzen . .

Und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck festen

Muthes befahl Mimi allen auf die Seite zu treten, ging entschlossenen Schritts an das ausgestreute Schrot heran und zertrat es, der Gefahr nicht achtend, die aus einer plötzlichen Entzündung entstehen konnte, mit eigenen Füßen. Als nach ihrer Ansicht jede Gefahr vorüber war, rief sie Michej heran und befahl ihm dieses ganze „Pulver“ soweit als möglich fortzuschaffen, es am liebsten ins Wasser zu schütten; dann warf sie stolz das Häubchen zurück und begab sich in das Gastzimmer. „Angenehme Aufgabe, die zu beaufsichtigen, nicht wahr?“ brummte sie vor sich hin.

Als Papa aus dem Seitenflügel kam und wir mit ihm zur Großmama gingen, saß Mimi bereits in ihrem Zimmer am Fenster und sah mit geheimnißvoll-amtlicher Miene drohend nach der Thür. Sie hatte etwas in der Hand, was in mehrere Papierchen gewickelt war. Ich errieth, daß dies das Schrot war und daß die Großmutter bereits alles wisse.

Außer Mimi waren im Zimmer der Großmutter noch das Dienstmädchen Gascha, die, wie man ihrem zornigen, glühenden Gesichte ansah, furchtbar aufgeregt war und Doctor Blumenthal, ein kleiner, pockennarbiger Herr, der sich vergeblich bemühte Gascha zu beruhigen, indem er ihr mit den Augen und dem Kopfe geheime begütigende Zeichen gab.

Die Großmama selbst saß ein wenig abseits und legte Patience „Der Wanderer“, was immer auf eine sehr ungünstige Stimmung schließen ließ.

— Wie fühlen Sie sich heute, maman? Wohl geruht? sagte Papa und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

— Sehr gut, mein Freund; Sie wissen ja, daß ich stets vollkommen gesund bin, antwortete Großmama in einem

Tone, als ob Papas Frage die unangemessenste und beleidigendste von der Welt gewesen wäre. — Nun, wollen Sie mir nicht ein reines Taschentuch geben, fuhr sie zu Gascha gewandt fort.

— Ich habe es Ihnen schon gegeben, antwortete Gascha, und wies auf das schneeweiße Batisttuch, das auf dem Seitengriff des Sessels lag.

— Nehmen Sie diesen schmutzigen Wisch fort, und geben Sie mir ein reines, liebes Kind!

Gascha trat an das Schränkchen, zog eine Schublade auf und schob sie so kräftig zurück, daß die Scheiben im Zimmer klirrten. Die Großmutter sah uns alle drohend an und hörte nicht auf, jede Bewegung des Mädchens eifrig zu verfolgen. Als sie ihr, wie mir vorkam, dasselbe Taschentuch gereicht hatte, sagte die Großmutter:

— Wann werden Sie mir den Tabak reiben, mein Kind?

— Wenn ich Zeit habe, werde ich es thun.

— Was sagen Sie?

— Heute werde ich es thun.

— Wenn Ihnen mein Dienst nicht gefällt, mein Kind, brauchen Sie es nur zu sagen, ich hätte Sie längst entlassen.

— So entlassen Sie mich, ich werde nicht weinen, brummte das Mädchen mit halber Stimme.

Der Doctor winkte und winkte ihr immer zu, aber sie sah ihn so zornig und entschieden an, daß er im Augenblick stutzig wurde und mit seinem Uhrschlüssel zu spielen begann.

— Sehen Sie, mein Freund, sagte die Großmama zum Papa, als Gascha immer noch brummend das Zimmer

verlassen hatte, wie man mit mir in meinem eigenen Hause spricht?

— Gestatten Sie, maman, ich werde Ihnen selbst den Tabak reiben, sagte Papa, den diese unerwartete Frage offenbar in große Verlegenheit brachte.

— Nein, ich danke Ihnen; sie ist ja nur darum so grob, weil sie weiß, daß außer ihr Niemand den Tabak so reiben kann, wie ich ihn gern habe. Wissen Sie, lieber Freund, fuhr die Großmama nach minutenlangem Schweigen fort, daß Ihre Kinder heute beinahe das Haus in Brand gesteckt hätten?

Papa sah die Großmama mit ehrerbietiger Neugierde an.

— Ja, sehen Sie, womit sie spielen. Zeigen Sie, bitte, sagte sie zu Mimi gewandt.

Papa nahm das Schrot in die Hände und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

— Ach, Schrot, maman, sagte er, das ist ganz ungefährlich.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Freund, daß Sie mich belehren, aber ich bin schon zu alt . . .

— Nervosität, Nervosität! flüsterte der Arzt.

Und Papa wandte sich schnell zu uns.

— Wo habt Ihr Das hergenommen? Und wie dürft Ihr Euch unterstehen, mit solchen Dingen Unfug zu treiben?

— Nicht *sie* müssen Sie fragen, Sie müssen die „Bonne“ fragen, sagte die Großmutter und gab dem Wort „Bonne“ eine besonders verächtliche Betonung, was thut er denn eigentlich?

— Woldemar hat gesagt, Karl Iwanowitsch selbst habe ihm dieses „Pulver“ gegeben, versetzte Mimi.

Da sehen Sie es doch, was der Mensch taugt, fuhr die Großmutter fort — wo ist er, der, der . . wie heißt er doch? Er soll her kommen.

— Ich habe ihm Urlaub gegeben zu einem Besuch, sagte Papa.

— Das ist kein Grund, er muß immer hier sein. Die Kinder gehören nicht mir, sondern Ihnen, und ich habe kein Recht Ihnen zu rathen, da Sie klüger sind als ich, fuhr die Großmutter fort, — aber ich denke, es wäre Zeit für Sie einen Hauslehrer zu nehmen, und nicht diese „Bonne", diesen deutschen Bauern. Ja, ein dummer Bauer, der ihnen gar nichts beibringen kann, als schlechte Manieren und Tiroler Lieder. Nicht wahr, es ist sehr wichtig, daß die Kinder Tiroler Lieder singen können? Uebrigens, jetzt kümmert sich ja kein Mensch darum und Sie können thun, was Ihnen beliebt.

Das Wort jetzt hieß: da sie keine Mutter haben, und weckte wehmüthige Erinnerungen im Herzen der Großmama; sie senkte ihre Augen auf die Tabaksdose mit dem Bildniß und wurde nachdenklich.

— Ich habe schon lange daran gedacht, beeilte sich Papa zu antworten, und wollte mich mit Ihnen darüber berathen, maman, ob man St. Jérome ins Haus nehmen soll, der ihnen jetzt stundenweise Unterricht ertheilt?

— Das wäre das Richtige, mein Freund, sagte die Großmutter, und ihre Stimme klang nicht mehr so unzufrieden wie vorher, St. Jérome ist wenigstens ein gouverneur, er weiß, wie man des enfants de bonne maison zu erziehen hat und nicht ein einfacher menin, der zu nichts weiter zu gebrauchen ist, als die Kinder spazieren zu führen.

— Ich will schon morgen mit ihm sprechen, sagte Papa.

Und wirklich, zwei Tage nach diesem Gespräch, räumte Karl Iwanowitsch einem jungen geckenhaften Franzosen den Platz.

VIII.

Die Geschichte Karl Iwanowitsch's.

Am Vorabend des Tages, an welchem Karl Iwanowitsch uns auf immer verlassen sollte, stand er in später Stunde in seinem wattirten Schlafrock und seinem rothen Käppchen an seinem Bette über den Koffer gebeugt und ordnete sorgfältig seine Sachen hinein.

Karl Iwanowitsch's Benehmen gegen uns war in letzter Zeit merkwürdig kühl gewesen, er schien förmlich jeder Berührung mit uns aus dem Wege zu gehen. Und auch jetzt sah er mich, als ich in's Zimmer trat, von unten herauf an und setzte ruhig seine Arbeit fort. Ich warf mich auf mein Bett. Karl Iwanowitsch aber, der das sonst immer streng verboten hatte, sagte kein Wort, und der Gedanke, daß er uns in Zukunft nie mehr schelten noch mäßigen sollte, daß er von nun ab gar nichts mehr mit uns zu thun haben sollte, mahnte mich lebhaft an die bevorstehende Trennung. Es bedrückte mich, daß er uns nicht mehr gut sei, und ich hätte ihm gern diese Empfindung ausgesprochen.

— Gestatten Sie, daß ich Ihnen helfe, Karl Iwanowitsch, sagte ich und trat näher zu ihm heran.

Karl Iwanowitsch sah mich an und wandte sich wieder ab, aber in dem flüchtigen Blick, den er mir zuwarf, las ich nicht die Gleichgültigkeit, mit der ich mir seine Kälte

erklärt hatte, sondern eine innige, tief verschlossene Betrübniß.

— Gott sieht alles und weiß alles — ohne seinen heiligen Willen geschieht nichts, sagte er, indem er sich in seiner ganzen Größe aufrichtete und schwer aufseufzte. — Ja, Nickelchen, fuhr er fort, als er den Ausdruck ungeheuchelter Theilnahme bemerkte, mit dem ich ihn ansah, es ist mein Geschick unglücklich zu sein von frühester Jugend bis zum Sarge. Mir ward immer das Gute, das ich den Menschen that, mit Bösem vergolten, und mein Lohn ist nicht von hier, sondern von dort, sagte er, gen Himmel weisend. — Wenn Sie meine Geschichte kennen würden und alles, was ich in diesem Leben erduldet habe! . . Ich bin Schuhmacher gewesen, ich bin Soldat gewesen, ich bin „Deserteur“ gewesen, ich bin Fabrikant, ich bin Lehrer gewesen, und jetzt bin ich eine Null! und ich habe wie Gottessohn, nicht, da ich mein Haupt hinlege, schloß er, that die Augen zu und ließ sich in seinen Sessel sinken.

Da ich sah, daß Karl Iwanowitsch sich in der überschwänglichen Gemüthsstimmung befand, in welcher er, ohne auf die Zuhörer zu achten, für sich selber seine innersten Gedanken auszusprechen pflegte, so setzte ich mich schweigend auf das Bett und ließ kein Auge von seinem lieben Gesichte.

— Sie sind kein Kind, Sie können es verstehen. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen und alles, was ich in diesem Leben erduldet habe. Einst werden Sie des alten Freunds gedenken, der Euch so sehr geliebt hat, Kinder!

Karl Iwanowitsch stützte den Ellenbogen auf das Tischchen, das neben ihm stand, nahm eine Priese, richtete die Augen zum Himmel empor und begann mit dem

sonderbaren, gleichmäßigen Kehltone, mit dem er uns zu dictiren pflegte, folgendermaßen seinen Bericht.

— Das Unglück hat mich schon im Mutterschooße verfolgt! sagte er in seinem gebrochenen Russisch und wiederholte es dann mit noch tieferer Empfindung in seiner Muttersprache.

Da Karl Iwanowitsch mir später zu öfteren Malen in derselben Reihenfolge, mit denselben Ausdrücken und mit immer gleichbleibender Betonung seine Geschichte erzählt hat, hoffe ich sie beinahe Wort für Wort wiedergeben zu können; natürlich von den Unrichtigkeiten in der Sprache abgesehen, die ich schon andeutend erwähnt habe. Ob das wirklich seine Geschichte war oder ein Erzeugniß seiner Phantasie, welches während seines einsamen Lebens in unserem Hause entstanden, und das er selbst durch das häufige Wiederholen für wahr zu halten begann, oder ob er nur die wirklichen Ereignisse seines Lebens phantastisch ausschmückte, — darüber bin ich mir bis zur Stunde noch nicht klar. Einerseits erzählte er seine Geschichte mit zu lebhafter Empfindung und zu methodischer Folgerichtigkeit, den Hauptmerkmalen der Wahrscheinlichkeit, als daß man sie nicht hätte glauben sollen, andererseits hatte seine Geschichte zu viel poetische Schönheiten, so daß gerade diese Schönheiten Zweifel erregten.

„In meinen Adern fließt das edle Blut der Grafen von Sommerblatt!“ sagte er nach seiner Gewohnheit erst russisch, dann deutsch: „ich bin sechs Wochen nach der Hochzeit geboren. Der Mann meiner Mutter (ich nannte ihn Papa) war Pächter bei dem Grafen Sommerblatt. Er konnte die Schande meiner Mutter nicht vergessen und liebte mich nicht. Ich hatte einen kleinen Bruder Johann

und zwei Schwestern, aber ich war ein Fremder in meiner eigenen Familie. Machte Johann dumme Streiche, so sagte Papa: „von diesem Karl kann ich nicht einen Augenblick Ruhe haben." Ich wurde gescholten und gestraft. Zankten die Schwestern mit einander, sagte Papa: „Karl wird nie ein gehorsamer Knabe werden!" und ich wurde gescholten und gestraft. Nur meine liebe gute Mama liebte und koste mich. Oft pflegte sie mich zu rufen: „Karl, komm hinein in mein Zimmer", und dann küßte sie mich verstohlen. „Armer, armer Karl", sagte sie, „Dich lieben sie alle nicht, aber ich möchte Dich für nichts in der Welt hingeben. Nur um eins bittet Dich Deine Mama", sprach sie zu mir, „lerne fleißig, trachte nur ein ehrlicher Deutscher zu werden und der liebe Gott wird Dich nicht verlassen!" Und ich gab mir alle Mühe. Als ich vierzehn Jahre geworden war und zum Abendmahl gehen durfte, sagte meine Mama zu meinem Papa: „Karl ist nun ein großer Junge, Gustav, was fangen wir mit ihm an?" Und Papa antwortete: „ich weiß nicht." Da sagte die Mama: „bringen wir ihn in die Stadt zu Herrn Schulz; er soll Schuhmacher werden!" Und mein Vater sagte: „gut." Sechs Jahre und sieben Monate lebte ich in der Stadt beim Meister, und mein Herr hatte mich gern. „Karl ist ein guter Arbeiter", sagte er, „und er wird bald mein Geselle werden." Aber . . . der Mensch denkt und Gott lenkt . . . im Jahre 1796 fand eine „Conscription" statt und alles, was dienstfähig war vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre mußte sich in der Stadt versammeln.

„Papa und mein Bruder Johann kamen in die Stadt und wir gingen zusammen das Loos ziehen, wer Soldat werden sollte und wer nicht. Johann zog eine schlechte

Nummer — er mußte Soldat werden. Ich zog eine gute Nummer — ich brauchte nicht Soldat zu werden. Da sagte Papa: „ich hatte einen einzigen Sohn, und von diesem muß ich mich trennen.“

„Ich nahm ihn bei der Hand und sprach: „Warum sprechen Sie so, Papa? Kommen Sie, ich will Ihnen etwas sagen.“ Papa ging mit mir, und wir setzten uns in einem Bierhaus an einen kleinen Tisch. „Bitte um zwei Krüge“, sagte ich, und man brachte sie uns. Wir tranken Jeder ein Glas und Johann trank auch eins.

„Papa! sprach ich, sagen Sie nicht, ich hatte einen einzigen Sohn und von diesem muß ich mich trennen. Mir will das Herz aus dem Leibe springen, wenn ich so etwas höre. Johann soll nicht — dienen, — ich will Soldat werden. . . Karl braucht hier Niemand und Karl wird Soldat werden.

— Du bist ein braver Bursche, sagte mir mein Vater und küßte mich!

Und ich wurde Soldat.

IX.

Fortsetzung der Geschichte Karl Iwanowitsch's.

„Es war damals eine schreckliche Zeit, Nickelchen — fuhr Karl Iwanowisch fort — es war die Zeit von Napoleon. Er wollte Deutschland erobern, und wir vertheidigten unser Vaterland bis auf den letzten Tropfen Blut!

Ich war bei Ulm, ich war bei Austerlitz, ich war bei Wagram!

— Haben Sie auch Krieg geführt? fragte ich und sah

ihn mit Verwunderung an. — Haben Sie auch Menschen getödtet?

Karl Iwanowitsch beruhigte mich sofort in dieser Hinsicht.

„Eines Tages hatte sich ein französischer Grenadier von seinen Leuten getrennt und war auf dem Wege liegen geblieben. Ich kam mit dem Gewehr herbeigelaufen und wollte ihn todtstechen, aber der Franzose warf sein Gewehr fort und rief Pardon, da ließ ich ihn laufen!

„Bei Wagram hatte Napoleon uns auf eine Insel zurückgeworfen und so umzingelt, daß nirgends ein Ausweg möglich war. Wir hatten kaum für dreimal vierundzwanzig Stunden Proviant und standen bis über die Knieen im Wasser. Und der Bösewicht Napoleon wollte uns nicht gefangen nehmen und auch nicht freilassen!

„Am vierten Tage nahm man uns, Gott sei Dank, in die Gefangenschaft und brachte uns in eine Festung. Ich trug blaue Pantalons, einen Waffenrock aus gutem Tuch, hatte fünfzehn Thaler baar und eine silberne Uhr — ein Geschenk meines Papas. Ein französischer Soldat nahm mir alles ab. Zu meinem Glücke hatte ich drei Goldgulden, die mir Mama in das Brustwams eingenäht hatte. Diese hatte Niemand gefunden.

„Ich hatte keine Lust lange in der Festung zu bleiben und beschloß zu entfliehen. Eines Tages, an einem hohen Feste, sagte ich zu dem Sergeanten, der die Aufsicht über uns hatte: „Herr Sergeant, heute ist ein hoher Festtag, ich will ihn feiern. Holen Sie, bitte, zwei Fläschchen Madeira und wir wollen ihn zusammen trinken.“ Der Sergeant sagte: „gut“. Als der Sergeant den Madeira gebracht und wir Jeder ein Gläschen getrunken hatten,

nahm ich ihn bei der Hand und sagte: „Herr Sergeant, Sie haben vielleicht auch Vater und Mutter? . .“ Er sagte: „gewiß, Herr Mauer . . .“ „Mein Vater und meine Mutter, sagte ich, haben mich acht Jahre nicht gesehen und wissen nicht, ob ich am Leben bin oder ob meine Gebeine nicht lange schon in der feuchten Erde ruhen. O, Herr Sergeant, ich habe zwei rothe Gulden, die in meinem Wams versteckt waren, ich gebe sie Ihnen, lassen Sie mich los. Seien Sie mein Wohlthäter und meine Mama wird ihr ganzes Leben lang für Sie zu Gott dem Allmächtigen beten.“

„Der Sergeant trank ein Glas Madeira und sagte: „Herr Mauer, ich habe sie sehr gern, und Sie thun mir leid, aber Sie sind ein Gefangener und ich bin Soldat!“ Ich drückte ihm die Hand und sagte: „Herr Sergeant!“

„Und der Sergeant sagte: „Sie sind ein armer Mensch und ich will Ihr Geld nicht, aber ich will Ihnen helfen. Wenn ich schlafen gehe, kaufen Sie den Soldaten einen Eimer Schnaps, dann werden Sie schlafen. Ich werde Sie nicht sehen.“

„Er war ein guter Mensch. Ich ließ einen Eimer Schnaps geben, und zog, als die Soldaten betrunken waren, meine Stiefel und meinen alten Mantel an und schlich leise zur Thür hinaus. Ich stieg auf den Wall und wollte hinunterspringen, aber da war Wasser, und ich wollte nicht mein letztes Kleidungsstück zerstören; ich ging also zum Thor.

„Die Wache ging mit dem Gewehr auf und ab und sah mich an. „Qui vive?“ sagte er auf einmal, ich schwieg. „Qui vive?“ sagte er zum zweiten Mal, ich schwieg. „Qui vive?“ sagte er zum dritten Mal, da lief ich fort. Ich

sprang ins Wasser, kletterte auf die andere Seite und machte mich aus dem Staub.

„Die ganze Nacht lief ich den Weg entlang, aber als es hell wurde, fürchtete ich, man könnte mich erkennen und versteckte mich in einem hohen Roggenfeld. Dort sank ich in die Kniee und faltete die Hände. Ich dankte dem allmächtigen Gott für seine Barmherzigkeit und mit beruhigtem Gefühl schlief ich ein.

„Am Abend erwachte ich und setzte meinen Weg fort. Plötzlich kam ein großer deutscher Frachtwagen mit zwei Rappen hinter mir her. Im Wagen saß ein gut gekleideter Mann, er rauchte sein Pfeifchen und sah mich an. Ich ging langsam, damit der Wagen mich überhole; ich ging langsam, aber auch der Wagen fuhr langsam, und der Mann sah mich an. Ich ging schneller, da fuhr auch der Wagen schneller, und der Mann sah mich an. Ich setzte mich am Wege nieder. Der Mann brachte die Pferde zum Stehen und sah mich an. „Junger Mann", sagte er, „wohin gehen Sie so spät?" Ich antwortete: „ich gehe nach Frankfurt." „Steigen Sie in meinen Wagen, ich habe Platz, ich bringe Sie hin . . . Wie kommt es, daß Sie ganz ohne Gepäck sind, daß Ihr Bart nicht rasirt, daß Ihr Anzug schmutzig ist?" fragte er mich, als ich mich zu ihm gesetzt hatte. „Ich bin ein armer Mann, sagte ich, ich will mich irgendwo in einer Fabrik verdingen; mein Anzug ist so schmutzig, weil ich unterwegs gefallen bin." — „Sie sprechen nicht die Wahrheit, junger Mann, sagte er, der Weg ist jetzt trocken."

„Und ich schwieg.

„Sagen Sie mir die ganze Wahrheit", sagte der gute Mensch zu mir; „wer sind Sie und wohin gehen Sie? Ihr

Gesicht gefällt mir und wenn Sie ein braver Mensch sind, will ich Ihnen helfen.“

„Und ich erzählte ihm alles. Er sagte: „Schön, junger Mann, kommen Sie mit mir in meine Seilfabrik. Ich gebe Ihnen Arbeit, Kleidung, Lohn, und Sie können bei mir wohnen.“

„Ich sagte: „gut.“

„Wir fuhren in die Seilerei und der gute Mensch sagte zu seiner Frau: „Du siehst hier einen jungen Mann, der für sein Vaterland gekämpft hat und aus der Gefangenschaft entflohen ist; er hat weder ein Heim, noch Kleidung, noch Brod. Er soll bei mir wohnen! Laß ihm frische Wäsche bringen und gieb ihm zu essen.“

„Ich lebte anderthalb Jahr in der Seilfabrik und mein Herr gewann mich so lieb, daß er mich nicht fortlassen wollte, und ich fühlte mich wohl. Ich war damals ein schöner Mann, jung, stattlich gewachsen, mit blauen Augen, einer römischen Nase . . . und madame L . . . (ich darf ihren Namen nicht nennen), die Frau meines Herrn war ein junges, hübsches Frauchen. Und sie hatte mich lieb.

„Wenn sie mich sah, sagte sie zu mir: „Herr Mauer, wie nennt Sie ihre Mama?“ Ich antwortete „Karlchen!“

„Da sagte sie: „Karlchen! setzen Sie sich zu mir.“

„Ich setzte mich zu ihr, da sagte sie: „Karlchen! geben Sie mir einen Kuß.“

„Ich küßte sie, und sie sagte: „Karlchen! ich liebe Sie so, daß ich es nicht länger ertragen kann“ und zitterte am ganzen Leibe.

Hier machte Karl Iwanowitsch eine lange Pause, verdrehte seine guten blauen Augen, nickte leicht mit dem

Kopfe und lächelte, wie man unter dem Eindruck süßer Rückerinnerungen zu lächeln pflegt.

„Ja, begann er wieder, indem er sich in seinem Stuhle zurechtrückte und seinen Schlafrock übereinander schlug, — ich habe viel Gutes und Schlechtes in meinem Leben erfahren; aber hier ist mein Zeuge, sagte er, auf ein gesticktes Bild des Heilands zeigend, das über seinem Bette hing, — Niemand kann sagen, Karl Iwanowitsch sei nicht immer ein Ehrenmann gewesen! Ich wollte nicht mit schwarzer Undankbarkeit für all' die Güte heimzahlen, welche ich von Herrn L. erfahren . . . und ich beschloß aus seinem Hause zu entfliehen. Am Abend, als alle schlafen gegangen waren, schrieb ich einen Brief an meinen Herrn und legte ihn auf den Tisch in meinem Zimmer; dann nahm ich meine Kleider, drei Thaler Geld und schlich mich leise zum Hause hinaus. Niemand hatte mich bemerkt und ich ging meines Wegs."

X.

Fortsetzung.

„Ich hatte neun Jahr meine Mama nicht gesehen und wußte nicht, ob sie noch am Leben war oder ob ihre Gebeine nicht lange schon in der feuchten Erde ruhten. Ich ging in meine Heimath. Ich kam in die Stadt und fragte: wo wohnt Gustav Mauer, der bei dem Grafen Sommerblatt Pächter war. Man sagte mir: „Graf Sommerblatt ist todt, und Gustav Mauer wohnt jetzt in der Hauptstraße und hat einen Liqueurladen." Ich zog meine neue Weste an, meinen guten Ueberrock, ein Geschenk des Fabrikanten, kämmte mir sorgfältig das Haar und ging

in den Liqueurladen meines Papas. Schwester Mariechen saß im Laden und fragte, was ich wünsche? Ich sagte: „Kann man ein Gläschen Liqueur bekommen?" Da sagte sie: „Vater! der junge Mann wünscht ein Gläschen Liqueur." Und Papa sagte: „gieb dem jungen Mann ein Gläschen Liqueur." Ich setzte mich an ein Tischchen, trank mein Glas Liqueur, rauchte mein Pfeifchen und beobachtete Papa, Mariechen und Johann, der auch in den Laden gekommen war. Im Gespräch sagte Papa zu mir: „Sie wissen gewiß, junger Mann, wo jetzt unsere Armee steht!" Ich sagte: „Ich komme selbst von der Armee, sie steht bei Wien." „Unser Sohn — sagte Papa — war Soldat und hat uns nun neun Jahre nicht geschrieben, und wir wissen nicht, ob er lebt oder gestorben ist. Meine Frau weint beständig um ihn. . ." Ich rauchte mein Pfeifchen und sagte: „wie heißt Ihr Sohn und wo hat er gedient? vielleicht kenne ich ihn? . . ." „Er heißt Karl Mauer und hat bei den österreichischen Jägern gedient", sagte mein Papa. „Er ist ein stattlich gewachsener und hübscher Mann, wie Sie", sagte Schwester Mariechen. Ich sagte: „ich kenne Ihren Karl." „Amalia — sagte auf einmal mein Vater — komme herein, hier ist ein junger Mann, der kennt unseren Karl!" Und mein geliebtes Mütterchen tritt aus der Hinterthür. Ich erkannte sie sofort. „Sie kennen unseren Karl!" sagte sie, sah mich an, erblaßte und zit—ter—te . . . am ganzen Körper . . . . „Ja, ich habe ihn gesehen", sagte ich und wagte nicht meine Augen zu ihr zu erheben. Das Herz wollte mir aus dem Leibe springen. „Mein Karl lebt! — sagte Mama, — gelobt sei Gott. Wo, wo ist mein geliebter Karl!? Ich würde beruhigt sterben, wenn ich

ihn noch einmal sehen könnte, meinen theuren Sohn; aber Gott will es nicht so", und sie brach in Thränen aus . . Ich konnte es nicht ertragen . . „Mutter! — rief ich: — ich bin Ihr Karl!" Und sie stürzte mir in die Arme . . ."

Karl Iwanowitsch schloß die Augen und seine Lippen bebten.

„Mutter! — sagte ich — ich bin Ihr Sohn, ich bin Ihr Karl" und sie stürzte mir in die Arme, wiederholte er noch einmal, nachdem er sich ein wenig beruhigt und die großen Thränen, die über seine Wange rollten, getrocknet hatte.

„Aber Gott wollte nicht, daß ich meine Tage in der Heimath beschließe! Meine Bestimmung war Mißgeschick! Das Unglück verfolgte mich überall! . . Ich blieb in meiner Heimath nur drei Monate. An einem Sonntag war ich im Kaffehaus, hatte ein Glas Bier vor mir und rauchte mein Pfeifchen; ich plauderte mit meinen Bekannten über Politik, über Kaiser Franz, über Napoleon, über den Krieg und jeder sprach seine Meinung aus. Nicht weit von uns saß ein unbekannter Herr, in grauem Ueberrock, er trank Kaffe, rauchte sein Pfeifchen und schwieg still. Als der Nachtwächter zehn ausgerufen hatte, nahm ich meinen Hut, zahlte meine Zeche und ging nach Hause.

„Um Mitternacht klopfte es an meine Thür. Ich erwachte und rief: „wer da?" „Macht auf!" Ich sagte: „sagt, wer Ihr seid und ich werde aufmachen." „Macht auf im Namen des Gesetzes!" rief es durch die Thür. Und ich öffnete. Zwei bewaffnete Soldaten standen an der Thür, und in mein Zimmer trat der Unbekannte im grauen Ueberrock, der im Kaffehaus neben uns gesessen

hatte. Es war ein Spion. „Folgen Sie mir," sagte der Spion. „Gut", sagte ich . . . . . Ich zog meine Stiefel und meine Pantalons an, nahm meine Hosenträger und ging im Zimmer auf und nieder. In meinem Innern kochte es: ich sagte mir — er ist ein Schurke! Als ich zu der Wand kam, wo mein Säbel hing, ergriff ich ihn plötzlich und sagte: „Du bist ein Spion, vertheidige Dich!" Ich gab ihm einen Hieb rechts, einen Hieb links und einen über den Kopf. Der Spion stürzte zu Boden! Ich nahm meinen Mantelsack und Beutel und sprang zum Fenster hinaus. Ich kam nach Ems, und lernte dort den General Sazin kennen. Er gewann mich lieb, erwirkte mir bei dem Gesandten einen Paß und nahm mich nach Rußland mit, zur Erziehung seiner Kinder. Als General Sazin starb, berief mich Ihre Mama zu sich. Sie sagte: „Karl Iwanowitsch! Ich übergebe Ihnen meine Kinder, haben Sie sie lieb und ich will Sie nie verlassen und will für Ihr Alter sorgen." Nun ist sie nicht mehr, und alles ist vergessen. Für meine zwanzigjährigen Dienste muß ich jetzt auf meine alten Tage in die Welt hinausgehen und mein Stückchen trocken Brod suchen. Gott sieht alles, weiß alles, nichts geschieht ohne seinen heiligen Willen, aber um Euch thut es mir weh, Kinder!" schloß Karl Iwanowitsch, zog mich an sich und küßte mich auf die Stirn.

XI.

Die Eins.

Nach Beendigung des Trauerjahres erholte sich die Großmutter ein wenig von dem Schmerze, der sie betroffen hatte und begann von Zeit zu Zeit Gäste zu

empfangen, besonders Kinder — unsere Altersgenossen und Genossinnen.

An Ljubotschka's Geburtstag den dreizehnten December, noch vor dem Mittag besuchte uns die Fürstin Kornakow mit ihren Töchtern, Frau Walachin mit Sonja, Ilja Grapp und die zwei jüngeren Brüder Iwin.

Die Unterhaltung, das Gelächter, das Hin- und Herrennen drangen von unten, wo die ganze Gesellschaft versammelt war, zu uns herauf; wir durften aber nicht hinuntergehen, ehe unser Vormittagsunterricht beendigt war. Auf dem Plan, der im Unterrichtszimmer hing, hieß es: Lundi, de 2 à 3 maître d'histoire et de géographie und diesen maître d'histoire mußten wir abwarten, ruhig bis zu Ende hören und hinausbegleiten, dann erst waren wir frei. Es war bereits zwanzig Minuten nach Zwei, und der Geschichtslehrer war immer noch nicht zu hören, nicht einmal auf der Straße zu sehen, die er kommen mußte und die ich mit dem innigen Wunsch hinuntersah, ihn niemals zu erblicken.

— Ich glaube Lebedew kommt heute nicht, sagte Wolodja, indem er einen Augenblick von Smaragdow's Lehrbuch aufsah, nach welchem er sich für die Stunde vorbereitete.

„Gott geb's, Gott geb's . . . ich kann wahrhaftig kein Wort . ., aber ich glaube, er kommt, sieh nur, fügte ich in traurigem Tone hinzu.

Wolodja stand auf und trat ans Fenster.

— Nein, das ist er nicht, das ist ein „Herr", sagte er. Wir wollen noch bis halb Drei warten, fügte er hinzu, indem er sich reckte und sich gleichzeitig den Kopf kratzte, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, und indem er

einen Augenblick von seiner Arbeit ausruhte. Wenn er bis halb Drei nicht kommt, sagen wir's St. Jérôme und stecken die Bücher fort.

— Er mag nur ru—u—u—uhig zu Hause bleiben, sagte ich und reckte mich auch, indem ich mit Kajdanow's Lehrbuch, das ich mit beiden Händen hielt, über dem Kopf herumfuhr.

Gedankenlos schlug ich das Buch an der Stelle auf, die uns aufgegeben war, und las sie noch einmal durch. Die Aufgabe war groß und schwer; ich wußte kein Wort und sah, daß ich es nicht mehr möglich mache mir etwas einzuprägen, um so mehr als ich mich in dem erregten Zustand befand, in welchem es den Gedanken unmöglich ist, sich auf irgend einen Gegenstand zu sammeln.

In der vorigen Geschichtsstunde — Geschichte war für mich immer der langweiligste, schwerste Gegenstand — hatte sich Lebedew bei St. Jérôme über mich beklagt und mir im Censurheft eine Zwei gegeben, was soviel hieß, wie sehr schlecht. St. Jérôme sagte mir damals schon, daß ich, wenn ich in der nächsten Stunde nicht mindestens eine Drei bekäme, streng bestraft würde. Und nun war diese nächste Stunde gekommen, und ich hatte, offen gestanden, furchtbare Angst.

Ich war so in die Beschäftigung mit meinen Aufgaben versunken, daß das Aufklopfen der Galoschen im Vorzimmer mich plötzlich erschreckte. Ich hatte kaum Zeit mich umzusehen, als das pockennarbige mir widerwärtige Gesicht und die nur allzu bekannte plumpe Gestalt des Lehrers in dem blauen zugeknöpften Frack mit den Gelehrtenknöpfen in der Thür erschien.

Der Lehrer legte langsam die Mütze auf das Fenster,

die Hefte auf den Tisch, zog mit beiden Händen die Falten seines Frackes glatt, als wenn das unbedingt nöthig gewesen wäre, verpustete sich und setzte sich auf seinen Platz.

— Nun, meine Herren, sagte er, und rieb seine schweißigen Hände an einander, lassen Sie uns erst das durchnehmen, was wir in der vorigen Stunde gehabt haben, und dann will ich Sie mit den weiteren Ereignissen des Mittelalters bekannt machen.

Das hieß soviel wie: sagt auf, was Ihr gelernt habt.

Während Wolodja ihm mit der Freiheit und Zuversicht antwortete, welche dem eigen ist, der seinen Gegenstand kennt, ging ich ohne jeden Zweck auf die Treppe hinaus, und da ich nicht hinuntergehen durfte, so war es natürlich, daß ich mich, mir selber unerwartet, auf dem Treppenflur befand. Und ich wollte eben auf meinem gewöhnlichen Beobachtungsposten hinter der Thür Platz nehmen, als mir plötzlich Mimi, die stets die Ursache meines Unglücks war, entgegentrat. „Sie hier? sagte sie, indem sie erst drohend mich, dann die Thür zum Mädchenzimmer, dann wieder mich ansah.

Ich fühlte mich über und über schuldig, erstens weil ich mich von der Stunde entfernt hatte, zweitens weil ich mich an einem so unpassenden Orte befand; darum schwieg ich, senkte den Kopf und bot mit meiner ganzen Erscheinung das rührendste Bild eines reuigen Sünders dar.

— „Nein, das ist aber geradezu unglaublich, sagte Mimi, was haben Sie hier zu thun?"

Ich schwieg. — „Nein, das kann so nicht bleiben, wiederholte sie und klopfte mit den Fingerknöcheln auf das Treppengeländer, — ich erzähle alles der Gräfin".

Es war bereits fünf Minuten zu Drei, als ich in

das Unterrichtszimmer zurückging. Der Lehrer that, als ob er weder meine Abwesenheit, noch meine Anwesenheit bemerkt hätte, und erklärte Wolodja die nächsten Aufgaben. Als er mit seinen Auseinandersetzungen fertig war und die Hefte zusammenzulegen begann, und Wolodja in das andere Zimmer gegangen war, um die Stundenmarke zu holen, überkam mich der wonnevolle Gedanke, daß alles vorbei sei und daß man mich ganz übersehen würde.

Aber plötzlich wandte sich der Lehrer mit diebischer Verschmitztheit zu mir.

— Ich hoffe, Sie können Ihre Aufgaben, sagte er, sich die Hände reibend.

— Ja, ich kann sie, antwortete ich.

— Sagen Sie mir, bitte, etwas über den Kreuzzug Ludwigs des Heiligen, sagte er, indem er sich auf dem Stuhle wiegte und nachdenklich zu Boden blickte.

Erst wollen Sie mir die Ursachen auseinandersetzen, die den König von Frankreich veranlaßt haben das Kreuz zu nehmen, sagte er und zog dabei die Augenbrauen hoch und wies mit dem Finger nach dem Tintenfaß; dann erläutern Sie mir die allgemeinen charakteristischen Merkmale dieses Zuges, fügte er hinzu und machte mit der Hand eine Bewegung, als wollte er etwas fassen; und endlich den Einfluß dieses Zuges auf die Staaten Europas im Allgemeinen, sagte er und schlug mit den Heften auf die linke Seite des Tisches auf, — und auf das französische Reich im Besonderen, schloß er und schlug nun auf die rechte Seite des Tisches und legte seinen Kopf nach rechts.

Ich schluckte zu wiederholten Malen den Speichel herunter, räusperte mich, ließ den Kopf nach der Seite sinken und schwieg. Dann nahm ich die Feder, die auf dem

Tische lag, in die Hand, fing an sie zu rupfen und schwieg weiter.

— Wollen Sie mir hübsch die Feder geben, sagte der Lehrer und streckte seine Hand aus. — Ich kann sie brauchen. Nun?

— Lud . . . Kön . . . Ludwig der Heilige war . . . war . . . war . . ein guter und weiser Herrscher . .

— Wie?

— Herrscher. Er faßte den Plan nach Jerusalem zu ziehen und legte die Zügel der Regierung in die Hände seiner Mutter.

— Wie hieß sie?

— Bl . . bl . . blanche.

— Wie? Bl . . . bl . . . anche?

Ich lächelte ungeschickt und gezwungen.

— Nun, wissen Sie nicht noch etwas? sagte er lächelnd.

Ich hatte nichts zu verlieren, ich räusperte mich und begann zu schwatzen, was mir gerade in den Sinn kam. Der Lehrer schwieg, fegte mit der Feder, die er mir aus der Hand genommen hatte, den Staub vom Tische, sah unverwandt an meinem Ohr vorbei und sagte ein über das andere Mal: „schön, sehr schön.“ Ich empfand, daß ich nichts wisse, daß ich mich ganz falsch ausdrücke, und es war mir furchtbar mit anzusehen, daß der Lehrer mich nicht unterbrach und nicht verbesserte.

— Warum faßte er den Plan nach Jerusalem zu ziehen? sagte er meine Worte wiederholend.

— Darum . . . weil . . . deshalb . . . weil er . . .

Ich stockte und konnte kein Wort mehr hervorbringen, ich fühlte, daß ich, wenn dieser Spitzbube von Lehrer ein

ganzes Jahr schweigen und mich fragend ansehen würde, doch nicht im Stande wäre, auch nur einen Laut hervorzubringen. Der Lehrer sah mich etwa drei Minuten an, dann erschien plötzlich in seinem Gesicht der Ausdruck einer tiefen Trauer, und er sagte in rührendem Tone zu Wolodja, der gerade ins Zimmer trat.

— Wollen Sie mir das Censurbuch geben.

Wolodja reichte ihm das Buch und legte vorsichtig die Stundenmarke daneben.

Der Lehrer schlug das Buch auf, tauchte behutsam die Feder ein und schrieb Wolodja in sorgfältiger Schönschrift eine Fünf in die Rubriken Fortschritte und Betragen ein. Dann hielt er die Feder über der Rubrik, in der meine Nummern standen, sah mich an, schüttelte die Tinte ab und wurde nachdenklich.

Plötzlich machte seine Hand eine kaum wahrnehmbare Bewegung — und in der Rubrik erschien in schöner Schrift eine Eins mit einem Punkt; noch eine Bewegung — und in der Rubrik Betragen erschien eine zweite Eins mit einem Punkt.

Der Lehrer schloß sorgfältig das Buch, erhob sich und ging auf die Thür zu, als ob er meinen Blick, in dem sich Verzweiflung, flehentliche Bitte und Vorwurf aussprachen, gar nicht bemerkt hätte.

— Michail Larionowitsch! sagte ich.

— Nein, antwortete er, denn er wußte schon, was ich sagen wollte, so lernt man nicht. Ich will nicht umsonst mein Geld nehmen.

Der Lehrer zog seine Galoschen, seinen Camelottemantel an und band mit großer Sorgfalt sein Halstuch um. Wie hätte man sich auch noch um etwas bekümmern

sollen, nachdem was mit mir vorgefallen war? Für ihn war es ein Federstrich, für mich ein großes Unglück.

— Ist die Stunde zu Ende? fragte St. Jérôme eintretend.

— Ja.

— War der Lehrer mit euch zufrieden?

— Ja, sagte Wolodja.

— Welche Nummer haben Sie?

— Eine Fünf.

— Und Nicolas?

Ich schwieg.

— Ich glaube eine Vier, sagte Wolodja.

Er wußte, daß er mich für den heutigen Tag aus der Noth retten mußte. Die Strafe mag kommen, nur nicht heute, wo wir Gäste hatten.

— Voyons, messieurs. (St. Jérôme hatte die Gewohnheit bei jedem Worte: „Voyons" zu sagen). Faites votre toilette et descendons.

XII.

Das Schlüsselchen.

Kaum waren wir heruntergekommen und hatten alle Gäste begrüßt, als man uns zu Tisch rief. Papa war sehr gut gelaunt (er war gerade im Gewinne), hatte Ljubotschka ein kostbares Silberservice geschenkt und erwähnte beim Mittag, daß er im Seitenflügel eine Bonbonnière gelassen habe, die für das Geburtstagskind bestimmt sei.

— Wozu den Diener schicken, hol' Du's Lieber, Koko, sagte er zu mir. Die Schlüssel liegen auf dem großen Tisch in der Muschelschale, Du weißt doch . . .

Nimm sie und öffne mit dem größten Schlüssel die zweite Schublade rechts. Dort findest Du ein Kästchen Confekt in Papier und bringst es her.

— Soll ich die Cigarren mitbringen? fragte ich, weil ich wußte, daß er nach Tisch immer danach schickte.

— Bringe sie mit, aber hüte Dich und rühre mir nichts an, rief er mir nach.

Ich fand die Schlüssel an der bezeichneten Stelle und wollte schon die Schublade öffnen, als mich die Neugier erfaßte, zu erfahren, wo das ganz kleine Schlüsselchen hingehört, das an demselben Bund hing.

Auf dem Tisch stand unter hundert verschiedenen Sachen, an das Geländer gelehnt, eine gestickte Schreibmappe mit einem Vorlegeschlößchen, und mich überkam die Lust festzustellen, ob das kleine Schlüsselchen dazu paßt. Der Versuch war von dem vollen Erfolg gekrönt, die Mappe öffnete sich, und ich fand darin ein ganzes Häufchen Papiere. Das Gefühl der Neugier rieth mir mit solcher Beredsamkeit nachzusehen, was das für Papiere seien, daß ich nicht vermochte der Stimme des Gewissens zu folgen, und ich begann den Inhalt der Mappe durchzusehen . . . . .

. . . .

Das kindliche Gefühl bedingungsloser Achtung vor allen Aelteren, und besonders vor Papa, war so mächtig in mir, daß mein Verstand sich unbewußt dagegen sträubte aus dem, was ich sah, irgend welche Schlüsse zu ziehen. Ich hatte das Gefühl, Papa müsse in einer ganz besonderen, schönen, für mich unnahbaren und unerreichbaren Sphäre leben, und daß der Versuch die Geheimnisse seines Lebens zu durchdringen, für mich etwas wie Tempelschändung war.

Daher hinterließen die Entdeckungen, die ich wie zufällig in Papas Schreibmappe machte, in mir keine klare Vorstellung, außer der dunklen Erkenntniß, daß ich häßlich gehandelt habe. Ich schämte mich und war verlegen.

Unter dem Eindrucke dieses Gefühls wollte ich so schnell als möglich die Mappe wieder schließen, aber es war offenbar in den Sternen geschrieben, daß ich an diesem denkwürdigen Tage das Unglück in allen Gestalten kennen lernen sollte: ich steckte das Schlüsselchen in das Schlüsselloch und drehte es nach der falschen Seite; nun glaubte ich, ich hätte zugeschlossen und zog den Schlüssel heraus, aber — o Schrecken! — ich hielt nur den Griff des Schlüsselchens in meinen Händen. Vergeblich bemühte ich mich, ihn mit der im Schloß steckenden Hälfte zusammenzufügen und diese gewissermaßen durch einen Zauber herauszubringen; ich mußte mich schließlich an den schrecklichen Gedanken gewöhnen, daß ich ein neues Verbrechen begangen habe, das noch heute, sobald der Papa sein Arbeitszimmer betreten würde, entdeckt werden mußte.

Mimi's Anklage, die Eins und das Schlüsselchen! Schlimmeres hätte mir nicht begegnen können. Die Großmama — für Mimi's Anklage, St. Jérôme — für die Eins, Papa — für das Schlüsselchen . . . Und all' dies mußte sich spätestens noch heute Abend über mein Haupt ergießen.

„Wie wird das mit mir werden?

A—a—ach! was habe ich angerichtet?! sagte ich laut vor mich hin, auf dem weichen Teppich des Arbeitszimmers auf und niedergehend. — Eh, sagte ich zu mir selber und nahm das Konfekt und die Cigarren: „was kommen soll, das kommt doch“ . . . Und so lief ich ins Haus zurück.

Dieser fatalistische Ausspruch, den ich in meiner Kindheit von Nikolaj gelernt hatte, hat auf mich in allen schweren Stunden des Lebens einen wohlthuenden, augenblicklich beruhigenden Einfluß geübt. Als ich in den Saal trat, war ich in etwas erregter und unnatürlicher, aber überaus heiterer Gemüthsverfassung.

XIII.

Die Verrätherin.

Nach Tisch begannen die petits jeux, und ich betheiligte mich an ihnen auf das Allerlebhafteste. Wir spielten „Katze und Maus". Ich stieß in meiner Ungeschicklichkeit die Gouvernante der Familie Kornakow, die mit uns spielte, um, trat ihr zufällig auf das Kleid und zerriß es. Da ich sah, daß es allen Mädchen, ganz besonders aber Sonitschka das größte Vergnügen bereitete zu sehen, wie die Gouvernante mit verstörtem Gesichte in das Mädchenzimmer ging, um ihr Kleid zu nähen, nahm ich mir vor, ihnen dieses Vergnügen noch einmal zu bereiten.

In Folge dieses liebenswürdigen Vorsatzes begann ich gleich, als die Gouvernante wieder in unser Zimmer zurückkam, um sie herum zu galoppiren, und trieb dieses Spiel so lange, bis ich einen günstigen Augenblick erhaschte, mich wieder mit dem Absatz in ihr Kleid zu verwickeln und es zu zerreißen. Sonitschka und die Kinder der Fürstin konnten sich kaum vor Lachen halten, was meiner Eigenliebe äußerst schmeichelte, aber St. Jérôme, der meine Gassenstreiche wohl bemerkt haben mußte, kam zu mir, runzelte die Stirn (was ich nicht ausstehen konnte),

und sagte, meine Lustigkeit würde mir noch schlecht bekommen, und es würde, wenn ich mich nicht bescheidener benähme, trotz des festlichen Tages noch traurig enden.

Aber ich befand mich in dem erregten Zustand eines Menschen, der im Spiel mehr verloren, als er in der Tasche hat, und der sich fürchtet seine Rechnung zu machen und in der Verzweiflung immer neue Karten setzt, ohne die Hoffnung sein Geld wieder zu gewinnen, nur um sich selbst nicht zum Bewußtsein kommen zu lassen. Ich lachte frech auf und ließ ihn stehen.

Nach „Katze und Maus“ schlug Jemand ein Spiel vor, das bei uns, glaube ich, „Lange Nase“ hieß. Das Spiel bestand darin, daß man zwei Reihen Stühle einander gegenüber aufstellte, und die Damen und Herren sich in zwei Parteien theilten und wechselnd einander auswählten.

Die kleinere Tochter der Fürstin wählte stets den jüngeren Iwin, Katjenka wählte entweder Wolodja oder Ilinka, Sonitschka jedesmal Sergej und verrieth zu meinem größten Erstaunen nicht die geringste Beschämung, wenn Wolodja kerzengerade auf seinen Platz hinschritt und sich ihr gegenübersetzte. Sie lachte mit ihrem lieblichen glockenreinen Lachen und nickte ihm mit dem Köpfchen zu, daß er's errathen habe. Mich wählte Niemand. Meine Eigenliebe war auf's Furchtbarste gekränkt, weil ich begriff, daß ich überflüssig, „überzählig“, war, daß bei mir jedesmal gesagt werden mußte: „Wer ist überzählig? Ach Nikolenka; nimm du ihn.“

Daher schritt ich, sobald an mich die Reihe kam hinauszugehen, schnurstracks auf meine Schwester oder auf eines der häßlichen Mädchen zu, und zu meinem Unglück

hatte ich mich nie geirrt. Sonitschka schien so mit Sergej Iwin beschäftigt zu sein, daß ich für sie gar nicht vorhanden war. Ich weiß nicht, mit welcher Berechtigung ich sie in Gedanken „Verrätherin" nannte, denn sie hatte mir nie das Versprechen gegeben, mich und nicht Sergej zu wählen. Aber ich war tief davon durchdrungen, daß sie gegen mich scheußlich gehandelt habe.

Nach dem Spiele beobachtete ich, wie die „Verrätherin", die ich verachtete, von der ich aber kein Auge lassen konnte, mit Sergej und Katjenka in eine Ecke ging, und wie sie geheimnißvoll mit einander sprachen. Ich schlich um das Klavier herum, um ihren Geheimnissen auf die Spur zu kommen, und sah folgendes: Katjenka hielt ihr Batisttuch an zwei Enden wie einen Vorhang vor und verdeckte damit Sergej's und Sonitschka's Köpfe. „Nein, Sie haben verspielt, jetzt heißt's bezahlen!" sagte Sergej. Sonitschka stand wie schuldbewußt mit herabhängenden Armen vor ihm und sagte erröthend: „Nein, ich habe nicht verloren, nicht wahr, m-lle Catherine?" „— Ich bin eine Freundin der Wahrheit, antwortete Katjenka, — Du hast die Wette verloren, ma chère".

Kaum hatte Katjenka diese Worte gesprochen, als Sergej sich vorbeugte und Sonitschka einen Kuß gab. Ganz schnurgerade einen Kuß auf ihr rosiges Mündchen. Und Sonitschka lachte auf, als wäre das gar nichts, als wäre es sehr lustig. Entsetzlich!!! „O, grausame Verrätherin!"

XIV.

Verblendung.

Ich fühlte plötzlich Verachtung für das ganze weibliche Geschlecht im Allgemeinen und für Sonitschka im Besonderen; ich überredete mich, daß in diesen Spielen kein Vergnügen liege, daß sie nur für „dumme Mädel" paßten, und mich überkam eine ungeheuere Lust mich auszutoben und irgend einen großartigen Streich auszuführen, der die Welt in Erstaunen setzen sollte. Die Gelegenheit bot sich auch bald dar.

St. Jérôme sprach ein Paar Worte mit Mimi und verließ das Zimmer; der Ton seiner Schritte klang zuerst von der Treppe her, dann über uns in der Richtung des Unterrichtszimmers. Mir kam der Gedanke, Mimi müsse ihm gesagt haben, wo sie mich während der Stunde gesehen hatte, und er sei hinaufgegangen das Censurbuch nachzusehen. Ich vermuthete damals bei St. Jérôme gar keine anderen Zwecke im Leben, als den Wunsch mich zu bestrafen. Ich hatte irgendwo gelesen, daß Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren d. h. in den Entwickelungsjahren eine besondere Neigung zur Brandstiftung, ja sogar zum Morde haben. Wenn ich mir meine Knabenzeit und besonders den Gemüthszustand in die Erinnerung rufe, in dem ich mich an jenem unglücklichen Tage befand, begreife ich sehr deutlich die Möglichkeit des schrecklichsten Verbrechens ohne einen Zweck, ohne den Wunsch zu schaden — nur so — aus Neugier, aus dem unbewußten Drang nach Bethätigung. Es giebt Augenblicke, wo die Zukunft dem Menschen in düsterem Lichte erscheint, daß er sich fürchtet, seine geistigen Augen auf ihr ruhen zu lassen, daß er die Thätigkeit des Verstandes

ganz in sich zum Schweigen bringt und sich selbst zu überzeugen sucht, daß es keine Zukunft gibt und keine Vergangenheit gab. In solchen Augenblicken, wenn der Gedanke jede Willensbestimmung vorausbeurtheilt und die einzigen Triebfedern des Lebens die Geschlechtsinstinkte sind, begreife ich, daß ein Kind, welches besonders zu dieser Gemüthsstimmung veranlagt ist, in seiner Unerfahrenheit, ohne Zweifel und Furcht, in spielender Neugier an das eigene Haus Feuer anlegt und einen Brand entfacht, an das Haus, in dem seine Brüder, in dem Vater und Mutter, die er zärtlich liebt, im Schlafe liegen. — Unter dem Einflusse einer ebensolchen augenblicklichen Geistesabwesenheit — fast nicht mehr als einer Zerstreutheit — versucht der siebzehnjährige Bauernknecht die Schneide der eben geschärften Axt an der Bank, unter der sein alter Vater auf dem Bauche liegend schläft, und holt plötzlich mit der Axt aus, um mit stumpfer Neugier zu betrachten, wie das Blut aus dem zerschnittenen Hals unter der Bank hervorrinnt; unter dem Einfluß einer ebensolchen Geistesabwesenheit und instinctiven Neugier findet der Mensch einen Genuß darin, sich an den äußersten Rand des Abhanges zu stellen und zu denken: wie wenn ich mich hier hinunterstürze? oder eine geladene Pistole an die Schläfe zu halten und zu denken: „wie, wenn ich den Hahn losdrückte? oder einem angesehenen Manne, dem die ganze Gesellschaft kriechende Verehrung zollt, ins Gesicht zu sehen und zu denken: „wie wenn ich hinginge, ihn bei den Ohren faßte und sagte: „ei, Freundchen, komm mal mit!“

Unter dem Einflusse einer ebensolchen inneren Erregung und der Gedankenabwesenheit streckte ich, als St. Jérôme herunterkam, um mir zu sagen, ich hätte heute

kein Recht hier zu sein, weil ich mich schlecht betragen und meine Aufgaben nicht gelernt habe und ich sollte sofort hinaufgehen, die Zunge gegen ihn aus und erklärte, ich bleibe hier.

Im ersten Augenblick konnte St. Jérôme vor Erstaunen und Wuth kein Wort hervorbringen.

— C'est bien, sagte er und lief mir nach, ich habe Ihnen schon zu wiederholten Malen Strafe versprochen und Ihre Großmutter hat Sie immer davon befreien wollen; jetzt aber sehe ich, daß man Sie nur mit Prügel zum Gehorsam zwingen kann, und heute haben Sie sie vollauf verdient.

Er hatte das so laut gesprochen, daß alle seine Worte gehört hatten. Das Blut strömte mir mit ungeheuerer Schnelligkeit zum Herzen; ich fühlte, wie es mächtig pochte, wie sich mein Gesicht entfärbte, wie ganz unwillkürlich meine Lippen bebten. Ich muß erschreckend ausgesehen haben in diesem Augenblick, denn St. Jérôme wich meinem Blicke aus, trat schnell an mich heran und ergriff mich bei der Hand; aber kaum fühlte ich die Berührung seiner Hand, als mich eine solche Schwäche erfaßte, daß ich sinnlos vor Wuth, meine Hand losriß und ihm mit der ganzen Kraft meines kindlichen Arms einen Schlag versetzte.

— Was geht mit dir vor? sagte Wolodja, der mit Entsetzen und Verwunderung die That mitangesehen hatte, und kam zu mir heran.

— Laß' mich in Ruhe! schrie ich ihn unter Thränen an, Niemand von Euch Allen liebt mich, Niemand begreift, wie unglücklich ich bin! Ihr seid alle häßlich, widerwärtig, fügte ich in einem Wuthausbruch zur ganzen Gesellschaft gewandt hinzu.

Aber in diesem Augenblick trat St. Jérôme wieder auf mich zu, mit einem entschlossenen blassen Gesicht, und ich hatte nicht Zeit an meine Vertheidigung zu denken, als er schon mit einer kräftigen Bewegung, meine beiden Arme wie mit Klammern festhielt und mich mit sich fortzog. Mein Kopf schwindelte mir vor Erregung; ich weiß nur, daß ich verzweifelt mit Kopf und Knieen um mich schlug, solange ich noch Kräfte hatte; ich weiß, daß meine Nase zu wiederholten Malen an die Schenkeln eines andern schlug, daß mir ein Rockzipfel in den Mund flog, daß ich von allen Seiten um mich her die Nähe von Beinen hörte, den Geruch von Staub und Violette empfand, mit der sich St. Jérôme eingestäubt hatte.

Fünf Minuten später schlug hinter mir die Thür der Bodenkammer zu.

— Wassilij! sagte er in widerwärtigem feierlichem Tone — bringe die Ruthe . . . .

. . . .

XV.

Phantasiebilder.

Hätte ich es wohl damals für möglich gehalten, daß ich nach all den Unfällen, die mich betroffen hatten, am Leben bleiben würde und daß es eine Zeit geben wird, wo ich in Ruhe ihrer würde gedenken können? . .

Wenn ich an das zurückdachte, was ich gethan, konnte ich mir nicht vorstellen, was aus mir werden würde; ich hatte nur die dunkle Ahnung, daß ich unrettbar verloren bin.

Erst herrschte unten und um mich her vollkommene Stille,

oder es schien mir wenigstens so bei meiner außerordentlichen inneren Erregung, aber nach und nach begann ich Stimmen zu unterscheiden. Wassilij kam von unten herauf, warf einen Gegenstand, der wie ein Besen aussah, auf das Fensterbrett, gähnte und streckte sich auf den Kasten. Von unten ließ sich die kräftige Stimme August Antonitsch's vernehmen (wahrscheinlich sprach er von mir), dann Kinderstimmen, dann Lachen, Hin- und Herrennen und nach wenigen Minuten war alles wie früher, als wüßte Niemand davon, daß ich in der finsteren Bodenkammer sitze.

Ich weinte nicht, aber es lag mir etwas wie ein Stein auf der Brust. Gedanken und Vorstellungen gingen mit beschleunigter Schnelligkeit in meiner wirren Einbildung hin und her; aber die Erinnerung an das Unglück, das mich betroffen, unterbrach beständig ihre wunderliche Kette, und ich verfiel wieder in das endlose Labyrint der Unsicherheit über mein Schicksal, der Verzweiflung und Angst.

Bald kommt mir in den Sinn, es müsse irgend eine unbekannte Ursache meiner allgemeinen Unbeliebtheit, ja selbst Verhaßtheit geben. (Damals war ich fest überzeugt, daß alle von der Großmutter bis zu dem Kutscher Philipp mich hassen und an meinen Leiden Genuß finden). „Ich bin wohl nicht der Sohn meiner Mutter und meines Vaters, nicht Wolodja's Bruder, sondern eine unglückliche Waise, ein Findling, den man aus Barmherzigkeit aufgenommen hat, sage ich zu mir selber; und dieser thörichte Gedanke gewährte mir nicht nur einen gewissen wehmüthigen Trost, sondern schien mir sogar vollkommen wahrscheinlich. Es war mir eine Wonne zu denken, daß ich unglücklich sei, nicht weil ich schuldig war, sondern weil es mein

Geschick so war von Geburt an, und daß mein Schicksal dem des unglücklichen Karl Iwanowitsch ähnlich sei.

„Warum aber soll dies Geheimniß noch länger verborgen bleiben, wenn ich selbst es durchschaut habe, sage ich zu mir selber, — schon morgen will ich zum Papa gehen und ihm sagen: „Papa, umsonst verbirgst du mir das Geheimniß meiner Geburt: ich kenne es.“ Er wird sagen: „was ist zu thun, liebes Kind, früher oder später hättest du es doch erfahren, du bist nicht mein Sohn, ich habe dich aber an Sohnesstatt angenommen und wirst du dich meiner Liebe würdig erweisen, so werde ich dich nie verlassen“, und ich werde ihm antworten: „Papa, obgleich ich nicht das Recht habe, dir diesen Namen zu geben, spreche ich ihn doch jetzt noch dieses eine Mal aus, ich habe dich immer geliebt und werde dich lieben, ich werde nie vergessen, daß du mein Wohlthäter warst, aber ich kann nicht länger in deinem Hause bleiben. Hier liebt mich Niemand, und St. Jérôme hat sich verschworen mich zu vernichten. Er oder ich muß dein Haus verlassen, denn ich kann nicht für mich einstehen; ich haße diesen Menschen so sehr, daß ich zu allem fähig bin. Ich tödte ihn. Ja, ich sag's: „Papa, ich tödte ihn.“ Papa redet mir zu, aber ich wehre mit der Hand ab und sage ihm: „nein, mein Lieber, mein Wohlthäter, wir können nicht unter einem Dache leben, laß mich gehen“; und ich umarme ihn und sage zu ihm, ich weiß nicht warum auf französisch: „Oh, mon père, oh mon bienfaiteur, donne moi pour la dernière fois la bénédiction et que la volonté de Dieu soit faite!“ Und ich weine auf meinem Kasten in der dunklen Bodenkammer sitzend laut aufschluchzend bei diesem Gedanken. Aber plötzlich denke ich

wieder an die schmachvolle Strafe, die mich erwartet. Die Wirklichkeit erscheint mir im wahren Lichte und die Phantasiebilder zerflattern im Augenblick.

Bald sehe ich mich schon in Freiheit fern von unserem Hause. Ich werde Husar und gehe in den Krieg. Von allen Seiten drängen die Feinde auf mich ein, ich führe einen Streich mit dem Säbel und tödte einen, — ein zweiter Streich — ich tödte den zweiten, den dritten. Endlich sinke ich von Wunden und Mattigkeit erschöpft zu Boden und rufe: „Sieg!“ Der General kommt zu mir herangeritten und fragt: „wo ist er — unser Retter?“ Alle zeigen auf mich, er stürzt mir um den Hals und ruft unter Freudenthränen: „Sieg!“ Ich genese und spaziere, eine schwarze Binde um den Arm, über den Twer-Boulevard. Ich bin General! Und der Kaiser begegnet mir und fragt: „wer ist dieser verwundete Jüngling?“ Man sagt ihm: „der berühmte Held Nikolaj“. Der Kaiser tritt auf mich zu und spricht: „ich danke dir. Erbitte dir was du willst. Ich will alles gewähren.“ Ich verneige mich ehrerbietig, stütze mich auf meinen Säbel und spreche: „ich bin glücklich, großmächtigster Kaiser, daß ich mein Blut für mein Vaterland vergießen durfte, ich wäre bereit ihm auch mein Leben zu opfern; da Du aber so gnädig bist, mir eine Bitte zu gewähren, so bitte ich Dich um eins — gestatte mir meinen Feind, den Ausländer St. Jérôme zu vernichten. Ich will meinen Feind St. Jérôme vernichten.“ Ich trete drohend vor St. Jérôme hin und sage zu ihm: „Du hast mein Unglück verschuldet, à genoux!“ Aber plötzlich kommt mir der Gedanke, daß jede Minute der echte St. Jérôme mit der Ruthe eintreten könnte, und wieder sehe ich mich nicht mehr als General, der sein Vaterland er-

rettet, sondern als das kläglichste bejammernswertheste Geschöpf.

Bald kommt mir der Gedanke an Gott, und ich richte herausfordernd an ihn die Frage, wofür er mich straft? „Ich habe doch nicht verabsäumt jeden Morgen und Abend zu beten, wofür also leide ich?“ Ich kann es bestimmt sagen, daß der erste Schritt zu den religiösen Zweifeln, die mich in meinen Knabenjahren beunruhigt haben, in diesem Augenblick geschah, nicht etwa weil das Unglück mich zu Murren und Unglauben antrieb, sondern weil der Gedanke an die Ungerechtigkeit der Vorsehung, der mir in diesen Stunden völliger geistiger Verwirrung und vierundzwanzigstündiger Einsamkeit in den Kopf kam, wie ein schlechtes Korn, das nach dem Regen in lockeren Boden gefallen ist, schnell aufschoß und Wurzel faßte. Bald bildete ich mir ein, daß ich sicher sterben würde und stellte mir lebhaft St. Jérômes Erstaunen vor, wenn er statt meiner in der Bodenkammer den leblosen Körper finden würde. Ich erinnerte mich der Erzählungen Natalja Sawischnas, daß die Seele eines Dahingeschiedenen vor vierzig Tagen das Haus nicht verläßt, und ich schwebe in Gedanken nach dem Tode ungesehen in allen Zimmern des Hauses der Großmutter umher und höre Ljubotschkas herzliches Weinen, die Klagen der Großmutter und wie Papa mit August Antonowitsch spricht. — „Es war ein braver Junge“, wird Papa mit Thränen in den Augen sagen. — „Ja, sagt St. Jérôme, aber ein großer Schlingel.“ „— Sie sollten Achtung vor den Todten haben, sagt Papa, Sie waren die Ursache seines Todes, Sie haben ihn eingeschüchtert, er konnte die Demüthigung nicht ertragen, die Sie ihm angethan .... Aus meinem Hause, Elender!“

Und St. Jérôme sinkt in die Kniee, weint und bittet um Verzeihung. Nun sind vierzig Tage vorüber und meine Seele fliegt zum Himmel; ich sehe dort etwas wunderbar schönes, weißes, durchsichtiges, langes und fühle, daß es meine Mutter ist. Dieses Weiße umfließt, liebkost mich, aber ich empfinde eine Unruhe, und ich weiß nicht, ob sie es wirklich ist. Wenn du es in Wahrheit bist, dann zeige dich mir besser, damit ich dich umfassen kann. Und ihre Stimme antwortet mir: „hier sind wir alle so; ich kann dich nicht besser umfassen. Ist dir dabei nicht wohl?" — Gewiß, sehr wohl, aber du kannst mich nicht kitzeln und ich kann deine Hände nicht küssen . . ." „Das ist nicht nöthig, hier ist es auch so sehr schön", sagt sie und ich fühle, daß es wirklich sehr schön ist, und wir schweben zusammen immer höher und höher. Und in diesem Augenblick ist mir's, als erwachte ich, und ich finde mich wieder auf dem Kasten in der dunklen Bodenkammer, die Wangen von Thränen feucht, und ich wiederhole gedankenlos die Worte: „und wir schweben zusammen immer höher und höher." Ich mache lange alle möglichen Anstrengungen, um mir meine Lage zu erklären, aber vor meinem geistigen Auge liegt im Augenblick nur eine entsetzlich finstere undurchdringliche Ferne. Ich bemühe mich diese wonnigen, glücklichen Phantasiebilder zurückzurufen, die das Bewußtsein der Wirklichkeit unterbrochen hat; aber sobald ich die Kette der Phantasiebilder von vorhin wieder aufnehme, sehe ich zu meinem Erstaunen, daß es mir unmöglich ist, sie fortzuspinnen, und was noch erstaunlicher ist, daß es mir keinen Genuß mehr bereitet.

XVI.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Ich blieb die Nacht in der Bodenkammer und Niemand kam; erst am anderen Morgen, d. h. am Sonntag wurde ich in das kleine Kämmerchen neben dem Unterrichtszimmer geführt und wieder eingeschlossen. Ich fing an zu hoffen, daß meine Strafe sich auf Arrest beschränken würde, und unter dem Einflusse eines süßen erquickenden Schlafes, des hellen Sonnenscheins, der auf den Eisblumen der Scheiben spielte, und des gewöhnlichen Tageslärms auf den Straßen begannen meine Gedanken ruhiger zu werden. Aber die Einsamkeit war trotzdem bedrückend, ich hätte mich gern freibewegt, Jemandem alles erzählt, was sich in meiner Seele angesammelt hatte, aber kein lebendes Wesen war in meiner Nähe. Diese Lage war um so unangenehmer, als ich, so widerwärtig es mir auch war, gezwungen war mitanzuhören, wie St. Jérôme in seinem Zimmer auf- und niederging und mit der größten Ruhe sich lustige Weisen vorpfiff. Ich war überzeugt, daß er gar nicht in der Stimmung war zu pfeifen, und daß er es lediglich that, um mich zu quälen.

Um zwei Uhr gingen St. Jérôme und Wolodja hinunter, mir brachte Nikolaj das Mittag und als ich mit ihm ein Gespräch anknüpfte, über das, was ich angerichtet hatte und was meiner warte, sagte er:

— I, junger Herr! machen Sie sich keinen Kummer, — kommt Zeit, kommt Rath.

Obwohl dieser Ausspruch, der auch in Zukunft so manches Mal die Festigkeit meines Geistes aufrecht erhalten, mich ein wenig tröstete, so gab mir doch der Umstand, daß man

mir nicht blos Brod und Wasser, sondern das ganze Mittag, ja sogar Rosenkuchen geschickt hatte, viel zu denken. Hätte man mir den Rosenkuchen nicht geschickt, so hieße das, daß man mich mit Arrest bestraft, nun aber stellte es sich heraus, daß ich noch gar nicht bestraft sei, daß man mich nur als einen schädlichen Menschen von den anderen entfernt hatte, daß die Strafe noch nachkommt. In dem Augenblick, wo ich in die Lösung dieser Frage vertieft war, wurde in dem Schloß meines Kerkers ein Schlüssel gedreht und mit strenger Amtsmiene trat St. Jérôme ins Zimmer.

— Kommen Sie zur Großmama, sagte er, ohne mich anzusehen.

Ehe ich das Zimmer verließ, wollte ich die Aermel meiner Jacke reinigen, die ganz weiß waren, aber St. Jérôme meinte, das sei ganz überflüßig, als befände ich mich bereits in einem so verwahrlosten moralischen Zustande, daß es nicht der Mühe werth sei, auf das Aeußere zu achten.

Katjenka, Ljubotschka und Wolodja sahen mich, als St. Jérôme mich bei der Hand durch den Saal führte, genau mit demselben Ausdruck an, mit dem wir gewöhnlich die Zuchthäusler ansahen, die jeden Montag an unserem Fenster vorübergeführt wurden. Und als ich zu dem Sessel der Großmutter trat und ihr die Hand küssen wollte, wandte sie sich von mir ab und versteckte die Hand unter die Mantille.

— Ja, mein Kind, sagte sie nach einem ziemlich langen Schweigen, während sie mich von Kopf bis Fuß mit einem Blicke betrachtete, daß ich nicht wußte, wo ich mit meinen Augen und Armen hinsollte, ich darf wohl sagen, daß dir viel an meiner Liebe gelegen ist und daß

du mir wirklich Freude machst. Mr. St. Jérôme, der sich, fügte sie hinzu und dehnte jedes Wort, auf meine Bitte, Euerer Erziehung angenommen hat, will nicht länger in meinem Hause bleiben und weswegen? deinetwegen, mein Kind! Ich habe geglaubt, du würdest dankbar sein, fuhr sie nach einer kleinen Pause in einem Tone fort, der bewies, daß ihre Rede wohl vorbereitet war, für seine Sorgen und Mühen, du würdest seine Verdienste zu würdigen wissen, und du Grünschnabel, du dummer Bengel, hast es gewagt die Hand gegen ihn zu erheben. Sehr schön! Wunderschön!! Ich fange auch an zu glauben, du bist nicht fähig eine feine Behandlung zu verstehen, für dich sind andere niedrige Maßregeln nöthig . . . . du bittest sofort um Verzeihung, setzte sie in streng befehlendem Tone hinzu und zeigte auf St. Jérôme, hörst du?

Ich sah nach der Richtung, wo die Großmutter hingezeigt hatte, und mein Blick fiel auf St. Jérômes Rock; ich wandte mich ab und rührte mich nicht von der Stelle; ich fühlte wieder, wie mein Herz zu pochen aufhörte.

— Nun? Hörst du nicht, was ich sage?

Ich zitterte am ganzen Körper, aber ich rührte mich nicht von der Stelle.

„Koko! sagte die Großmutter, da sie wohl bemerkt hatte, wie sehr ich innerlich litt.

— Koko, sagte sie, nun nicht mehr in befehlerischem, sondern in zärtlichem Tone, bist du das?

— Großmama! Ich bitte ihn um alles in der Welt nicht um Verzeihung . . . . sagte ich und stockte plötzlich, denn ich fühlte, daß ich die Thränen, die mich zu würgen drohten, nicht hätte unterdrücken können, wenn ich noch ein Wort gesprochen hätte.

— Ich befehle es dir, ich bitte dich. Wie nun?

— Ich . . . ich . . . will . . . nicht . . . ich kann nicht, stieß ich hervor und das unterdrückte Schluchzen, das meine Brust beengte, durchbrach plötzlich alle Dämme und floß in verzweifeltem Strome über.

— C'est ainsi que vous obéissez à votre seconde mère, c'est ainsi que vous reconnaissez ses bontés, sagte St. Jérôme mit tragischer Stimme, à genoux.

— Du lieber Gott, wenn sie das sehen würde! sagte die Großmutter, indem sie sich von mir abwandte und die hervordringenden Thränen abwischte. Wenn sie gesehen hätte . . . alles zu unserem Besten. Ja, sie hätte diesen Schmerz nicht überlebt, nicht überlebt . . .

Und die Großmama weinte immer heftiger. Auch ich weinte, aber es fiel mir nicht ein um Verzeihung zu bitten.

— Tranquillisez-vous au nom du ciel, m-me la comtesse, sprach St. Jérôme.

Aber die Großmama hörte nicht mehr was er sagte, sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und ihr Schluchzen ging bald in Schlucken und Hysterie über. Mimi und Gascha stürzten mit erschreckten Gesichtern ins Zimmer, es verbreitete sich ein Duft von Essenzen und im ganzen Haus entstand plötzlich ein Hin- und Herrennen und Flüstern.

— Sie können stolz sein auf Ihr Werk, sagte St. Jérôme, indem er mich hinaufführte.

— Um Gottes Willen, was habe ich angerichtet! Was für ein entsetzlicher Verbrecher bin ich.

Kaum war St. Jérôme hinuntergegangen, nachdem er mir vorher befohlen hatte, in mein Zimmer zu gehen, als ich ohne mir Rechenschaft über meine Handlungsweise zu

geben, die große Treppe hinunterlief, die auf die Straße führte.

Ob ich für immer vom Hause entfliehen, ob ich mich ins Wasser stürzen wollte, ich weiß es nicht mehr; ich weiß nur, daß ich das Gesicht in die Hände verbarg, um Niemanden zu sehen, und unaufhaltsam, unaufhaltsam die Treppe hinunterlief.

— Wohin? fragte mich plötzlich eine bekannte Stimme. Dich wünschte ich gerade, Liebchen.

Ich wäre gern vorbeigerannt, aber Papa ergriff mich am Arm und sagte streng:

– Komm' mal mit, Herzchen! Wie konntest du wagen, die Schreibmappe in meinem Arbeitszimmer anzurühren, sagte er und zog mich in das kleine Boudoir. — A? Warum antwortest du nicht? A? fügte er hinzu und faßte mich am Ohr.

— Verzeihung, sagte ich, ich weiß selbst nicht, was über mich gekommen war.

„A, weißt nicht, was über dich gekommen ist, weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht, wiederholte er und zog mich bei jedem Worte am Ohr, — wirst du nächstens deine Nase hineinstecken, wo sie nicht hingehört, wirst du, wirst du?

Obwohl ich einen heftigen Schmerz am Ohr empfand, weinte ich doch nicht, ich hatte sogar eine angenehme moralische Empfindung. Kaum hatte Papa mein Ohr losgelassen, als ich seine Hand ergriff und sie unter Thränen mit Küssen bedeckte.

— Schlage mich noch stärker, sagte ich thränenüberströmt, — daß es mehr weh thut, ich bin ein unnützer, ein schlechter, ein unglücklicher Mensch!

— Was geht mit dir vor? sagte er und stieß mich leicht von sich.

— Nein, ich gehe nicht fort von hier, um nichts in der Welt, sagte ich und hielt mich an seinem Rocke fest. — Alle hassen mich, ich weiß es, aber bei Gott, du mußt mich anhören, du mußt mich schützen oder jage mich aus dem Hause. Ich kann nicht mit ihm zusammenbleiben, er sucht nach allen Mitteln, um mich zu demüthigen, er zwingt mich vor ihm auf den Knieen zu liegen, er will mich prügeln. Ich ertrage das nicht, ich bin kein Kind, ich überlebe das nicht, ich sterbe, ich nehme mir selbst das Leben. Er hat der Großmama gesagt, ich sei ein Nichtsnutz, und jetzt ist sie krank, sie wird noch sterben durch meine Schuld, ich . . . kann . . . mit ihm . . . prügle Du, bei Gott . . . warum . . . quä . . . len . . .

Thränen erstickten meine Stimme, ich sank auf das Sopha; ich konnte kein Wort mehr sprechen und fiel mit dem Kopfe so heftig auf seine Kniee, daß ich glaubte, in diesem Augenblick sterben zu müssen.

— Wovon sprichst du, Dickchen? sagte Papa theilnahmsvoll und beugte sich über mich.

— Er ist mein Tyrann . . . mein Peiniger . . . ich sterbe . . . Niemand liebt mich! konnte ich kaum noch hervorbringen und ein Krampf packte mich.

Papa nahm mich auf den Arm und trug mich in das Schlafzimmer. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, war es schon sehr spät, ein Licht brannte neben meinem Bette und im Zimmer saßen unser Hausarzt, Mimi und Ljubotschka. Man sah es ihren Gesichtern an, daß man um mein Leben besorgt war. Ich fühlte mich aber so wohl und leicht nach dem zwölf-

stündigen Schlaf, daß ich sofort aus dem Bett gesprungen wäre, wenn es mir nicht unangenehm gewesen wäre ihren Glauben an meine schwere Krankheit zu zerstören.

XVII.

Haß.

Ja, es war das echte Gefühl des Hasses, nicht jenes Hasses, den man nur in Romanen liest und an den ich nicht glaube, eines Hasses, der darin Genuß finden soll den Menschen Böses zuzufügen, sondern jenes Hasses, der uns einen unüberwindlichen Widerwillen gegen einen Menschen einflößt, der andererseits unsere Achtung verdient, der uns sein Haar, seinen Hals, seinen Gang, den Klang seiner Stimme, alle seine Gliedmaßen, alle seine Bewegungen widerwärtig macht, und der uns doch wieder mit einer unbegreiflichen Kraft zu ihm zieht und uns mit rastloser Aufmerksamkeit jede seiner Handlungen zu beobachten zwingt. Dieses Gefühl empfand ich gegen St. Jérôme.

St. Jérôme war schon anderthalb Jahre bei uns im Hause. Wenn ich jetzt mit ruhigem Blut diesen Menschen beurtheile, finde ich, er war ein recht braver Franzose, aber ein Franzose im vollsten Sinne. Er war nicht dumm, recht gut unterrichtet und erfüllte seine Pflichten gegen uns gewissenhaft, aber er besaß die allen seinen Landsleuten gemeinsamen und dem russischen Wesen so sehr entgegengesetzten Charaktermerkmale des leichtfertigen Egoismus, der Eitelkeit, der Keckheit und des Selbstbewußtseins der Unwissenheit. All' das mißfiel mir sehr. Es versteht sich von selbst, daß die Großmama ihm ihre Ansicht über

körperliche Züchtigung klarmachte, und er wagte nicht uns zu schlagen; aber trotzdem drohte er uns, besonders mir, häufig mit Prügeln und er sprach das Wort fouetter (etwa fouátter) so wiederwärtig und mit solcher Betonung, als gebe es für ihn kein größeres Vergnügen, als mich zu prügeln.

Ich fürchtete den Schmerz der Strafe nicht im Geringsten, ich empfand ihn nie, aber der bloße Gedanke, daß St. Jérôme mich schlagen könnte, versetzte mich in den quälenden Zustand beklemmender Verzweiflung und Wuth.

Es kam vor, daß Karl Iwanowitsch, wenn er wüthend war, sich persönlich mit uns mit dem Lineal oder mit Hosenträgern auseinandersetzte, aber ich kann ohne jede Wuth daran zurückdenken. Ja, auch in der Zeit, von welcher ich spreche, (als ich vierzehn Jahre alt war) hätte ich, wenn es Karl Iwanowitsch eingefallen wäre mich zu hauen, kaltblütig seine Schläge ertragen. Karl Iwanowitsch war ich gut, meine Erinnerung an ihn war so alt, wie ich selbst, ich hatte mich gewöhnt, ihn als ein Mitglied unserer Familie anzusehen; St. Jérôme aber war ein stolzer, selbstzufriedener Mensch, für den ich nichts fühlte als die unwillkürliche Achtung, die mir alle „Großen" einflößten. Karl Iwanowitsch, die „Bonne", war ein possirlicher Alter, den ich vom ganzen Herzen zugethan war; den ich aber trotzdem in meiner kindlichen Auffassung in der gesellschaftlichen Stellung niedriger stellte als mich.

St. Jèrôme dagegen war ein gebildeter, hübscher junger Stutzer, der den Anspruch machte auf gleicher Höhe mit allen zu stehen.

Karl Iwanowitsch schalt und strafte uns immer kaltblütig, man sah es ihm an, daß er dies für eine, wenn

auch nothwendige, so doch unangenehme Pflicht hielt. St. Jérôme dagegen hüllte sich gern in die Rolle des Erziehers, man sah ihm an, wenn er uns strafte, daß er dies mehr zu seinem eigenen Vergnügen that, als zu unserem Nutzen. Er ward von der eigenen Größe hingerissen. Seine volltönenden französischen Phrasen, die er mit besonderer Betonung der letzten Silben mit accent circonflex'en sprach, waren mir unsagbar widerlich. Wenn Karl Iwanowitsch böse wurde, sagte er: „Puppenkomödie, unartiger Gassenjunge, spanische Fliege", St. Jérôme nannte uns „mauvais sujet, vilain garnement" und ähnlich, Ausdrücke die meine Eigenliebe kränkten.

Karl Iwanowitsch stellte uns knieend mit dem Gesicht in die Ecke, und die Strafe bestand in dem körperlichen Schmerz, den diese Stellung mit sich brachte; St. Jérôme streckte die Brust hervor, machte eine großmächtige Geste mit der Hand und schrie mit tragischer Stimme: à genoux, mauvais sujet!" befahl, das Gesicht zu ihm gekehrt, hinzuknieen und um Verzeihung zu bitten. Die Strafe bestand in der Erniedrigung.

Man bestrafte mich nicht, ja es sagte mir Niemand ein Wort über Das, was mit mir vorgegangen war; aber ich konnte nicht vergessen, was ich alles erduldet hatte in diesen zwei Tagen: Verzweiflung, Scham, Furcht und Haß. Obgleich St. Jérôme, wie es schien, seit diesem Tage mich wenig beachtete, sich mit mir fast gar nicht beschäftigte, konnte ich mich doch nicht daran gewöhnen, ihn gleichmüthig anzusehen. Immer wenn unsere Augen sich zufällig begegneten, glaubte ich, es drücke sich in meinem Blick eine allzu offenkundige Feindseligkeit aus, und ich beeilte mich den Ausdruck des Gleichmuths anzunehmen;

aber da schien es mir wieder, als wäre ihm meine Verstellung klar; ich wurde roth und wandte mich ganz und gar ab.

Mit einem Worte, es war für mich unbeschreiblich drückend mit ihm in irgend welchen Beziehungen zu stehen.

XVIII.

Das Mädchenzimmer.

Ich fühlte mich immer mehr und mehr vereinsamt und meine Hauptvergnügungen waren Betrachtungen und Beobachtungen für mich allein. Ueber den Gegenstand meiner Betrachtungen werde ich in dem folgenden Abschnitt sprechen; der Schauplatz meiner Betrachtungen aber war vorzugsweise das Mädchenzimmer, in dem sich ein Roman abspielte, der mich sehr beschäftigte und rührte. Die Heldin dieses Romans war wie sich von selbst versteht, Mascha. Sie war in Wassilij verliebt, der sie noch aus der Zeit kannte, wo sie in Freiheit lebte und der ihr damals die Ehe versprochen hatte. Das Schicksal, das sie vor fünf Jahren getrennt hatte, hatte sie im Hause der Großmutter wieder vereinigt, aber ihrer gegenseitigen Liebe in der Person Nikolajs (des leiblichen Onkels von Mascha) ein Hinderniß in den Weg gelegt; er wollte nichts wissen von einer Heirath seiner Nichte mit Wassilij, den er einen „unpassenden" und „zügellosen" Menschen nannte.

Dies Hinderniß bewirkte, daß Wassilij, dessen Benehmen bisher ziemlich gleichgültig und kühl gewesen war, sich plötzlich in Mascha verliebte, sich so verliebte, wie nur ein Hofsknecht und Schneider im Rosahemd und mit pomadisirtem Haar des Liebesgefühls fähig ist.

Wenn auch die Art, wie er seine Liebe äußerte, sehr seltsam und unpassend war (er pflegte z. B. immer wenn er Mascha begegnete, ihr einen Schmerz zu verursachen: er kniff sie, er schlug sie mit der flachen Hand oder drückte sie mit solcher Kraft, daß ihr der Athem verging), so war doch seine Liebe selbst eine aufrichtige, was schon daraus folgt, daß Wassilij von dem Tage an, wo Nikolaj ihm entschieden die Hand seiner Nichte verweigerte, sich vor Gram dem Trunke ergab, sich in den Schenken herumtrieb, Händel suchte, mit einem Worte, daß er sich so schlecht aufführte, daß er mehr als einmal schmachvolle Strafen auf der Polizei erdulden mußte. Aber diese Lebensführung und ihre Folgen schienen in Maschas Augen ein Verdienst zu sein und nährten nur ihre Liebe zu ihm. Wenn Wassilij „auf der Polizei war", hatte Mascha ganze Tage hindurch die Augen voll Thränen, weinte und klagte Gascha ihr bitteres Loos (Gascha nahm lebhaften Antheil an dem Geschick der unglücklich Liebenden) und, der Scheltworte und Schläge ihres Onkels nicht achtend, schlich sie eilig in das Polizeigewahrsam, ihren Liebsten zu besuchen und zu trösten.

Stoße dich nicht, lieber Leser, an der Gesellschaft, in die ich dich führen will. Wenn in deiner Seele die Saiten der Liebe und der Theilnahme noch erklingen können, so werden sich auch im Mädchenzimmer Töne finden, die ihr Echo wecken. Du magst mir willig folgen oder nicht, ich gehe doch auf den Treppenflur, von wo aus ich alles sehen kann, was im Mädchenzimmer vorgeht. Da ist die Ofenbank, darauf liegt ein Plätteisen, eine Wachspuppe mit einer zerschlagenen Nase, ein kleines Waschfaß, eine Waschschüssel. Da ist das Fenster, darauf

liegt in Unordnung: ein Stückchen schwarzen Wachses, ein Knäuel Seide, eine angebissene grüne Gurke und ein Konfectkästchen; da ist der große rothe Tisch, darauf liegt auf einer begonnenen Handarbeit ein in Zitz gehüllter Ziegelstein und an dem Tisch sitzt sie in meinem Lieblingskleid aus rosa Linnen und in dem blauen Halstuch, das besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie näht, dann und wann hält sie still, um sich mit der Nadel den Kopf zu kratzen oder den Docht zu putzen, und ich sehe ihr zu und denke: warum ist sie nicht als Dame auf die Welt gekommen, mit ihren hellen blauen Augen, mit dem prächtigen braunen Zopf und der hohen Brust? Wie geziemte es ihr im Empfangszimmer zu sitzen, im Häubchen mit rosa Bändern und im rothseidenen Hauskleid, nicht in einem solchen wie Mimi hat, sondern wie ich am Tverboulevard gesehen habe. Sie säße vor dem Stickrahmen und ich würde sie im Spiegel betrachten, und was sie wollte, alles würde ich für sie thun; ich würde ihr den Mantel reichen, das Essen würde ich ihr selbst bringen . .

Und was für ein Trinkergesicht, was für eine widerwärtige Erscheinung ist dieser Wassilij in dem engen Röckchen, das er über das schmutzige Rosahemd gezogen hat, das er über den Hosen trägt. In jeder Geberde, in jeder Bewegung seines Rückens glaube ich die unzweifelhaften Spuren der widerwärtigen Strafe zu sehen, die ihn getroffen hat . . .

— Was wieder, Wassilij? sagte Mascha und steckte die Nadel in das Kissen, ohne den Kopf zur Begrüßung des eintretenden Wassilij zu erheben.

— Was soll's geben? kann von ihm etwas gutes kommen, antwortete Wassilij, wenn er nur ein entschei-

bendes Wort sagen wollte, so gehe ich zu Grunde, für garnichts, und alles seinetwegen.

— Wollen Sie Thee trinken, sagte Nadjoscha, das andere Dienstmädchen.

— Danke ergebenst. Und warum möchte ich wissen, haßt mich dieser Spitzbube, dein Onkel, warum? Weil ich einen anständigen Rock habe, für meine Haltung, für meinen Gang. Schade um jedes Wort. I was! schloß Wassilij und fuhr mit der Hand durch die Luft.

— Der Mensch soll fügsam sein, sagte Mascha und biß den Faden ab, — und Sie sind immer so . . .

— Ich kann es nicht mehr ertragen, das ist es!

In diesem Augenblick hörte man im Zimmer der Großmama die Thür schlagen und die brummige Stimme Gaschas, welche die Treppe hinaufkam.

— Der soll's einer recht machen, sie weiß selbst nicht, was sie will . . ein verfluchtes Dasein, wie im Gefängniß! Ob man ihr's doch einmal recht machen könnte. Gott verzeih' mir meine Sünde! brummte sie und fuchtelte mit den Händen.

Ergebener Diener, Agafia (Agatha) Michailowna, sagte Wassilij, sich zum Willkomm erhebend.

— Ach laßt nur. Mir steht der Kopf nicht zu deinem ergebenen Diener, antwortete sie und sah ihn drohend an, — was willst du hier? Ist das recht, daß ein Mann zu den Mädchen kommt . . . .

— Ich wollte mich nach Euerem Befinden erkundigen, antwortete Wassilij zaghaft.

— Ich krepire nächstens, so steht mein Befinden, schrie Agafia Michailowna aus vollem Halse in noch größerer Wuth.

Wassilij lachte auf.

— Hier ist gar nichts zu lachen, und wenn ich sage, mach daß Du fortkommst, dann marsch! Seh' mir einer den Lausbub, heirathen will er, der Schuft! Nun, marsch, geh' schon!

Und Agafia Michailowna stampfte mit den Füßen auf, ging in ihr Zimmer und schlug so heftig die Thür zu, daß die Fensterscheiben klirrten.

Noch lange konnte man durch die Holzwand hören, wie sie immer weiter auf alles und alle schimpfte und ihr Leben verfluchte, wie sie ihre Sachen hin- und herwarf und die Katze, ihren Liebling, an den Ohren zog; endlich öffnete sie ein wenig die Thür und heraus flog die Katze, die sie am Schwanz festhielt mit kläglichem Miauen.

— Ich sehe, ich muß ein ander mal wiederkommen Thee trinken, sagte Wassilij leise, — angenehmes Wiedersehen.

— Nicht doch, sagte Nadjoscha mit den Augen winkend, ich will gleich nach dem Samowar sehen.

— Ich will endlich ein Ende machen, fuhr Wassilij fort, indem er näher an Mascha heranrückte, sobald Nadjoscha aus dem Zimmer gegangen war, — entweder ich gehe geradewegs zur Gräfin und sage: „so und so“, oder ich . . . lasse alles stehen und liegen und gehe ans Ende der Welt, so wahr ich lebe.

— Und was soll aus mir . . .

— Nur um dich ist mir bange, sonst wär' Wassilij längst . . längst fort, so wahr ich lebe, so wahr ich lebe . . .

— Warum bringst du mir nicht deine Hemden zum Waschen, sagte Mascha nach einem minutenlangen Schweigen, — da sieh, wie schwarz es ist, fügte sie hinzu und faßte ihn beim Hemdkragen.

In diesem Augenblick ertönte unten die Klingel der Großmama und Gascha verließ ihr Zimmer.

— Nun, schlechter Kerl, was willst du von ihr, sagte sie und stieß Wassilij, der, als er sie erblickt hatte, hastig aufgestanden war, gegen die Thür, — soweit hat er schon das Mädchen gebracht, und will immer noch mehr, es macht dir wohl Vergnügen, Habenichts, sie weinen zu sehen. Hinaus, fort. Ich kann dich nicht riechen. Und was hat sie an diesem Menschen gefunden? fuhr sie zu Mascha gewandt, fort, — hat dich der Onkel noch zu wenig seinetwegen geschlagen? Und doch, sie bleibt immer beim Alten. Ich will keinen Anderen als den Wassilij Gruskow, dummes Mädchen!

— Ja, und will auch keinen, ich liebe keinen, und wenn man mich seinetwegen todtschlagen sollte, sagte Mascha und brach plötzlich in Thränen aus.

Lange blickte ich Mascha an, die auf dem Kasten lag und mit dem Brusttuch ihre Thränen trocknete; ich bemühte mich mit allen Mitteln meine Anschauung über Wassilij zu ändern, um den Gesichtspunkt zu finden, von dem aus er ihr so anziehend erscheinen konnte. Aber obgleich ich innigen Antheil nahm an ihrem Schmerz, konnte ich doch nicht fassen, wie ein so bezauberndes Geschöpf wie es Mascha in meinen Augen war, Wassilij lieben konnte.

„Wenn ich groß bin“, so überlegte ich bei mir selber, als ich wieder hinauf in mein Zimmer gekommen war, „erbe ich Petrowskoje, und Wassilij und Mascha werden meine Leibeigenen. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer und rauche mein Pfeifchen. Mascha geht mit dem Plätteisen vorüber in die Küche. Ich sage: „rufe mir Mascha her“. Sie kommt. Niemand ist im Zimmer . . Plötzlich

kommt Wassilij herein, er bemerkt Mascha und sagt: „o, Wassilij ist verloren!“ und auch Mascha bricht in Thränen aus; ich aber sage: „Wassilij! ich weiß, du liebst sie und sie liebt dich, hier hast du tausend Rubel, heirathe sie und Gott gebe Euch seinen Segen“, und dann gehe ich in mein Zimmer. Unter den unzähligen Gedanken und Bildern, die ohne jede Spur an unserem Verstand und unserer Einbildungskraft vorüberziehen, gibt es solche, die in ihnen eine tiefe merkbare Furche hinterlassen, so daß man oft, wenn man selbst den Inhalt des Gedankens nicht mehr weiß, doch weiß, daß uns etwas Gutes durch den Kopf gegangen ist, daß man die Spur des Gedankens fühlt und sich bemüht sie wieder hervorzubringen. Eine derartige Spur hinterließ in meiner Seele der Gedanke an die Aufopferung meines eigenen Gefühls zu Maschas Glücke, das sie nur in der Ehe mit Wassilij finden konnte.

XIX.

Knabenalter.

Man wird mir kaum glauben, welcher Art die beliebtesten und stetigsten Gegenstände meiner Betrachtungen während meines Knabenalters waren, — so wenig waren sie meinem Alter und meiner Lage angemessen. Aber nach meiner Meinung ist der Widerstreit zwischen der Lage eines Menschen und seinem sittlichen Handeln das zuverlässigste Merkmal der Wahrheit.

Während des Jahres, in dem ich ein einsames in mir selbst abgeschlossenes sittliches Leben führte, traten schon alle die abgezogenen Fragen über die Bestimmung des Menschen, über das Leben im Jenseit, über die Un-

sterblichkeit der Seele an mich heran, und meine kindlich schwache Vernunft mühte sich mit der ganzen Gluth der Unerfahrenheit diese Fragen aufzuhellen, deren Stellung die höchste Stufe bezeichnet, welche die menschliche Vernunft erreichen kann, deren Lösung aber ihm nicht vergönnt ist.

Ich glaube, die menschliche Vernunft durchläuft in ihrer Entwickelung in jedem Einzelwesen denselben Weg, auf dem sie sich in ganzen Geschlechtern entwickelt; die Gedanken, welche die Grundlage der verschiedenen philosophischen Theorien ausmachen, bilden unzertrennliche Theile der Vernunft, und jedem Menschen sind sie mehr oder weniger klar zum Bewußtsein gekommen, ehe er noch von dem Vorhandensein philosophischer Theorien Kenntniß hatte.

Diese Gedanken traten vor meinen Geist mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit, daß ich mich sogar bemühte sie ins Leben zu übertragen, denn ich bildete mir ein, ich sei der erste, der so große und nützliche Wahrheiten entdeckt habe.

Eines Tages kam mir der Gedanke, das Glück hänge nicht von äußeren Ursachen, sondern von unserem Verhältniß zu ihnen ab; ein Mensch, der gewöhnt ist Leiden zu ertragen, könne nicht unglücklich sein, und um mich an Mühen zu gewöhnen, hielt ich ungeachtet der entsetzlichen Schmerzen fünf Minuten lang die Wörterbücher von Tatischtschew mit ausgestreckten Armen oder ich ging in die Bodenkammer und geißelte meinen entblößten Rücken mit einem Strick so schmerzhaft, daß mir unwillkürlich Thränen in die Augen traten.

Ein anderes Mal fiel mir plötzlich ein, daß der Tod mich jede Stunde, jede Minute treffen könne, und ich kam, ohne zu begreifen warum, wie es auch die Welt bis heute

noch nicht begriffen hat, zu dem Schluß, daß der Mensch nicht anders glücklich sein kann, als im Genuß der Gegenwart, ohne Gedanken an die Zukunft, — und ich ließ unter dem Einfluß dieses Gedankens alles Lernen und beschäftigte mich drei Tage lang nur damit, auf dem Bette zu liegen und mich an einem beliebigen Roman zu ergötzen oder einen Honigkuchen, den ich für mein letztes Geld kaufte, zu verzehren.

Wieder einmal, da ich vor einer schwarzen Tafel stand und mit Kreide verschiedene Figuren aufmalte, wurde ich plötzlich von dem Gedanken überrascht: wie kommt es, daß die Symmetrie dem Auge angenehm ist? Was ist Symmetrie? Es ist ein angeborenes Gefühl, antwortete ich mir selbst. Worauf beruht es? Herrscht etwa in allem im Leben Symmetrie? Im Gegentheil — nehmen wir das Leben — und ich malte ein Oval auf die Tafel. Nach dem Leben geht die Seele zur Ewigkeit ein; nehmen wir die Ewigkeit — und ich zog von der einen Seite des Ovals einen geraden Strich bis an den äußersten Rand der Tafel. Warum aber ist auf der anderen Seite nicht auch ein solcher Strich? Und in der That, was ist das für eine Ewigkeit von einer Seite? Wir waren gewiß vor diesem Leben schon, wenn wir auch die Erinnerung verloren haben.

Dieser Ideengang, der mir außerordentlich neu und einleuchtend vorkam, und dessen Zusammenhang ich jetzt nur mühsam fassen kann, gefiel mir außerordentlich; ich nahm ein Blatt Papier, um ihn schriftlich auseinanderzusetzen; aber dabei stürmte auf mein Gehirn plötzlich eine solche zahllose Fülle von Gedanken ein, daß ich gezwungen war aufzustehen und im Zimmer auf und niederzugehen.

Als ich ans Fenster trat, zog ein Pferd meine Aufmerksamkeit an, das der Kutscher gerade vor den Wasserwagen spannte, und alle meine Gedanken concentrirten sich auf die Lösung der Frage: in welches Thier oder welchen Menschen wird die Seele dieses Pferdes übergehen, wenn es verreckt? In diesem Augenblick ging Wolodja durch das Zimmer und lächelte, weil er bemerkte, daß ich in Betrachtungen versunken war, und dieses Lächeln genügte mir, um zu begreifen, daß all' das, worüber ich nachdachte, das albernste Zeug war.

Ich habe diesen mir aus manchen Gründen denkwürdigen Fall nur darum erzählt, um dem Leser einen Begriff davon zu geben, welcher Art meine philosophischen Betrachtungen waren.

Aber für keine philosophische Richtung begeisterte ich mich so wie für den Skepticismus, welcher mich zu einer Zeit einem Zustande nahe brachte, der an Wahnsinn grenzte. Ich hatte die Vorstellung, daß außer mir Niemand und Nichts in der ganzen Welt vorhanden ist, daß die Dinge nicht Dinge, sondern Vorstellungen sind, die nur dann in die Erscheinung treten, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie richte, und daß diese Vorstellungen sofort schwinden, wenn ich aufhöre sie zu denken. Mit einem Worte, ich traf mit Schelling in der Ueberzeugung zusammen, daß nicht die Dinge sind, sondern unsere Anschauung von ihnen. Es gab Stunden, wo ich unter dem Einflusse dieser „fixen Idee" zu einem solchen Grad geistiger Verwirrung kam, daß ich mich bisweilen schnell nach der entgegengesetzten Seite umsah, in der Hoffnung dort, wo ich nicht war, von einem Nichts (néant) überrascht zu werden.

Eine klägliche, nichtige Triebfeder sittlichen Handelns — die menschliche Vernunft!

Meine schwache Vernunft vermochte nicht das Undurchdringliche zu durchdringen und verlor nur in Anstrengungen, die über meine Kräfte gingen, die Ueberzeugungen, eine nach der anderen, die ich um des Glücks meines Lebens willen nie hätte wagen sollen anzutasten.

Aus dieser ganzen schweren moralischen Anstrengung zog ich keinen anderen Gewinn, als eine Beweglichkeit des Geistes, die meine Willenskraft schwächte, und die Gewohnheit einer beständigen geistigen Analysirung, welche die Ursprünglichkeit des Empfindens und die Klarheit meines Urtheils getrübt hat.

Abgezogene Gedanken entstehen in Folge der Fähigkeit des Menschen, in einem gegebenen Augenblick den Seelenzustand mit dem Bewußtsein festzuhalten und ihn in das Gedächtniß zu übertragen. Meine Neigung zu abgezogenen Betrachtungen bildete in mir das Bewußtsein so unnatürlich aus, daß ich oft, wenn ich über die einfachste Sache nachzudenken begann, in einen endlosen Zirkel der Analysirung meiner eigenen Gedanken verfiel; ich dachte nicht mehr über die Frage nach, die mich beschäftigte, ich dachte über das nach, worüber ich nachdachte. Wenn ich mich fragte, worüber ich nachdenke, antwortete ich: ich denke nach, worüber ich nachdenke. Und worüber denke ich nun nach? Ich denke darüber nach, daß ich nachdenke, worüber ich nachdenke und so fort. Alle Vernunft ging in die Brüche . .

Aber die philosophischen Entdeckungen, die ich gemacht hatte, schmeichelten meiner Eigenliebe außerordentlich. Oft erschien ich mir als ein großer Mann, welcher der ganzen Menschheit zum Segen neue Wahrheiten entdeckt hat, und

im stolzen Bewußtsein des eigenen Werths sah ich auf die übrigen Sterblichen herab; aber seltsam, wenn ich mit diesen Sterblichen in Berührung kam, scheute ich vor Jedem, und je höher ich mich selbst in meiner eigenen Meinung stellte, desto weniger war ich fähig, anderen gegenüber dem Bewußtsein des eigenen Werthes Ausdruck zu geben, ja ich konnte mich nicht einmal gewöhnen, bei jedem, auch dem einfachsten Worte, der einfachsten Bewegung, die Scham zu überwinden.

XX.

Wolodja.

Ja, je weiter ich in der Schilderung dieser Zeit meines Lebens vorwärts schreite, desto schwerer und mühevoller wird sie mir. Selten, selten finde ich in der Erinnerung dieser Zeit Stunden der wahren warmen Empfindung, welche den Anfang meines Lebens so glänzend, so ununterbrochen erhellt hatte. Unwillkürlich treibt es mich, schneller die Wüste der Knabenjahre zu durchlaufen, um zu der glücklichen Zeit zu gelangen, wo wieder das wahrhaft zärtliche, edle Gefühl der Freundschaft mit glänzendem Licht das Ende dieser Lebensstufe beleuchtete und zu der neuen Periode des Jünglingsalters, voll Entzücken und Poesie, den Grund legte.

Ich will nicht Stunde für Stunde meine Erinnerungen verfolgen, ich will nur einen flüchtigen Blick auf die wichtigsten Ereignisse werfen von da an, wo ich in meiner Erzählung angelangt bin, bis dahin, wo meine Annäherung an den ungewöhnlichen Menschen stattfand, der

einen entscheidenden und wohlthätigen Einfluß auf meinen Character und meine Geistesrichtung gehabt hat.

Wolodja bezieht in allernächster Zeit die Universität, die Lehrer unterrichten ihn schon ganz allein, und ich höre mit Neid und unwillkürlicher Hochachtung zu, wie er kräftig mit der Kreide auf die schwarze Tafel klopft und die Functionen, Sinuse, Coordinaten u. s. w. auseinandersetzt, die mir als der Ausdruck einer unerreichbaren Weisheit erscheinen. Da, an einem Sonntag Nachmittag, versammeln sich im Zimmer der Großmama sämmtliche Lehrer, zwei Professoren und halten in Gegenwart Papas und einiger Gäste eine Probe der Universitätsprüfung ab, in der Wolodja zur größten Freude der Großmama außerordentliche Kenntnisse zeigt. Auch an mich werden Fragen aus einigen Gegenständen gerichtet, aber ich zeige mich sehr schwach; die Professoren geben sich sichtlich Mühe, der Großmama meine Unkenntniß zu verbergen, und das verwirrt mich noch mehr. Im übrigen schenkt man mir auch wenig Aufmerksamkeit; ich bin erst fünfzehn Jahre alt, ich habe also noch ein Jahr bis zum Examen. Wolodja kommt nur zum Mittagessen herunter und verbringt die ganzen Tage, ja auch die ganzen Abende oben bei der Arbeit, nicht gezwungen, sondern freiwillig. Er ist außerordentlich ehrgeizig und will das Examen nicht mittelmäßig bestehen, sondern vorzüglich.

Endlich kommt der Tag der ersten Prüfung. Wolodja legt den blauen Frack mit den Bronzeknöpfen, die goldene Uhr und die Lackstiefel an; an der Unterfahrt hält Papas Phaeton. Nikolai schlägt die Decke zurück, und Wolodja fährt mit St. Jérôme zur Universität. Die Mädchen, besonders Katjenka, betrachten mit freudigen, entzückten Ge-

sichtern vom Fenster aus Wolodjas schmucke Gestalt, wie er in die Equipage steigt. Papa sagt: „Viel Glück, viel Glück", und die Großmama, die sich auch mühsam an das Fenster geschleppt hat, schlägt mit Thränen in den Augen so lange Kreuze über Wolodja, bis der Wagen in die Gasse eingebogen ist und murmelt etwas vor sich hin.

Wolodja kehrt zurück. Alle fragen ihn ungeduldig: „Nun? Gut? Welchen Grad?" aber man sieht schon seinem heiteren Gesichte an, daß es gut steht. Wolodja hat eine Fünf bekommen. Am folgenden Tage wird er wieder mit denselben Glückwünschen und derselben Angst hinausbegleitet und mit derselben Ungeduld und Freude wiederempfangen. So gehen neun Tage hin. Am zehnten Tag steht die letzte schwerste Prüfung bevor — Religion; alle stehen am Fenster und erwarten ihn mit noch größerer Ungeduld. Es ist schon zwei Uhr und Wolodja ist noch nicht da.

— Bei Gott, Kinder! Er!! schreit Ljubotschka, an die Scheibe gelehnt.

Und wirklich, im Phaeton neben St. Jérôme sitzt Wolodja, aber nicht mehr im blauen Frack und der grauen Mütze, sondern in der Studentenuniform mit einem gestickten blauen Kragen, einem Dreimaster auf dem Kopfe und einem vergoldeten Säbel an der Seite.

— Wenn sie gelebt hätte! ruft die Großmutter, da sie Wolodja in der Uniform erblickt, und fällt in Ohnmacht.

Wolodja stürzt mit strahlendem Gesicht in das Vorzimmer, küßt und umhalst mich, Ljubotschka, Mimi und Katjenka, die dabei bis über die Ohren roth wird. Wolodja ist außer sich vor Freude. Und wie hübsch ist er in dieser Uniform! Wie paßt der blaue Kragen zu dem keimenden

schwarzen Schnurrbärtchen! Was er für eine zarte lange Taille hat, was für einen vornehmen Gang! An diesem denkwürdigen Tage speisen alle in Großmamas Zimmer, in aller Augen glänzt die Freude, und nach dem Essen zur Mehlspeise bringt der Diener mit vornehm-wichtiger und doch heiterer Miene in eine Serviette gehüllt eine Flasche Champagner. Die Großmama trinkt zum ersten Mal nach Mamas Tode Champagner, sie leert Wolodja beglückwünschend einen vollen Becher und weint wieder vor Freude, da sie ihn ansieht. Wolodja fährt schon allein in eigener Equipage aus, empfängt bei sich seine Bekannten, raucht, besucht Bälle, und ich habe sogar selbst gesehen, wie er einmal in seinem Zimmer zwei Flaschen Champagner mit seinen Bekannten trank, und wie sie bei jedem Becher auf das Wohl gewisser geheimnißvoller Personen anstießen und sich darum stritten, wer le fond de la bouteille bekommen soll. Er speist jedoch regelmäßig zu Hause, macht sich's wie früher nach Tisch im Boudoir bequem und plaudert immer geheimnißvoll mit Katjenka; aber soviel ich, der ich nicht an ihren Gesprächen theilnehme, hören kann, sprechen sie immer nur von den Helden und Heldinnen der Romane, die sie gelesen haben, über Eifersucht, über Liebe, und ich kann gar nicht begreifen, was sie an diesen Gesprächen Anziehendes finden können, und warum sie so verständnißvoll lächeln und so heftig streiten.

Ueberhaupt mache ich die Bemerkung, daß zwischen Katjenka und Wolodja, außer der selbstverständlichen Freundschaft zwischen Gespielen der Kindheit, noch andere seltsame Beziehungen bestehen, die sie von uns entfernen und untereinander geheimnißvoll verbinden.

XXI.

Katjenka und Ljubotschka.

Katjenka ist sechszehn Jahre alt; sie ist erwachsen. Die eckigen Formen, das Schüchterne und Linkische der Bewegungen, das den Mädchen in den Uebergangsjahren eigen, ist der harmonischen Frische und Anmuth einer kaum erblühten Knospe gewichen; und sie hat sich gar nicht einmal verändert. Dieselben hellblauen Augen, derselbe lächelnde Blick, dasselbe gerade Näschen mit den starken Flügeln, das mit der Stirn fast eine Linie bildet, dasselbe Mündchen mit dem lichten Lächeln, dieselben zierlichen Grübchen auf den durchsichtigen rosigen Wangen, dieselben weißen Händchen . . und wie früher paßt auf sie außerordentlich der Beiname eines reinen-feinen Mädchens. Neu ist an ihr nur der dichte braune Zopf, den sie wie die großen trägt, und die junge Brust, deren Erblühen ihr sichtlich Freude und Scham bereitet.

Obgleich Ljubotschka stets mit ihr zusammen aufgewachsen ist und erzogen wurde, ist sie doch in jeder Hinsicht ein ganz anderes Mädchen.

Ljubotschka ist nicht groß von Gestalt, sie geht in Folge der englischen Krankheit noch bis heute wie eine Gans und hat eine sehr häßliche Taille. Hübsch sind in ihrem ganzen Wesen nur die Augen, und diese Augen waren wirklich schön — große schwarze Augen mit einem so unwiderstehlich freundlichem Ausdruck von Ernst und Unschuld, daß sie die Aufmerksamkeit fesseln mußten. Ljubotschka ist in allem schlicht und natürlich; Katjenka dagegen hat die Neigung Jemandem ähnlich zu werden. Ljubotschka blickt immer gerade vor sich hin und wendet, wenn sie

ihre großen schwarzen Augen auf Jemandem ruhen läßt, sie so lange nicht ab, daß man sie dafür schilt, es heißt, das sei unhöflich; Katjenka dagegen senkt die Lider, blinzelt und behauptet, sie sei kurzsichtig, während ich doch sehr genau weiß, daß sie sehr gut sieht. Ljubotschka ziert sich nicht gern, wenn Fremde da sind, und wenn sie Jemand in Gegenwart von Gästen küssen will, schmollt sie und sagt, sie könne die „Zärtlichkeiten" nicht leiden; Katjenka dagegen wird in Gegenwart der Gäste stets besonders zärtlich gegen Mimi und geht gern Arm in Arm mit einem anderen Mädchen im Zimmer hin und her. Ljubotschka lacht furchtbar viel, bisweilen fuchtelt sie, wenn sie einen Lachanfall bekommt, mit den Händen und läuft im Zimmer hin und her; Katjenka dagegen hält das Taschentuch oder die Hände vor den Mund, wenn sie lachen will. Ljubotschka sitzt immer grade und geht mit herabhängenden Armen; Katjenka hält den Kopf ein wenig nach der Seite geneigt und geht mit gekreuzten Armen. Ljubotschka ist immer ungeheuer froh, wenn sie mit einem erwachsenen Mann sprechen kann und sagt, sie heirathe unbedingt einen Husaren; Katjenka aber sagt, alle Männer seien ihr abscheulich, sie werde nie heirathen und sie wird eine ganz andere, als fürchte sie etwas, wenn ein Mann mit ihr spricht. Ljubotschka ist immer böse mit Mimi, weil sie sich so schnüren soll, daß „ihr der Athem vergeht" und ißt gern gut; Katjenka dagegen steckt häufig den Finger unter den Besatz ihres Kleides, um uns zu zeigen, wie weit es ihr ist und genießt außerordentlich wenig. Ljubotschka zeichnet mit Vorliebe Köpfe; Katjenka zeichnet nur Blumen und Schmetterlinge. Ljubotschka spielt sehr sauber die Concerte von Field, einige Sonaten von Beethoven; Katjenka spielt

Variationen und Walzer, verschleppt das Tempo, paukt, drückt ewig Pedal, und schlägt, ehe sie etwas zu spielen beginnt, mit Gefühl drei Accorde arpeggio an.

Aber Katjenka ist, nach meiner Meinung von damals, mehr einer Großen ähnlich, und darum gefällt sie mir weit besser.

XXII.

Papa.

Papa ist besonders heiter, seitdem Wolodja in die Universität eingetreten ist, und kommt häufiger als gewöhnlich zur Großmama zu Mittag. Im übrigen liegt der Grund seiner Heiterkeit, wie ich von Nikolaj erfahren habe, darin, daß er in letzter Zeit außerordentlich viel gewonnen hat. Es kommt sogar vor, daß er Abends vor dem Club zu uns herankommt, sich an's Klavier setzt, uns im Kreise aufstellen heißt und Zigeunerlieder singt, wobei er mit seinen weichen Stiefeln den Tact schlägt (Absätze kann er nicht leiden und trägt er nie). Und man muß dann das komische Entzücken seines Lieblings Ljubotschka ansehen, die wiederum ihn vergöttert. Bisweilen kommt er in das Unterrichtszimmer und hört mit ernster Miene zu, wie ich die Aufgaben hersage, aber an einigen Wörtern, durch die er mich verbessern will, merke ich, daß er schlecht Bescheid weiß in Dem, worin ich unterrichtet werde. Bisweilen blinzelt er leise und macht uns Zeichen, wenn die Großmama ohne Grund zu brummen und auf alle zu schelten beginnt. „Nun, heute haben wir es bekommen, Kinder", sagt er dann. Ueberhaupt steigt er allmählich in meinen Augen von der unerreichbaren Höhe herab, auf

die ihn die kindliche Einbildungskraft gestellt hat. Ich küsse mit demselben innigen Gefühl der Liebe und Verehrung seine große weiße Hand, aber ich erlaube mir schon über ihn nachzudenken, seine Handlungen zu beurtheilen, und es kommen mir über ihn unwillkürlich Gedanken, deren bloße Möglichkeit mich erschreckt. Nie werde ich einen Fall vergessen, der mir viele solcher Gedanken eingegeben und mir viele seelische Leiden bereitet hat.

Einmal kam er am späten Abend in schwarzem Frack und weißer Weste ins Gastzimmer, um Wolodja, der sich gerade in seinem Zimmer ankleidete, auf den Ball mitzunehmen. Die Großmama wartete im Schlafzimmer auf ihn, damit er sich vorstelle (sie hatte die Gewohnheit ihn vor jedem Ball zu sich kommen zu lassen, um ihm ihren Segen zu geben, ihn zu mustern und ihm Weisungen mitzugeben). Im Prunkzimmer, das nur von einer Lampe erhellt war, gingen Mimi und Katjenka hin und her, Ljubotschka saß am Klavier und übte das zweite Concert von Field, Mamans Lieblingsstück.

Nie habe ich bei irgend welchen Menschen eine solche Familienähnlichkeit gefunden, wie zwischen unserer Schwester und Maman. Diese Aehnlichkeit lag nicht im Gesicht, nicht in der Figur, sondern in etwas Ungreifbarem: in den Armen, in der Art zu gehen, besonders aber in der Stimme und in gewissen Ausdrücken. Wenn Ljubotschka böse war und sagte: „eine ganze Ewigkeit dauert's", so sprach sie die Worte: „ganze Ewigkeit", die auch Maman oft zu gebrauchen pflegte, mit solchem Ausdruck, daß man ihr eigenthümlich gedehntes „Ganze Ewigkeit" zu hören glaubte; aber noch außerordentlicher war diese Aehnlichkeit im Klavierspiel und in allen Hantirungen dabei: sie ordnete

ganz ebenso das Kleid, sie blätterte ganz ebenso mit der linken Hand von oben die Noten um, sie schlug ebenso im Aerger mit der Faust auf die Tasten, wenn ihr eine schwere Passage nicht bald gelingen wollte und sagte dabei: „ach, du lieber Gott!"; es war dieselbe unbeschreibliche Zartheit und Sauberkeit des Spiels, des schönen Field'schen Spiels, das man so zutreffend jeu perlé genannt hat, und dessen Zauber die Kunststücke der neueren Klaviervirtuosen nicht vergessen machen können.

Papa kam mit schnellen kurzen Schritten ins Zimmer und trat an Ljubotschka heran, die ihr Spiel bei seinem Anblick abgebrochen hatte.

— Spiele nur, spiele nur weiter, Ljuba, sagte er und hieß sie sitzen bleiben, du weißt wie gern ich dir zuhöre . . .

Ljubotschka spielte weiter, und Papa saß lange, die Stirn in die Hand gestützt, ihr gegenüber; dann zog er heftig die Schultern in die Höhe, stand auf und ging im Zimmer auf und nieder. Wenn er an das Klavier kam, machte er jedesmal Halt und sah Ljubotschka lange starr an. An seinen Bewegungen und seinem Gange, sah ich, daß er erregt war. Er war einige mal im Zimmer hin- und hergegangen; als er wieder an Ljubotschkas Stuhle stehen blieb, küßte er sie auf das dunkle Haar, dann wandte er sich schnell um und ging wieder hin und her. Als Ljubotschka zu Ende gespielt hatte und auf ihn zuging mit der Frage: „war's gut?", nahm er schweigend ihren Kopf in beide Hände und küßte sie auf Stirn und Augen mit solcher Zärtlichkeit, wie ich sie nie bei ihm gesehen hatte.

— Ach, du lieber Gott! du weinst! sagte plötzlich Ljubotschka, ließ seine Uhrkette los und heftete ihre großen erstaunten Augen auf sein Gesicht. Verzeih' mir, Herzens-

papa, ich habe ganz vergessen, daß das Mamans Lieblingsstück war.

— Nicht doch, mein Kind, spiele es nur öfter, sagte er mit erregt zitternder Stimme, wüßtest du, wie wohl es mir thut, mit dir zu weinen . . .

Er küßte sie noch einmal, zog, als ob er seine innere Erregung niederkämpfen wollte, die Schultern in die Höhe und ging durch die Thür, die über den Corridor führte, in Wolodjas Zimmer.

— Woldemar! bald fertig? rief er, mitten im Corridor Halt machend. In diesem Augenblick ging Mascha, das Dienstmädchen, an ihm vorüber; als sie den Herrn erblickte, schlug sie die Augen nieder und wollte ihm ausweichen. Er hieß sie stehen bleiben. — Du wirst immer schöner, sagte er, zu ihr geneigt.

Mascha erröthete und senkte den Kopf noch tiefer. Bitte, flüsterte sie.

— Woldemar, nun bald fertig? wiederholte Papa die Achsel zuckend und hüstelnd, als Mascha vorüber war und er mich erblickte . . .

Ich liebe meinen Vater, aber der Verstand führt ein vom Herzen unabhängiges Leben und birgt häufig Gedanken, die das Gefühl beleidigen, die ihm unbegreiflich und grausam sind. Und solche Gedanken kommen mir, so sehr ich mich auch mühe, sie abzuweisen . . . .

XXIII.

Großmama.

Großmama wird von Tag zu Tage schwächer, ihre Klingel, die Stimme der brummigen Gascha, das Thür-

schlagen ist immer häufiger in ihrem Zimmer zu hören, und sie empfängt uns nicht mehr im Arbeitszimmer, im Voltairestuhl, sondern im Schlafzimmer, in dem hohen Bett mit den spitzenbesetzten Kissen. Wenn ich ihr „guten Tag" sage, bemerke ich auf ihrer Hand eine blaßgelbe glänzende Geschwulst und in ihrem Zimmer den dumpfigen Geruch, den ich vor fünf Jahren in Mamans Zimmer empfunden habe. Der Arzt besucht sie dreimal am Tage, und es haben schon mehrere Consultationen stattgefunden. Aber ihr Character, das stolze und steif-förmliche Benehmen gegen alle Hausleute, besonders aber gegen Papa, sind ganz wie früher; sie dehnt ganz ebenso die Worte und zieht die Brauen in die Höhe, wenn sie „mein Lieber" sagt.

Aber seit einigen Tagen läßt man uns nicht mehr zu ihr, und an einem Morgen, in der Zeit, wo wir Unterricht zu haben pflegten, macht mir St. Jérôme den Vorschlag, mit Ljubotschka und Katjenka spazieren zu fahren. Obgleich ich beim Besteigen des Schlittens bemerke, daß die Straße vor Großmamas Fenstern mit Stroh belegt ist und daß Männer in langen blauen Mänteln an unserem Thor stehen, kann ich es mir doch auf keine Weise erklären, weshalb man uns zu so ungelegener Zeit spazieren fahren läßt. Während der ganzen Spazierfahrt befanden wir uns, Ljubotschka und ich — ich weiß nicht warum — in der besonders heiteren Gemüthsstimmung, in der jeder gewöhnliche Zufall, jedes Wort, jede Bewegung zum Lachen reizt.

Ein Straßenverkäufer faßt seine Mulde und rennt im Trab über die Straße — wir lachen. Der zerlumpte Wanjka schwingt die Enden der Zügel und jagt im Galopp unserem Schlitten nach — wir kichern. Philipp's Peitsche

verhedderte sich am Gestell des Schlittens; er dreht sich um und sagt: „ach was!“ — wir bersten vor Lachen. Mimi sagt unwillig, nur Narren lachen ohne Grund, und Ljubotschka sieht mich, ganz roth von der Anstrengung des unterdrückten Lachens, von unten herauf an. Unsere Blicke begegnen sich, und wir brechen in ein solches homerisches Gelächter aus, daß uns die Thränen in die Augen treten und wir die Anfälle des Lachens, das uns zu ersticken droht, nicht mehr zurückhalten können. Kaum haben wir uns ein wenig beruhigt, blicke ich wieder Ljubotschka an und sage ein Lieblingswörtchen, das seit einiger Zeit bei uns in Mode ist und das stets Lachen hervorruft, und wir platzen wieder los.

Da wir uns auf der Rückkehr dem Hause nähern, will ich eben den Mund öffnen, um Ljubotschka ein Gesicht zu schneiden, als mein Auge auf einen schwarzen Sargdeckel fällt, der an einen Thürflügel unserer Unterfahrt gelehnt ist, und mein Mund bleibt starr in derselben verzerrten Stellung.

— Votre grand'mère est morte! sagt St. Jérôme uns bleich entgegenkommend.

Solange die Leiche der Großmutter im Hause steht, empfinde ich das drückende Gefühl der Todesangst, d. h. der todte Körper erinnert mich lebhaft und unangenehm daran, daß auch ich einmal sterben muß, ein Gefühl, das man gewöhnlich mit der Trauer verwechselt. Ich trauere nicht um die Großmutter, es giebt kaum Jemanden, der aufrichtig um sie trauert. Obgleich das Haus von Trauergästen überfüllt ist, beweint doch Niemand ihren Tod, eine Person ausgenommen, deren rasender Schmerz mich in unbeschreibliches Erstaunen setzt. Diese eine Person ist

Gascha, das Dienstmädchen. Sie geht in die Bodenkammer, schließt sich dort ein, weint unaufhörlich, verwünscht ihr Dasein, rauft sich die Haare, hört auf kein Zureden und sagt, der Tod allein könne ihr Trost sein nach dem Verlust der geliebten Herrin.

Ich wiederhole, die Unwahrscheinlichkeit ist in Sachen des Gefühls das sicherste Merkmal der Wahrheit.

Die Großmama ist nicht mehr, aber noch lebt in unserem Hause die Erinnerung an sie, noch ist sie der Gegenstand unserer Gespräche. Diese Gespräche betreffen vornehmlich das Testament, das sie vor ihrem Hinscheiden gemacht hat und das Niemand kennt, außer ihrem Busenfreunde, dem Fürsten Iwan Iwanowitsch. Unter den Leuten der Großmama beobachte ich eine gewisse Aufregung, höre ich häufig Verhandlungen darüber, an wen jeder von ihnen übergehen wird und unwillkürlich — ich gestehe es — denke ich mit Freuden daran, daß wir eine Erbschaft antreten.

Sechs Wochen später erzählt mir Nikolaj, der damals das lebendige Tageblatt unseres Hauses war, die Großmutter habe ihr ganzes Vermögen Ljubotschka hinterlassen, und die Vormundschaft bis zu ihrer Verheirathung nicht Papa, sondern dem Fürsten Iwan Iwanowitsch übertragen.

XXIV.

Ich.

Bis zu meinem Eintritt in die Universität sind nur noch wenige Monate. Ich mache Fortschritte. Ich erwarte nicht nur meine Lehrer ohne Angst, ich empfinde sogar Vergnügen am Lernen.

Es ist mir ein Genuß klar und deutlich die gelernte Lection herzusagen. Ich bereite mich für die mathemathische Fakultät vor. Die Wahl habe ich — die Wahrheit zu sagen — einzig und allein deshalb getroffen, weil mir die Wörter: Sinus, Tangens, Differential, Integral u. s. w. außerordentlich gefallen.

Ich bin bedeutend kleiner als Wolodja, breitschultrig, fleischig und häßlich wie früher, das macht mir auch wie früher Qual. Ich suche als Original zu erscheinen. Eines gewährt mir Trost: das nämlich, daß Papa einmal von mir gesagt hat, ich habe „eine kluge Fratze“ und ich glaube fest daran.

St. Jérôme ist mit mir zufrieden und lobt mich, und ich hasse ihn nicht nur nicht mehr, es kommt mir sogar manchmal, wenn er sagt, daß es bei meinen Fähigkeiten, bei meinem Verstande eine Schande sei dies oder jenes nicht zu thun, vor, als ob ich ihn liebte.

Meine Beobachtungen im Mädchenzimmer haben schon lange ein Ende genommen. Ich schäme mich an der Thür zu lauschen, überdies hat auch die Ueberzeugung, daß Mascha Wassilij liebt — ich muß es eingestehen — mich ein wenig abgekühlt. Endgültig heilt mich von dieser unglückseligen Leidenschaft Wassilijs Heirath, zu der ich selbst auf seine Bitte Papas Erlaubniß einhole.

Da das junge Paar mit einer Schale Confect zu Papa kommt, um ihm zu danken, und Mascha in dem Häubchen mit den blauen Schleifen auch uns allen, Gott weiß wofür, dankt und jeden von uns auf die Schulter küßt, empfinde ich nichts als den Duft der Rosenpomade in ihrem Haar, aber nicht die geringste Erregung.

Ich fange überhaupt an langsam die Fehler meines

Knabenalters abzulegen, außer dem einen Hauptfehler, der mir noch viel Schlimmes im Leben zufügen sollte, — der Neigung zu philosophischen Betrachtungen.

XXV.

Die Freunde Wolodjas.

Obgleich ich im Kreise von Wolodjas Bekannten eine Rolle spielte, die meine Eigenliebe kränkte, saß ich doch gern in seinem Zimmer, wenn Gäste bei ihm waren, und beobachtete schweigend alles, was dort vorging. Am häufigsten besuchten Wolodja der Adjutant Dubkow und der Student Fürst Nechljudow. Dubkow war klein, nervig, brünett, er stand nicht mehr in der ersten Jugend und war ein wenig niederbeinig, aber nicht häßlich und immer vergnügt. Er gehörte zu den beschränkten Menschen, die gerade durch ihre Beschränktheit angenehm sind, die nicht im Stande sind die Dinge von verschiedenen Seiten zu betrachten und die ewig begeistert sind. Die Ansichten dieser Menschen pflegen einseitig, aber stets aufrichtig und voll Begeisterung zu sein. Selbst ihr engherziger Egoismus erscheint verzeihlich und liebenswürdig.

Außerdem hatte Dubkow für Wolodja und mich den doppelten Zauber — eines militairischen Aeußern und vor allem eines Alters, mit dem junge Leute die Gewohnheit haben den Begriff der Wohlanständigkeit (comme il faut) zu verbinden, die man in diesen Jahren sehr hoch schätzt. Uebrigens war Dubkow in der That das, was man „un homme comme il faut“ nennt. Das Einzige, was ich unangenehm empfand, war, daß Wolodja sich manchmal vor

ihm zu schämen schien: wegen meiner harmlosen Handlungen, und am meisten wegen meiner Jugend.

Nechljudow war nicht hübsch; die kleinen grauen Augen, die niedrige steile Stirn, die unverhältnißmäßige Länge der Arme und Beine konnte man nicht schöne Züge nennen. Hübsch war an ihm nur die außerordentlich hohe Gestalt, die zarte Gesichtsfarbe und die schönen Zähne. Aber dieses Gesicht erhielt einen so originellen und energischen Charakter durch die schmalen glänzenden Augen und den wechselnden bald strengen, bald kindlich-harmlosen Ausdruck des Lachens, daß man ihn nicht übersehen konnte.

Er war offenbar sehr scheuer Natur, denn jede Kleinigkeit machte ihn bis über die Ohren erröthen, aber seine Schüchternheit glich nicht der meinigen. Je mehr er erröthete, desto mehr Entschlossenheit drückte sein Gesicht aus. Als ärgerte er sich selber über seine Schwäche.

Obgleich er sehr freundschaftlich mit Dubkow und Wolodja zu stehen schien, merkte man doch, daß nur der Zufall ihn mit ihnen vereinigt hatte. Ihre Anschauungen waren grundverschieden. Wolodja und Dubkow schienen allem aus dem Wege zu gehen, was wie ernste Betrachtungen und Empfindsamkeit aussah; Nechljudow dagegen war im höchsten Grade Enthusiast und ließ sich, allen Spötteleien zum Trotz, oft in Betrachtungen über philosophische Fragen und Empfindungen ein. Wolodja und Dubkow sprachen gern von dem Gegenstand ihrer Liebe (und sie pflegten eines schönen Tags in mehrere verliebt zu sein oder gar beide in ein und dieselbe); Nechljudow dagegen war immer ernsthaft böse, wenn man auf seine Liebe zu der „Rothen“ anspielte.

Wolodja und Dubkow erlaubten sich häufig liebevoll

über ihre Angehörigen zu spötteln; Nechljudow konnte außer sich gerathen, wenn man auf seine Tante, für die er eine Art begeisterte Vergötterung empfand, mit einem ungünstigen Worte anspielte. Wolodja und Dubkow gingen nach dem Abendbrod ohne Nechljudow fort und nannten ihn das „keusche Mädchen".

Fürst Nechljudow fiel mir vom ersten Augenblick durch die Art seines Sprechens und durch sein Aeußeres auf. Aber trotzdem ich in seinen Anschauungen viel Gemeinsames mit meinen eigenen fand — oder vielleicht gerade deshalb — war das Gefühl, das er mir einflößte, als ich ihn zum ersten Male sah, durchaus kein freundliches.

Mir mißfiel sein stechender Blick, seine entschiedene Stimme, sein stolzes Aussehen, noch mehr aber die völlige Gleichgültigkeit, die er mir bezeigte. Oft überkam mich während des Gesprächs eine furchtbare Lust ihm zu widersprechen; um ihn für seinen Stolz zu strafen, wollte ich ihn mit meinen Einwürfen besiegen, ihm beweisen, daß ich klug bin, wenn er mir auch keine Aufmerksamkeit zu schenken beliebe. Scham hielt mich davon zurück.

XXVI.

Betrachtungen.

Wolodja lag langgestreckt auf dem Sopha, den Kopf in die Hand gestützt, und las einen französischen Roman, als ich wie gewöhnlich nach dem Nachmittagsunterricht zu ihm ins Zimmer trat. Er erhob einen Augenblick den Kopf, um mir einen Blick zuzuwerfen, und las ruhig weiter — es war die einfachste und natürlichste Geberde, und doch machte sie mich erröthen. Mir schien, als drückte

sein Blick die Frage aus, wozu ich hierher gekommen sei, und das schnelle Zurückwenden des Kopfes den Wunsch, mir die Bedeutung des Blicks zu verbergen. Diese Neigung, der allereinfachsten Geberde eine Bedeutung beizulegen, war der bezeichnendste Zug meines Wesens in diesem Alter. Ich ging an den Tisch und nahm auch ein Buch; aber ehe ich zu lesen begann, fiel mir ein, es sei doch lächerlich, daß wir, wo wir uns den ganzen Tag nicht gesehen hatten, kein Wort mit einander sprechen sollten.

— Sag, bleibst du heute Abend zu Hause?

— Ich weiß nicht, warum?

— So, sagte ich, und da ich sah, daß das Gespräch nicht recht in Gang kommen wollte, nahm ich mein Buch und begann zu lesen.

Sonderbar, daß wir unter vier Augen ganze Stunden schweigend zubringen konnten, und daß die Anwesenheit einer dritten Person, selbst einer schweigsamen, genügte, um uns zu den interessantesten Unterhaltungen anzuregen. Wir empfanden, daß wir einander zu genau kennen. Und zu viel oder zu wenig einander kennen verhindert gleicher Weise die Annäherung.

— Wolodja zu Hause? ließ sich Dubkows Stimme im Vorzimmer hören.

— Ja, sagte Wolodja, nahm die Füße herunter und legte das Buch auf den Tisch.

Dubkow und Nechljudow traten in Mantel und Hut ein.

— Wie ist's, kommst Du mit ins Theater, Wolodja?

— Nein, ich habe keine Zeit, antwortete Wolodja erröthend.

— Ach was! komm' doch mit!

— Ich habe ja auch kein Billet.

— Billets, soviel Du willst an der Kasse.

— Warte, ich komme sofort, antwortete Wolodja ausweichend, zuckte die Achseln und ging hinaus.

Ich wußte, daß Wolodja sehr gern ins Theater gegangen wäre, wozu ihn Dubkow aufforderte, daß er nur nein sagte, weil er kein Geld hatte, und daß er hinausgegangen war, um bei dem Hausmeister fünf Rubel bis zum nächsten Monatsgeld zu leihen.

— Guten Tag, Diplomat! sagte Dubkow und reichte mir die Hand.

Wolodjas Freunde nannten mich „Diplomat", weil die selige Großmama eines Nachmittags, als man sich über unsere Zukunft unterhielt, in ihrer Gegenwart gesagt hatte, Wolodja müsse Soldat werden, und mich hoffe sie als Diplomat im schwarzen Rock und à la coq Scheitel zu sehen, der nach ihrer Ansicht die nothwendige Vorbedingung für den diplomatischen Beruf war.

— Wo ist Wolodja hingegangen? fragte mich Nechljudow.

— Ich weiß nicht, antwortete ich und erröthete bei dem Gedanken, daß sie wahrscheinlich errathen haben, wozu er hinausgegangen war.

— Er hat gewiß kein Geld! Nicht wahr? O, Diplomat! fügte er bekräftigend hinzu und mein Lächeln deutend. — Ich habe auch kein Geld, hast du welches, Dubkow?

— Will sehen, sagte Dubkow, zog seine Börse und suchte mit seinen kurzen Fingern mit großer Sorgfalt einige kleine Münze hervor. — Ein Fünfer, ein Zwanziger, und hui! sagte er, mit einer komischen Handbewegung.

In diesem Augenblick trat Wolodja ins Zimmer.

— Nun, gehen wir?

— Nein.

— Du bist lächerlich! sagte Nechljudow, warum sagst du denn nicht, daß du kein Geld hast. Nimm mein Billet, wenn du willst.

— Und du?

— Er wird zu seinen Cousinen in die Loge gehen, sagte Dubkow.

— Nein, ich gehe überhaupt nicht.

— Warum?

— Du weißt, ich sitze nicht gern in der Loge.

— Warum?

— Ich thue es nicht gern; es ist mir da nicht behaglich.

— Immer die alte Geschichte! Ich begreife nicht, wie es dir dort nicht behaglich sein kann, wo dich alle gern haben. Das ist lächerlich, mon cher!

— Was soll ich thun, si je suis timide! Ich bin überzeugt, du bist in deinem ganzen Leben niemals roth geworden und ich erröthe alle Minute bei der geringsten Kleinigkeit! sagte er auch in diesem Augenblick erröthend.

— Savez-vous, d'où vient votre timidité? . . d'un excès d'amour propre, mon cher! sagte Dubkow in herablassendem Tone.

— Wo ist hier ein Excès d'amour propre! antwortete Nechljudow auf's Tiefste getroffen. Im Gegentheil, meine Schamhaftigkeit kommt daher, daß ich zu wenig amour propre habe; im Gegentheil, ich glaube immer, daß ich nicht anziehend, daß ich langweilig bin . . und daher . . .

— Mach dich fertig, Wolodja! sagte Dubkow, faßte ihn bei den Schultern und zog ihm den Rock ab. — Ignat, der junge Herr will sich anziehen.

— Und daher kommt es oft bei mir vor . . . fuhr Nechljudow fort.

Aber Dubkow hörte ihm nicht mehr zu. „Trala—la—la—tralala" sang er.

— Wir sind noch nicht fertig, sagte Nechljudow, ich werde dir beweisen, daß die Schamhaftigkeit keineswegs der Eigenliebe entspringt.

— Beweise es unterwegs.

— Ich habe schon gesagt, ich fahre nicht mit.

— Nun, so bleibe hier und beweise es dem Diplomaten. Wenn wir zurückkommen, wird er es uns wiedererzählen.

— Ich werde es auch beweisen, versetzte Nechljudow mit kindischem Eigensinn, aber kommt nur bald zurück.

— Wie denken Sie: leide ich an Eigenliebe? sagte er sich zu mir setzend.

Obgleich ich mir darüber eine feste Meinung gebildet hatte, war ich durch die unerwartete Frage so eingeschüchtert, daß ich ihm nicht sogleich antworten konnte.

— Ich glaube, ja, sagte ich; ich fühlte, wie meine Stimme zitterte und eine Röthe mein Gesicht bedeckte bei dem Gedanken, daß der Augenblick gekommen sei, ihm zu beweisen, daß ich klug sei, ich glaube, jeder Mensch besitzt Eigenliebe, und alles, was der Mensch auch immer thue — alles geschieht aus Eigenliebe.

— Was ist denn nun eigentlich nach Ihrer Ansicht Eigenliebe? sagte Nechljudow mit einem, wie mir schien, etwas verächtlichen Lächeln.

— Eigenliebe, sagte ich, ist die Ueberzeugung, daß ich der beste und klügste von allen Menschen bin.

— Ja, aber wie können alle diese Ueberzeugung haben?

— Wie es damit ist, weiß ich nicht, aber Niemand außer mir gesteht es ein; ich bin überzeugt, daß ich der klügste Mensch in der Welt bin und glaube fest, daß auch Sie das von sich glauben.

— Nein, ich würde von mir selbst zuerst gestehen, daß ich Menschen begegnet bin, die ich für klüger hielt als mich, sagte Nechljudow.

— Nicht möglich, antwortete ich mit Ueberzeugung.

— Denken Sie in der That so? sagte Nechljudow, mich scharf ansehend.

— Im Ernst, antwortete ich.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke, den ich auch sofort aussprach.

— Ich will Ihnen das beweisen. Weshalb lieben wir uns selbst mehr als die andern? . . Weil wir uns für besser halten, als die andern, für liebenswerther. Würden wir die andern für besser halten, als uns, so würden wir sie auch mehr lieben als uns, und das kommt nie vor. Und wenn es auch vorkommt, ich habe trotzdem recht, fügte ich mit einem unwillkürlichen Lächeln der Selbstzufriedenheit hinzu.

Nechljudow schwieg eine Weile.

— Wissen Sie, ich habe gar nicht geglaubt, daß Sie so klug sind! sagte er mit einem so gutmüthigen, lieben Lächeln zu mir, daß ich mir plötzlich außerordentlich glücklich vorkam.

Das Lob wirkt so mächtig nicht nur auf das Gefühl, sondern auch auf den Verstand des Menschen, daß ich unter

seinem angenehmen Eindruck glaubte, bedeutend klüger geworden zu sein, und die Gedanken strömten mir einer nach dem anderen mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ins Gehirn. Von der Eigenliebe gingen wir unmerklich auf die Liebe über, und bei diesem Gegenstand schien das Gespräch unerschöpflich zu sein. Hätten unsere Betrachtungen einem fremden Zuhörer auch als vollkommener Unsinn erscheinen können — so unklar und einseitig waren sie — für uns hatten sie eine hohe Bedeutung. Unsere Seelen waren so schön gleichgestimmt, daß die leiseste Berührung einer Saite des Einen einen Widerhall in dem Anderen weckte. Wir fanden Genuß an diesem Zusammenklang der verschiedenen Saiten, die wir im Gespräch anschlugen. Es war uns, als fehlten uns die Worte und die Zeit, um uns gegenseitig alle die Gedanken auszudrücken, die hinausbegehrten.

XXVII.

Anfang der Freundschaft.

Von dieser Zeit an bildeten sich zwischen mir und Dmitrij Nechljudow recht sonderbare, aber außerordentlich angenehme Beziehungen. In Gegenwart von Fremden schenkte er mir beinahe gar keine Aufmerksamkeit, aber so oft wir allein waren, setzten wir uns in eine gemüthliche Ecke und begannen unsere Betrachtungen, vergaßen alles um uns her und merkten gar nicht, wie die Zeit vorüberging.

Wir sprachen von der Zukunft, von den Künsten, vom Dienst, von der Heirath, von der Erziehung der Kinder — und es fiel uns nie ein, daß alles, was wir sprachen, die furchtbarsten Albernheiten waren. Es fiel uns darum

nicht ein, weil diese Albernheiten, die wir sprachen, vernünftige und angenehme Albernheiten waren; und in der Jugend schätzt man noch die Vernunft, glaubt man noch an sie. In der Jugend sind alle Kräfte der Seele auf die Zukunft gerichtet, und diese Zukunft nimmt unter dem Einfluß der Hoffnung, die nicht auf der Erfahrung der Vergangenheit, sondern auf der eingebildeten Möglichkeit des Glücks beruht, so mannigfaltige, lebendige und bezaubernde Formen an, daß schon der Begriff und die Mittheilung der Träume von zukünftigem Glück ein wirkliches Glück dieses Alters bildet. In den methaphysischen Betrachtungen, die zu den Hauptgegenständen unserer Gespräche gehörten, war mir der Augenblick besonders lieb, wo die Gedanken schneller und schneller auf einander folgen, immer abstracter, immer abstracter werden — und endlich einen solchen Grad von Nebelhaftigkeit erreichen, daß man die Möglichkeit verliert sie in Worte zu fassen und in dem Glauben das auszusprechen was, man denkt, etwas ganz anderes sagt. Mir war der Augenblick besonders lieb, wo man, immer höher und höher in das Reich des Denkens emporsteigend, plötzlich seine ganze Unendlichkeit erkennt und die Unmöglichkeit eines Weitervordringens einsieht.

Einmal, in der Fastnachtszeit, war Nechljudow von verschiedenen Vergnügungen so in Anspruch genommen, daß er, obgleich er mehrere mal am Tage zu uns kam, nicht ein einziges Mal mit mir sprach, und das kränkte mich so, daß ich ihn wieder für einen stolzen abstoßenden Menschen hielt Ich wartete auf die Gelegenheit ihm zu zeigen, daß ich mir nichts aus seiner Gesellschaft mache, und daß ich nicht die geringste Zuneigung zu ihm hätte.

Das erste Mal, als er nach Fastnacht wieder mit mir

plaudern wollte, sagte ich, ich müsse arbeiten und ging hinauf; eine viertel Stunde später öffnete sich die Thür des Unterrichtszimmers, und Nechljudow trat auf mich zu.

— Störe ich Sie? sagte er.

— Nein, antwortete ich, obgleich ich Lust hatte zu sagen, daß ich wirklich beschäftigt bin.

— Warum sind Sie dann von Wolodja fortgegangen? Wir haben doch schon so lange nicht philosophirt. Und ich bin schon so daran gewöhnt, daß mir ist, als fehlte mir etwas.

Mein Aerger verschwand im Augenblick, und Dmitrij war wieder in meinen Augen derselbe gute und liebe Mensch.

— Sie wissen es gewiß, warum ich fortgegangen bin? sagte ich.

— Kann sein, antwortete er und setzte sich neben mich, aber wenn ich es auch errathe, so kann ich doch nicht aussprechen warum, Sie aber können es, sagte er.

— Und ich will es auch aussprechen: ich bin deshalb fortgegangen, weil ich auf Sie böse war . . . nein, nicht böse, aber ich war gekränkt. Gerade heraus: ich fürchte immer, Sie verachten mich, weil ich noch sehr jung bin.

— Wissen Sie, wie es kam, daß wir uns so an einander angeschlossen haben, sagte er, mit einem gutmüthigen und klugen Blicke auf mein Bekenntniß antwortend, daß ich Sie lieber habe, als Menschen, mit welchen ich mehr bekannt bin und mit welchen ich mehr Gemeinsames habe? Mir war es sofort klar. Sie haben eine wundervolle seltene Eigenschaft — Aufrichtigkeit.

— Ja, ich spreche immer das aus, was ich mich zu

bekennen schäme, antwortete ich zustimmend, aber nur denjenigen gegenüber, denen ich vertraue.

— Nun denn, um einem Menschen zu vertrauen, muß man mit ihm in enger Freundschaft leben, und wir sind noch keine Freunde, Nicolas; erinnern Sie sich, was wir von der Freundschaft gesagt haben: um wahre Freunde zu werden, muß man Vertrauen zu einander haben.

— Das Vertrauen, daß Sie das, was ich Ihnen sage, Niemandem wieder sagen . . und die wichtigsten interessantesten Gedanken sind doch die, die wir um Nichts in der Welt andern Menschen mittheilen.

Und was für häßliche Gedanken sind das! so niedrige Gedanken, daß sie — wüßten wir, daß wir uns zu ihnen bekennen müßten — nie wagen würden uns in den Sinn zu kommen.

— Wissen Sie, was für ein Gedanke mir kommt, Nicolas? fügte er hinzu, erhob sich vom Stuhl und rieb sich lächelnd die Hände. — Führen wir das aus und Sie werden sehen, wie nützlich es für uns beide sein wird: geben wir uns das Wort einander alles offen zu bekennen. So werden wir einander kennen, ohne uns zu schämen; und um keinen Fremden zu fürchten, geben wir uns das Wort, nie mit irgend Jemandem über irgend Etwas von einander zu sprechen. Führen wir das aus.

— Einverstanden, sagte ich.

Und wir führten das wirklich aus. Was daraus folgte, erzähle ich später.

Karr sagt, bei jeder Neigung giebt es zwei Parteien: die eine liebt, die andere läßt sich lieben, die eine küßt, die andere reicht die Wange hin. Das ist ganz richtig; in unserer Freundschaft war ich der Küssende und

Dmitrij der, welcher die Wange reichte; aber auch er war bereit mich zu küssen. Wir liebten gleichmäßig, weil wir uns gegenseitig kannten und einander schätzten; aber das verhinderte nicht, daß er Einfluß auf mich übte, und ich mich ihm unterordnete.

Es versteht sich von selbst, daß ich unter Nechljudows Einfluß mir auch unwillkürlich seine Lebensanschauungen aneignete, deren Kern die begeisterte Verehrung des Ideals der Tugend bildete und die Ueberzeugung, daß die Bestimmung des Menschen eine stetige Vervollkommnung sei. Die ganze Menschheit zu bessern, alle Mängel und Leiden der Menschen zu tilgen, erschien mir damals als etwas Erreichbares, — sehr leicht und einfach schien mir die Möglichkeit mich selbst zu bessern, mir alle Tugenden anzueignen und glücklich zu sein . . .

Uebrigens — Gott allein weiß, ob diese hochherzigen Träume der Jugend gar so lächerlich waren und wer die Schuld daran trägt, daß sie sich nicht verwirklicht haben? . .

Druck von Carl Wilhelmi in Insterburg.

Die Jünglingsjahre.

I.

Was ich als den Anfang der Jünglingsjahre betrachte.

Ich habe erzählt, daß meine Freundschaft mit Dmitrij mir eine neue Betrachtung des Lebens, seines Zweckes und seiner Beziehungen enthüllt hat. Das Wesentliche dieser Anschauung bestand in der Ueberzeugung, daß die Bestimmung des Menschen das Streben nach sittlicher Vervollkommnung sei, und daß diese Vervollkommnung leicht, möglich und unendlich sei. Aber bisher hatte ich mich nur an der Entdeckung der neuen Gedanken ergötzt, die aus dieser Ueberzeugung hervorgingen und an dem Entwurf glänzender Pläne einer sittlichen, thatenreichen Zukunft. Mein Leben aber floß ganz in der alten, kleinlichen, wirren und zwecklosen Ordnung hin.

Die tugendhaften Gedanken, die ich in den Gesprächen mit meinem vergötterten Freunde Dmitrij, dem „prächtigen Mitja", wie ich ihn bisweilen im leisen Gespräch mit mir selbst nannte, entwickelt hatte, gefielen bis dahin nur meinem Verstande, nicht meinem Gefühl. Aber es kam eine Zeit, wo diese Gedanken mit einer so frischen Kraft

einer moralischen Entdeckung meinen Geist erfaßten, daß ich erschrak, wenn ich überlegte, wie viel Zeit ich vergeudet hatte; und sofort, in demselben Augenblick wollte ich diese Gedanken ins Leben übertragen mit der festen Absicht, ihnen in Ewigkeit nicht ungetreu zu werden.

Von dieser Zeit zähle ich den Anfang meines Jünglingsalters. Ich stand damals im Ausgange meines sechzehnten Jahres. Die Lehrer kamen noch zu mir, St. Jérôme beaufsichtigte meinen Unterricht, und ich bereitete mich mit Widerwillen und Unlust für die Universität vor. Außer dem Unterricht bestanden meine Beschäftigungen: in einsamen, zusammenhanglosen Gedanken und Betrachtungen, im Turnen, in dem ich mich übte, um der stärkste Mann der Welt zu werden, im Hin- und Hergehen durch alle Zimmer ohne ein bestimmtes Ziel, besonders aber in dem Flur des Mädchenzimmers, und in einer fleißigen Benutzung des Spiegels, den ich übrigens stets mit dem schweren Gefühl der Niedergeschlagenheit, ja des Widerwillens verließ. Mein Aeußeres war nicht nur, wie ich mich überzeugte, nicht schön, ich konnte mich nicht einmal mit dem gewöhnlichen Troste in solchen Fällen trösten, ich konnte nicht sagen, daß ich ein ausdrucksvolles, kluges oder vornehmes Gesicht hätte. Das Ausdrucksvolle fehlte ganz — die allergewöhnlichsten, derbsten häßlichsten Züge: die Augen waren klein, grau und besonders, wenn ich in den Spiegel sah, eher dumm als klug. An Männlichkeit fehlte es noch mehr. Abgesehen davon, daß ich für meine Jahre nicht gerade klein an Wuchs und sehr stark war, waren alle Züge meines Gesichts weich, fade, ausdruckslos. Sogar das Vornehme fehlte ganz. Ja, mein Gesicht war vielmehr wie das eines gewöhnlichen Bauern, und ebenso

waren meine Füße und Hände groß, und das erschien mir damals als eine große Schande.

II.

Der Frühling.

In dem Jahre, in welchem ich meine Universitätsstudien begann, war die Osterwoche ziemlich spät im April, so daß die Examina auf St. Thomas angesetzt waren. Ich hätte in der Charwoche das Abendmahl nehmen und endgiltig mit meinen Vorbereitungen fertig sein müssen. Das Wetter war nach dem feuchten Schnee, von dem Karl Iwanowitsch zu sagen pflegte, der Sohn löse den Vater ab, seit drei Tagen windstill, warm und hell geworden. In den Straßen sah man kein Flöckchen Schnee mehr. Der schmutzige Teig hatte sich in ein nasses, glänzendes Pflaster und in reißende Rinnsale verwandelt. Von den Dächern thauten schon in der Sonne die letzten Tröpfchen; auf den Bäumen im Vorgärtchen setzten Knospen an. Auf dem Hofe führte ein trockener Pfad zu dem Stalle an dem häßlichen Düngerhaufen vorbei, und an der Flurtreppe grünte zwischen den Steinen moosiges Gras. Es war die besondere Zeit des Frühlings, die am mächtigsten auf die Seele des Menschen einwirkt. Ueberall glänzender, aber nicht heißer Sonnenschein, Bäche und Rinnsale, eine duftige Frische in der Luft, ein zartblauer Himmel mit langen durchsichtigen Wölkchen. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich glaube, in der großen Stadt ist der Eindruck dieser ersten Zeit des keimenden Lenzes noch eindrucksvoller und mächtiger — man sieht weniger, man ahnt destomehr. Ich stand in der Nähe

des Fensters, in welches die Morgensonne durch den doppelten Rahmen ihre feinstäubigen Strahlen auf den Boden meines mir unerträglich gewordenen Unterrichtszimmers warf, und versuchte auf der schwarzen Tafel eine endlose algebraische Gleichung zu lösen. In der einen Hand hielt ich die zerrissene lappige Algebra von Franke, in der andern ein kleines Stück Kreide, das mir schon beide Hände, das Gesicht und die Schöße meines Wamses beschmutzt hatte. Nikolaj hatte eine Schürze vorgebunden und die Aermel aufgestreift, er schlug an dem Fenster, das sich nach dem Vorgärtchen öffnete mit der Zange die Winterverklebung ab und zog die Nägel heraus. Seine Beschäftigung und der Lärm, den er machte, lenkten meine Aufmerksamkeit ab. Ueberdies war ich in schlechter, mißmüthiger Stimmung. Nichts wollte mir gelingen: ich machte einen Fehler im Anfang der Lösung, so daß ich wieder von vorn anfangen mußte. Ich ließ zweimal die Kreide fallen, ich fühlte, daß mein Gesicht und meine Hände schmutzig sind. Der Schwamm war verloren gegangen. Der Lärm, den Nikolaj machte, erschütterte in schmerzhafter Weise meine Nerven. Ich wollte mich ärgern und brummen; ich warf die Kreide fort, ließ die Rechnung und ging im Zimmer auf und ab. Da kam mir der Gedanke, daß wir heute zu beichten hätten, und daß wir uns alles Schlechten enthalten müßten, und ich verfiel plötzlich in einen seltsamen, sanften Gemüthszustand und trat zu Nikolaj heran.

— Erlaube', ich will Dir helfen, Nikolaj, sagte ich und bemühte mich, meiner Stimme den weichsten Ausdruck zu geben. Der Gedanke, daß ich gut handelte, indem ich meinen Aerger herunterwürgte und ihm half, bekräftigte

noch mehr in mir die milde Gemüthsstimmung. Die Verklebung war gelöst, die Nägel herausgezogen; aber obgleich Nikolaj mit aller Kraft an den Querbalken riß, gab der Rahmen nicht nach.

Geht der Rahmen jetzt auf einmal los, wenn ich mit ihm zusammen daran ziehe, dachte ich, so bedeutet das Sünde, und ich darf mich heute nicht mehr beschäftigen. Der Rahmen gab seitwärts nach und ging heraus.

— Wo soll ich ihn hintragen? fragte ich.

— Bitte, ich werde allein fertig werden, antwortete Nikolaj, offenbar verwundert und, wie mir schien, nicht zufrieden mit meinem Eifer. — Nur keine Unordnung machen, ich habe sie nach Nummern in die Kammer gelegt.

— Ich will ihn mir merken, sagte ich und hob den Rahmen in die Höhe.

Ich glaube, ich hätte gern gesehen, daß die Kammer zwei Werst weit gewesen wäre und der Fensterrahmen das Doppelte gewogen hätte. Ich wollte mich quälen, indem ich Nikolaj diesen Dienst erwies. Als ich ins Zimmer zurückkam, waren Ziegelsteinchen und Salzpyramidchen schon auf das Fensterbrett gelegt und Nikolaj fegte mit einem Flederwisch Sand und matte Fliegen durch das geöffnete Fenster. Die frische, würzige Luft drang ins Zimmer und füllte es ganz. Durch das Fenster tönte der Lärm der Stadt und das Zwitschern der Sperlinge im Vorgärtchen.

Alle Gegenstände waren hell beleuchtet. Das Zimmer erschien heiter. Ein leichter Frühlingswind bewegte die Blätter meiner Algebra und die Haare auf Nikolaj's Kopf. Ich trat ans Fenster, setzte mich hinauf, beugte mich hinaus in den Garten und versank in Gedanken.

Ein neues, ungewöhnlich starkes und angenehmes Gefühl drang plötzlich in meine Seele. Der feuchte Boden, an welchem hie und da hellgrüne Grasspitzen mit gelben Fädchen hervortraten, die in der Sonne glänzenden Rinnsale, in welchen Erdstückchen und Holzspänchen herumflogen, rothblühende Fliederstauden mit geschwollenen Knospen, die unmittelbar unter meinem Fenster schaukelten, das geschäftige Zwitschern der Vöglein, die sich auf diesem Strauch ihre Nahrung suchten, der schwärzliche Zaun, der von dem aufgelösten Schnee naß war, und vor Allem die duftige, feuchte Luft und die belebende Sonne sprachen mir eindringlich und deutlich von etwas Neuem und Schönem, das ich zwar nicht so wieder geben kann, wie es zu mir sprach, das ich mich aber bemühen will so wiederzugeben, wie ich es aufnahm. — Alles sprach mir von Schönheit, Glück und Tugend, sprach, daß eines und das Andere für mich leicht und erreichbar sei, daß das Eine ohne das Andere nicht sein könne, ja daß Schönheit, Glück und Tugend ein und dasselbe sei. „Wie habe ich das nicht begreifen können? Wie häßlich war ich vorher, wie gut und glücklich könnte ich, kann ich in der Zukunft sein! sagte ich zu mir selber, — nun heißt es schnell, schnell, in diesem Augenblick ein anderer Mensch werden, ein anderes Leben beginnen.“ Trotzdem saß ich noch lange auf dem Fenster in Gedanken versunken und that nichts. Habt ihr euch einmal in Sommerszeit am Tage bei dunkelem, regnerischem Wetter schlafen gelegt und habt ihr, bei Sonnenuntergang erwachend, die Augen geöffnet und in dem vergrößerten Viereck des Fensters hinter dem Linnenvorhang, der aufgebauscht gegen das Fensterbrett schlägt, die regenfeuchte, schattige Seite einer Lindenallee

und den feuchten Gartenpfad von grellen, schrägen Strahlen beleuchtet gesehen und plötzlich das fröhliche Leben der Vögel im Garten gehört und die Insekten, die in der vom Sonnenschein erhellten Fensteröffnung umher flattern gesehen, den Duft der regenfrischen Luft empfunden und gedacht: „Welch' eine Schande, einen solchen Abend zu verschlafen!" ohne eilig aufzuspringen, in den Garten zu rennen, um sich des Lebens zu freuen? Wenn ihr das erlebt habt, so habt ihr eine Vorstellung von dem mächtigen Gefühl, das ich in dieser Stunde empfand.

III.

Gedanken.

„Heute werde ich beichten und von allen Sünden rein sein, dachte ich, und dann werde ich nie mehr . . . (hier gedachte ich aller der Sünden, die mich besonders quälten.) Ich werde unbedingt jeden Sonntag in die Kirche gehen und dann noch eine ganze Stunde das Evangelium lesen, dann von dem „Wechsel", den ich jeden Monat bekommen, wenn ich in die Universität eintrete, unbedingt zwei und einhalb (ein Zehntel) den Armen geben und zwar so, daß es niemand erfährt und nicht etwa Bettlern. Ich will solche Arme, Waisen oder alte Frauen aufsuchen, von denen niemand etwas weiß.

„Ich werde mein besonderes Zimmer haben, gewiß das von St. Jérôme, und ich werde es selbst aufräumen und in bewunderungswürdiger Sauberkeit erhalten. Keinen Menschen werde ich etwas für mich thun lassen. Ist er nicht ebenso gut wie ich? Dann werde ich jeden Tag zu Fuß zur Universität gehen (wenn ich einen Wagen

geschenkt bekomme, werde ich ihn verkaufen und dieses Geld ebenfalls für die Armen fortlegen) und pünktlich Alles erfüllen (was dieses Alles war, wäre ich damals um keinen Preis zu sagen imstande gewesen, aber ich begriff und empfand dieses „Alles“ eines vernünftigen, sittlichen, makellosen Lebens lebhaft), ich werde die Vorlesungen ausarbeiten und vorher schon die Gegenstände durchgehen, so daß ich im ersten Kursus der Erste sein werde und eine Dissertation schreiben; im zweiten Kursus werde ich schon Alles vorher wissen, so daß ich schnurstracks zum dritten übergehen kann, und mit 18 Jahren werde ich den Kursus als erster Kandidat mit zwei goldenen Medaillen beendigen, dann die Magister-, die Doktorprüfung bestehen und der erste Gelehrte in ganz Rußland werden, ja ich kann der erste Gelehrte in ganz Europa werden.“

Und was dann? fragte ich mich. Aber da kam mir der Gedanke, daß diese Träume — Hochmuth, Sünde seien, wegen welcher ich mich heut Abend dem Beichtvater werde verantworten müssen, und ich kehrte wieder zu dem Ausgangspunkt meiner Betrachtungen zurück.

„Um mich für die Vorlesungen vorzubereiten, werde ich zu Fuß nach den Sperlingsbergen gehen. Dort suche ich mir ein Plätzchen unter einem Baume und lese die Lektion. Manchmal nehme ich mir auch etwas zu essen mit, Käse oder Pasteten von Pedotti oder etwas Anderes. Dann ruhe ich aus und lese irgend ein gutes Buch, oder ich zeichne Landschaften, oder ich spiele irgend ein Instrument (unbedingt lerne ich Flöte spielen). Dann wird auch *sie* spazieren gehen nach den Sperlingsbergen, und eines Tages tritt sie auf mich zu und fragt, wer ich sei. Ich blicke sie mit trauriger Miene an und sage, ich sei

der Sohn eines Priesters und sei nur hier glücklich, wo ich allein bin, ganz und gar einsam und allein. Sie reicht mir die Hand, sagt etwas und setzt sich zu mir. So kommen wir jeden Tag hierher und werden Freunde, und ich küsse sie . . . . nein, das ist nicht gut. Ich werde im Gegentheil von heut ab keine Frau mehr ansehen. Nie, nie werde ich in die Mädchenstube gehen, ich will mir sogar Mühe geben, nie an ihr vorüberzugehen, und in drei Jahren werde ich großjährig und heirathe unbedingt. — Ich werde mir absichtlich so viel Bewegung als möglich machen, jeden Tag turnen, so daß ich mit 25 Jahren stärker sein werde als Rappo. — Am ersten Tage werde ich ein halbes Pud*) „mit gestrecktem Arm" fünf Minuten lang halten, am zweiten einundzwanzig Pfund, am dritten zweiundzwanzig u. s. f., so daß ich schließlich vier Pud in jeder Hand werde halten können und stärker sein werde als irgend jemand vom Gesinde, und wenn es jemandem einfallen sollte, mich zu beleidigen oder unehrerbietig von ihr zu sprechen, so packe ich ihn so, einfach, an der Brust, hebe ihn ein oder zwei Arschin mit einer Hand vom Boden und halte ihn in der Luft, damit er meine Kraft empfinde, dann lasse ich ihn los. Aber auch das ist nicht gut — nein, gewiß nicht. Ich will ihm ja nichts Böses thun, ich will ihm nur beweisen, daß ich . . .

Man tadele mich nicht, weil die Träume meiner Jünglingsjahre so kindisch waren wie die Träume der Kindheit und des Knabenalters. Ich bin überzeugt, wenn es mir bestimmt sein sollte, ein hohes Alter zu erleben und meine Erzählung meine Jahre erreicht, ich werde als

---

*) 1 Pud = 40 russ. Pfund = $33^1/_3$ Zollpfund.

Greis von siebzig Jahren noch ganz ebenso unglaublich kindisch träumen wie jetzt, Träume von einer entzückenden Marie, die mich zahnlosen Greis lieb gewinnt, wie sie den Mazeppa lieb gewonnen hat, von meinem schwachsinnigen Sohn, der plötzlich durch einen ungewöhnlichen Zufall Minister wird, oder wie ich unverhofft eine Unzahl von Millionen haben werde. Ich bin überzeugt, es giebt kein menschliches Wesen und kein Lebensalter, welches diese beglückende tröstliche Fähigkeit zu träumen nicht besäße. Sieht man von dem allgemeinen Merkmal der Unmöglichkeit, der Zauberhaftigkeit der Träume ab, so haben die Träume eines jeden Menschen und eines jeden Lebensalters ihren eigenen Charakter. In der Zeit, welche ich als den Abschluß des Knabenalters und den Anfang der Jünglingsjahre betrachte, waren vier Empfindungen die Quellen meiner Träume: die Liebe zu i h r, zu der Frau, die ich mir ausmalte und von der ich immer in gleichem Sinne träumte, und der ich jeden Augenblick irgendwo zu begegnen hoffte. — Dieses s i e war ein wenig Ssonitschka, ein wenig Mascha, Wassilijs Frau in dem Augenblick, wo sie am Trog die Wäsche wusch, ein wenig auch die Frau mit der Perlenschnur um den weißen Hals, die ich vor sehr langer Zeit im Theater, in der Loge neben uns gesehen hatte. Die zweite Empfindung war die Liebe zur Liebe. Ich sehnte mich danach, von allen Leuten gekannt und geliebt zu werden, ich wünschte meinen Namen zu nennen Nikolaj Irtenjew und alle durch diese Mittheilung zu überraschen und von ihnen umringt zu werden und für irgend etwas Dank von ihnen zu empfangen. Die dritte Empfindung war — die Erwartung eines ungewöhnlichen, meiner Eitelkeit schmeichelnden Glückes;

und diese Erwartung war so stark und zuversichtlich, daß sie an Wahnsinn grenzte. Ich war so überzeugt, daß ich durch irgend einen außergewöhnlichen Zufall plötzlich der reichste, hervorragendste Mensch in der Welt werden müßte, daß ich mich unaufhörlich in der bangen Erwartung eines zauberhaften Glücks befand. Ich erwartete beständig, es müsse eben beginnen und ich müßte Alles erreichen, was ein Mensch nur verlangen kann, und ich hatte es immer und überall hin eilig, weil ich voraussetzte, es könne schon dort beginnen, wo ich nicht bin. Die vierte mächtigste Empfindung war der Abscheu vor mir selber und die Reue, aber eine Reue in so hohem Grade mit der Hoffnung auf Glück verschmolzen, daß sie für mich nichts Betrübendes hatte. Es erschien mir so leicht und natürlich, mich von der ganzen Vergangenheit loszulösen, mich umzuwandeln, Alles zu vergessen, was gewesen war und mein Leben mit allen seinen Beziehungen ganz von Neuem zu beginnen, damit die Vergangenheit mich nicht drücke, mich nicht fessele. Ich fand sogar Genuß an dem Abscheu vor der Vergangenheit und mühte mich, sie düsterer zu sehen, als sie war; je schwärzer der Kreis von Erinnerungen an die Vergangenheit war, desto reiner und lichter trat aus ihr der helle, reine Gipfel der Gegenwart hervor, glänzten die Regenbogenfarben der Zukunft. Diese Stimme der Reue und des leidenschaftlichen Sehnens nach Vollkommenheit war auch die stärkste neue Seelenerregung in dieser Periode meiner Entwickelung. Sie gab meinen Anschauungen von mir selber, von den Menschen und der Gotteswelt einen neuen Ausgangspunkt. Beseligende herrliche Stimme, wie oft seit jener Zeit in trüben Stunden, wenn die Seele sich stumm vor der Macht der Lebenslüge

und des Lasters beugte, hast du dich plötzlich kühn gegen jede Unwahrheit empört, zürnend das Vergangene entlarvend, und zu seiner Liebe, zu der Liebe des hellen Gipfels der Gegenwart hinführend, Heil und Glückseligkeit in der Zukunft verheißend — glückselige, herrliche Stimme! Wirst du jemals aufhören zu tönen?

IV.

Unser Familienkreis.

Papa war in diesem Frühling selten zu Hause. Dafür war er aber, wenn dieses geschah, außerordentlich lustig, klimperte auf dem Klavier seine Lieblingsstückchen, machte süße Aeuglein und erfand für uns Alle und Mimi Späße wie z. B. solche, daß der Prinz von Grusien Mimi auf dem Eise gesehen und sich so in sie verliebt habe, daß er dem Synod eine Bittschrift um Scheidung eingereicht, daß ich zum Gehilfen des Wiener Botschafters ernannt sei; und erzählte uns diese Neuigkeiten mit dem ernstesten Gesicht. Er jagte Katjenka mit Spinnen Angst ein, denn sie scheute sich vor diesen Thieren. Er war so liebenswürdig gegen uns, Freund Dubkow und Nechljudow und erzählte uns und unsern Gästen ununterbrochen von seinen Plänen für das kommende Jahr. Abgesehen davon, daß diese Pläne sich fast jeden Tag änderten und daß einer dem andern widersprach, waren sie so anziehend, daß wir ihnen begierig lauschten, und Ljubotschka ohne zu blinzeln ihre Augen auf Papas Mund heftete, um kein Wörtchen zu verlieren. Bald hatte er den Plan, uns in Moskau an der Universität zurückzulassen und selber mit Ljubotschka auf zwei Jahre nach Italien zu reisen, bald den, ein

Besitzthum in der Krim an der Südküste zu erwerben, um jeden Sommer dahin zu gehen, bald den, mit der ganzen Familie nach Petersburg überzusiedeln u. dgl. m. Aber außer der besonderen Heiterkeit war mit Papa in letzter Zeit noch eine Veränderung vorgegangen, die mich sehr in Erstaunen setzte. Er ließ sich einen neuen modernen Anzug machen, einen olivenfarbigen Frack, moderne Pantalons mit Strippen und einen langen Ueberrock, der ihm vortrefflich stand, und oft duftete er sogar prächtig nach Parfüm, wenn er einen Besuch machte, besonders bei der Dame, von welcher Mimi nie anders sprach als mit einem Seufzer und mit einem Gesicht, in dem man etwa die Worte las: Arme Waisen! unglückselige Leidenschaft! Ein Glück, daß sie nicht mehr lebt u. dgl. Von Nikolaus hörte ich, — denn Papa erzählte uns nie von seinen Kartenverhältnissen — daß er diesen Winter mit besonderem Glück spielte. Er hätte, hieß es, ungeheuer viel gewonnen, habe das Geld in die Bank gegeben und wollte im Frühling nicht mehr spielen. Wahrscheinlich wollte er, weil er seine eigene Leidenschaft fürchtete, darum um so früher auf das Land gehen. Er war entschlossen, nicht erst meinen Eintritt in die Universität abzuwarten und sogleich nach dem Osterfest mit den Mädchen nach Petrowskoje überzusiedeln, wohin Wolodja und ich später nachkommen sollten.

Wolodja war den ganzen Winter über bis in den Frühling hinein unzertrennlich von Dubkow (gegen Dmitrij wurden sie allmählich gleichgiltig). Ihr Hauptvergnügen bestand, so viel ich aus den Gesprächen, die ich hörte, schließen konnte, darin, daß sie beständig Champagner tranken, Schlitten fuhren, einer Dame, in die sie beide zugleich verliebt zu sein schienen, Fensterpromenade

machten, und, nun nicht mehr auf Kinderbällen, sondern auf wirklichen Bällen vis á vis tanzten. Dieser letzte Umstand trug, obwohl Wolodja und ich einander sehr liebten, viel dazu bei, uns auseinander zu bringen. Wir empfanden den Unterschied — zwischen dem Knaben, den die Lehrer besuchten, und dem Manne, der auf großen Bällen tanzte — zu sehr, als daß wir uns entschließen konnten, unsere Gedanken auszutauschen. Katjenka war schon ganz erwachsen. Sie las sehr viel Romane und der Gedanke, sie könne bald heirathen, erschien mir nicht mehr scherzhaft. Aber obgleich auch Wolodja erwachsen war, stimmten sie nicht zusammen, es schien sogar, als ob sie sich gegenseitig mit Geringschätzung behandelten. Ueberhaupt beschäftigte Katjenka, wenn sie allein zu Hause war, außer Romanen nichts, und sie langweilte sich meist. Wenn aber Herren zu Besuch waren, wurde sie sehr lebhaft, liebenswürdig und machte mit den Augen etwas, wovon ich nicht begreifen konnte, was sie eigentlich damit bezweckte. Erst später, als ich im Gespräch von ihr hörte, daß die einzige dem Mädchen gestattete Koketterie die Koketterie der Augen sei, konnte ich mir diese seltsamen unnatürlichen Augenverdrehungen erklären, welche für die anderen, wie mir schien, gar nichts Verwunderliches hatten. Ljubotschka fing auch schon an fast ganz lange Kleider zu tragen, so daß ihr watschelnder Gang kaum mehr bemerkbar war. Aber sie war noch immer eine solche Heulliese wie früher. Jetzt dachte sie nicht mehr einen Husaren zu heirathen sondern einen Sänger oder Musiker, und darum beschäftigte sie sich eifrig mit Musik. St. Jérôme wußte, daß er bei uns im Hause nur noch bis zum Abschluß meiner Examina bleiben würde. Er hatte

sich bei einem Grafen eine Stelle gesucht und sah von dieser Zeit an mit Geringschätzung auf unsere Umgebung herab. Er war selten zu Hause, begann Cigarretten zu rauchen, was damals höchste Eleganz war, und pfiff beständig auf einer Karte allerlei lustige Melodien. Mimi wurde jeden Tag verbitterter und schien von der Zeit an, wo wir alle allmählich anfingen, erwachsen zu werden, von niemandem und von nichts etwas Gutes zu erwarten.

Als ich zu Mittag kam, traf ich im Speisezimmer nur Mimi, Katjenka, Ljubotschka und St. Jérôme. Papa war nicht zu Hause und Wolodja bereitete sich mit seinen Kameraden auf seinem Zimmer zum Examen vor und hatte gebeten, daß man ihm das Mittag dorthin bringe. Ueberhaupt hatte in dieser letzten Zeit meist Mimi, die niemand von uns respektirte, den ersten Platz bei Tisch eingenommen, und das Mittag hatte viel von seiner Anziehungskraft verloren. Das Mittag war nicht mehr wie zu Mamas oder Großmamas Zeiten eine Art Feierlichkeit, welche zu einer bestimmten Tageszeit die ganze Familie zusammenführte und den Tag in zwei Hälften theilte. Wir gestatteten uns zu spät, beim zweiten Gange zu kommen, Wein aus Wassergläsern zu trinken (wozu St. Jérôme das Beispiel gab), uns auf den Stuhl zu lümmeln, aufzustehen, ehe das Essen beendet war und andere Freiheiten mehr. Von der Zeit an war das Mittagessen nicht mehr wie früher ein tägliches Freudenfest für die Familie. Und ganz so war's in Petrowskoje gewesen. Wenn wir um zwei Uhr alle gewaschen, zu Tisch angekleidet, im Wohnzimmer saßen und unter lustigem Geplauder die bestimmte Stunde abwarteten, genau um die Zeit, wo die Uhr in der Dienerstube ihren heisern Klang hören ließ, um zwei

zu schlagen, trat Foka, die Serviette über dem Arm mit würdigem, etwas strengem Gesicht und leisen Schritten ein. Das Essen ist aufgetragen! verkündigte er mit lauter, gedehnter Stimme, und Alle gingen mit heiterem, zufriedenem Gesicht, die älteren voraus, die jüngeren hinterdrein, mit den gestärkten Kleidern raschelnd, mit Stiefeln und Schuhen knarrend, in das Speisezimmer und setzten sich unter halb lautem Gespräch jeder auf seinen bestimmten Platz. Und so war es auch in Moskau, wenn alle leise plaudernd vor dem gedeckten Tisch im Salon standen und auf Großmutter warteten, welcher Gawrilo schon gemeldet hatte, daß das Essen bereit stehe. Plötzlich öffnete sich die Thür, man hörte das Rauschen eines Kleides, das Scharren der Füße, und die Großmutter wogte in einem Häubchen mit irgend einer auffallenden lila Schleife, zur Seite lächelnd, oder düster von unten herauf blickend (je nach ihrem Gesundheitszustand) aus ihrem Zimmer herein. Gawrillo stürzt auf ihren Sessel zu, die Stühle klappern, ich fühle, wie mir ein Schauer über den Rücken läuft, die Ankündigung des Appetits, und greife nach der feuchten gestärkten Serviette, kaue eine Brodrinde und betrachte mit ungeduldigem freudigem Begehren, unter dem Tisch die Hände reibend, die dampfenden Suppenteller, die der Kammerdiener nach Rang, Alter und nach dem Ermessen der Großmutter, jedem von uns eingießt.

Jetzt empfand ich, wenn ich zu Mittag kam, keinerlei Freude, keinerlei Erregung mehr.

Mimis, St. Jérômes und der Mädchen Geschwätz über die schrecklichen Schuhe, welche der russische Lehrer trägt, über die Kleider mit den Volants, welche die jungen Fürstinnen Kornakow haben u. s. w. — ihr Geschwätz,

das mir früher stark verächtlich erschien, was ich auch besonders Ljubotschka und Katjenka gegenüber gar nicht verhehlte, brachte mich nicht aus meiner neuen, tugendhaften Stimmung. Ich war außerordentlich sanft, ich lächelte und hörte ihnen mit besonderer Liebenswürdigkeit zu, bat ehrerbietig, mir den Kwas herüber zu reichen und zürnte auch St. Jérôme nicht, wenn er mir einen Satz verbesserte, den ich bei Tisch gesagt hatte und mir erklärte, es sei schöner „je puis“ zu sagen als „je peux“. Ich muß aber bekennen, daß es mir ein wenig unangenehm war, daß niemand meiner Sanftmuth und meiner Tugend besondere Aufmerksamkeit schenkte. Ljubotschka zeigte mir nach Tisch ein Blatt, auf dem sie alle ihre Sünden verzeichnet hatte. Ich fand, daß das sehr gut sei, noch besser aber sei es, daß man in seiner Seele alle seine Sünden aufzeichne, und daß alles dieses nicht das Rechte sei.

Warum nicht das Rechte? fragte Ljubotschka.

Nun, auch das ist gut. Du wirst mich nicht verstehen — und ich ging hinauf auf mein Zimmer, sagte St. Jérôme, daß ich zur Arbeit ginge, aber doch mit der Absicht, zur Beichte, die in 1½ Stunden erfolgen sollte, für mein ganzes Leben — ein Verzeichniß aller meiner Pflichten und Beschäftigungen zu entwerfen, den Zweck meines Lebens und die Grundsätze, nach welchen ich in alle Ewigkeit ohne abzuweichen, handeln wollte, schriftlich auseinanderzusetzen.

VI.

Grundsätze.

Ich nahm einen Bogen Papier zur Hand und wollte mir vor Allem ein Verzeichniß der Pflichten und Arbeiten für das nächste Jahr entwerfen. Das Papier mußte liniirt werden. Da ich aber kein Lineal zur Hand hatte, benutzte ich das lateinische Lexicon dazu. Zunächst zog ich die Feder abwärts vom Lexicon, und als ich es aufhob, sah ich, daß ich anstatt der Linie eine längliche Tintenpfütze auf dem Papier gemacht hatte — dann aber reichte auch das Lexicon nicht über das ganze Papier und die Linie war an seiner linken Ecke schief geworden. Ich nahm ein zweites Blatt, zog das Lexicon weiter, und nun glückte das Liniiren einigermaßen. Ich zerlegte meine Pflichten in drei Arten: in die Pflichten gegen mich selbst, gegen den Nächsten und gegen Gott, und begann damit, die ersteren niederzuschreiben. Da aber stellte sich heraus, daß ihrer so viele und so verschiedenartige waren, und daß es so viele Unterabtheilungen gab, daß es nöthig war, vorher die „Lebensgrundsätze“ niederzuschreiben und dann erst das Verzeichniß zu entwerfen. Ich nahm sechs Bogen Papier, nähte sie zu einem Heft zusammen und schrieb darauf „Lebens-Grundsätze“. Diese beiden Worte waren so schief und ungleichmäßig geschrieben, daß ich lange darüber nachdachte, ob ich sie nicht noch einmal schreiben solle. So quälte ich mich bei dem Anblick des zerrissenen Verzeichnisses und der verkrüppelten Aufschrift. Warum stand Alles so schön, so klar in meiner Seele, und warum erscheint es so häßlich auf dem Papier und überhaupt im Leben, wenn ich etwas von dem, was ich denke, zur Wirklichkeit machen will? . . .

— Der Beichtiger sind da. Wollen Sie sich nicht herunter bemühen, die Glaubenssätze mit anzuhören? meldete Nikolaj.

Ich steckte das Heft in die Schublade, blickte in den Spiegel, kämmte mein Haar in die Höhe, weil mir dies nach meiner Ueberzeugung ein gedankenvolles Aussehen gab, und ging ins Boudoir, wo schon der Tisch gedeckt war, auf dem das Heiligenbild und die brennenden Wachskerzen standen. Papa trat gleichzeitig mit mir durch die andere Thür ein. Der Beichtiger, ein weißhaariger Mönch mit strengen greisen Zügen ertheilte dem Papa den Segen. Papa küßte seine kleine, dürre Hand. Ich that ebenso.

— Rufet Woldemar! sagte Papa. — Wo ist er? Oder nein, er beichtet ja in der Universität.

— Er arbeitet mit dem Fürsten, sagte Katjenka und blickte Ljubotschka dabei an. Ljubotschka wurde plötzlich roth, runzelte die Sirn, that, als ob ihr etwas schmerzlich wäre und verließ das Zimmer. Ich folgte ihr. Im Wohnzimmer blieb sie stehen und schrieb etwas mit einem kleinen Bleistift auf ihr Blättchen.

— Was? Noch eine neue Sünde? fragte ich.

— Nein, nichts, so, so, antwortete sie erröthend.

In diesem Augenblick ertönte im Vorzimmer Dmitrij's Stimme. Er nahm von Wolodja Abschied.

— Für dich ist gleich alles eine Versuchung, sagte Katjenka, als sie ins Zimmer trat, zu Ljubotschka gewandt.

Ich konnte nicht begreifen, was mit meiner Schwester vorgegangen war. Sie war so verlegen, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und daß ihre Verwirrung sich zum äußersten Grade steigerte und in Aerger gegen sich und Katjenka überging, die sie offenbar gereizt hatte.

— Man sieht doch gleich, daß du eine Ausländerin bist. (Nichts konnte Katjenka mehr beleidigen als die Bezeichnung „Ausländerin", und darum wandte Ljubotschka sie auch an.) Und vor einem solchen Sakrament, fuhr sie in ernstem Tone fort — und du bringst mich absichtlich aus der Stimmung . . . du solltest doch begreifen . . . daß das durchaus kein Scherz ist . . .

— Weißt du, Nikolenka, was sie aufgeschrieben hat? sagte Katjenka, durch die Bezeichnung Ausländerin herausgefordert — sie hat . . .

— Ich hätte nicht geglaubt, daß du so schlecht bist, sagte Ljubotschka, wandte sich von uns und plärrte los, in einem solchen Augenblicke, immer absichtlich und fürs ganze Leben zu einer Sünde zu verleiten. Ich kümmere mich auch nicht um deine Gefühle und deine Leiden.

VI.

Die Beichte.

Mit diesen und ähnlichen zerstreuten Gedanken ging ich in das Boudoir zurück, als sich alle hier versammelt hatten und der Beichtvater sich erhob, um das Gebet vor der Beichte zu lesen. Aber in dem Augenblick, in welchem durch das allgemeine Schweigen hindurch die ausdrucksvolle, ernste Stimme des Mönchs ertönte, der das Gebet las, und besonders als er die Worte an uns richtete: Enthüllet alle euere Vergehen ohne Scham, ohne Hehl und Beschönigung und euere Seele wird rein sein vor Gott dem Herrn; wenn ihr aber etwas verbergt, werdet ihr eine große Sünde haben — kehrte mir die Empfindung des andächtigen Schauers zurück, den ich am Morgen bei dem

Gedanken an das bevorstehende Sakrament empfunden hatte. Ich empfand sogar einen Genuß in dem Bewußtsein dieses Zustandes und bemühte mich, ihn festzuhalten, indem ich alle Gedanken, die mir zu Kopfe strömten, abwies und mich anstrengte etwas zu fürchten.

Erst schritt Papa zur Beichte. Er blieb sehr lange in Großmamas Zimmer. Die ganze Zeit hindurch verhielten wir uns alle im Boudoir schweigend oder besprachen im Flüsterton, wer zuerst gehen sollte. Endlich erklang wieder durch die Thür die Stimme des Mönchs, der das Gebet las, und Papas Schritte. Die Thür knarrte, und er kam heraus, hüstelte nach seiner Gewohnheit, zuckte die Achseln und blickte niemanden von uns an.

— Nun gehst du hinein, Ljuba, aber paß' auf, daß du Alles sagst. Du bist ja von uns die größte Sünderin, sagte Papa heiter und kniff ihr in die Wange.

Ljubotschka wurde blaß und roth, zog ihr Blatt unter der Schürze hervor und verbarg es wieder. Dann ließ sie den Kopf hängen und zog die Achseln hoch, als ob sie von oben her einen Streich erwarte. So ging sie durch die Thür. Sie blieb nicht lange drin. Als sie aber heraustrat, zuckten ihre Schultern vor Schluchzen.

Endlich nach der hübschen Katjenka, die lächelnd aus der Thür trat, kam ich an die Reihe. Ich ging mit derselben dumpfen Angst und der Begier, diese Angst absichtlich immer mehr und mehr in mir anzufachen, in das halbdunkele Zimmer. Der Beichtvater stand vor dem Betstuhl und wandte mir langsam sein Gesicht zu. Ich blieb nicht länger als fünf Minuten in Großmamas Zimmer, aber ich kam glücklich heraus und, nach meiner Ueberzeugung von damals, vollkommen rein, sittlich neugeboren, ein

anderer Mensch. Trotzdem mich all die alten Lebensverhältnisse, dieselben Zimmer, dieselben Möbel, dieselbe Gestalt meiner eigenen Person (ich hätte gewünscht, alles Aeußere hätte sich ebenso verändert, wie ich mich innerlich glaubte verändert zu haben) unangenehm berührten — trotzdem blieb ich in dieser gehobenen Gemüthsstimmung bis zu dem letzten Augenblick, wo ich mich zu Bett legte.

Ich war schon im Begriff einzuschlafen und ging in Gedanken alle Sünden durch, von denen ich mich gereinigt hatte, als mir plötzlich eine schmähliche Sünde einfiel, die ich in der Beichte verheimlicht hatte. Die Worte des Gebetes vor der Beichte fielen mir ein und klangen mir unaufhörlich in die Ohren. Meine Ruhe war im Augenblick dahingeschwunden. „Wenn ihr aber etwas verberget, werdet ihr eine große Sünde haben . . . .“ tönte es unaufhörlich und ich sah mich als einen so schrecklichen Sünder, daß es gar keine mir angemessene Strafe geben konnte. Lange wälzte ich mich hin und her, überdachte meine Lage und erwartete von Minute zu Minute die göttliche Strafe, ja meinen plötzlichen Tod — ein Gedanke, der mir einen unbeschreiblichen Schrecken einjagte. Aber plötzlich kam mir ein glücklicher Gedanke: im frühesten Morgengrauen ins Kloster zu dem Beichtiger zu gehen oder zu fahren und noch einmal zu beichten, und ich beruhigte mich.

VII.

Die Fahrt ins Kloster.

Mehrere Male erwachte ich in der Nacht, denn ich fürchtete den Morgen zu verschlafen, und um 6 Uhr war ich auf den Beinen. Durch die Fenster dämmerte es kaum.

Ich zog meine Kleider und Stiefel an, die zerknittert und ungebürstet vor meinem Bette lagen, da Nikolaj noch nicht aufgeräumt hatte, und ohne zu beten, ohne mich gewaschen zu haben, ging ich zum ersten Male in meinem Leben allein auf die Straße.

Auf der gegenüberliegenden Seite schimmerte über das grüne Dach des großen Hauses die neblige, feuchte Morgenröthe. Ein ziemlich kräftiger Frühlingsmorgenfrost hielt den Straßenschmutz und die Rinnsale in starrer Umarmung, stach in die Füße und kniff mir Gesicht und Hände. In unserem Gäßchen war noch kein Iswoschtschik zu sehen. Ich hatte auf sie gerechnet, um so schnell als möglich hin- und zurückzufahren. Nur Lastwagen zogen träge über den Arbat hin und zwei Steinarbeiter gingen plaudernd auf dem Bürgersteig. Als ich etwa tausend Schritte zurückgelegt hatte, begegnete ich Männern und Frauen, die mit Körben auf den Markt gingen, Tonnen, die nach Wasser fuhren. An dem Kreuzweg stellte sich ein Kuchenverkäufer auf, eine Bäckerei wurde aufgemacht, und an dem Arbatthor hielt auch ein Iswoschtschick, ein alter Mann, der auf seiner schwerfälligen, altersschwachen, geflickten, graublauschimmernden Droschke im Schlafe mit dem Kopf hin- und herwackelte. Er forderte von mir, wahrscheinlich noch im Schlaf, einen Zwanziger bis zum Kloster und zurück. Aber bald überlegte er sich's, und gerade, als ich einsteigen wollte, schmitzte er über sein Pferdchen mit den Enden der Peitsche, fuhr zu und ließ mich stehen. Das Pferd will gefüttert sein, das geht nicht, Herr, brummte er.

Mit Mühe überredete ich ihn anzuhalten und bot ihm zwei Zwanziger. Er brachte das Pferd zum Stehen, be-

trachtete mich eindringlich und sagte: Steig ein, Herr! Ich gestehe, daß ich mich ein wenig fürchtete, er könne mich in eine Sackgasse fahren und ausplündern. Ich hielt mich an den Kragen seines zerrissenen Kutscherrocks, wobei sein runzliger Hals über dem starken, buckligen Nacken wie klagend sichtbar wurde, kletterte auf den geräumigen, hin- und herschwankenden Sitz, und wir rollten durch die Wozdwizenka. Unterwegs hatte ich Zeit zu bemerken, daß der Rücksitz der Droschke mit einem Stück von demselben grünlichen Stoff gepolstert war, aus dem auch der Rock des Kutschers war. Dieser Umstand beruhigte mich, ich weiß nicht warum, und ich fürchtete mich nun nicht mehr, daß mich der Kutscher in eine Sackgasse führen und ausplündern würde.

Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen und vergoldete mit ihrem hellen Schein die Kuppeln der Kirchen, als wir uns dem Kloster näherten. Im Schatten hielt der Frost noch, aber den ganzen Weg über strömten reißende, dunkele Bächlein, und das Pferd watete durch den aufthauenden Straßenschmutz. Als ich durch die Klostermauer gelangt war, fragte ich den ersten Menschen, den ich sah, wie man zum Beichtvater gelangen könne.

Dort ist seine Zelle, antwortete mir der vorüberkommende Mönch. Er blieb einen Augenblick stehen und wies auf ein kleines Häuschen mit einer kleinen Freitreppe.

— Ich danke ergebenst, sagte ich.

Aber was mochten wohl die Mönche denken, die einer nach dem andern aus der Kirche herauskamen und mich alle betrachteten? Ich war weder ein Erwachsener noch ein Kind. Mein Gesicht war nicht gewaschen, mein Haar nicht gekämmt, meine Kleider fedrig, die Stiefel ungeputzt

und nun noch beschmutzt. Zu welcher Menschengattung zählten mich wohl in Gedanken die Mönche, die mich ansahen? Und sie betrachteten mich eindrücklich. Ich ging aber trotzdem in der Richtung, die mir der junge Mann gewiesen hatte. Ein altes Männchen in schwarzer Kleidung, mit dichten, weißen Augenbrauen, begegnete mir auf dem schmalen Steig, der zu den Zellen führte, und fragte, was ich wünsche.

Es gab einen Augenblick, wo ich hätte sagen mögen „nichts“, zu meinem Wagen zurücklaufen und nach Hause fahren. Aber trotz der störrischen Augenbrauen flößte das Gesicht großes Vertrauen ein. Ich sagte ihm, ich müsse den Beichtvater sprechen, und nannte ihn mit Namen.

— Kommen Sie, junger Mann, ich will Sie führen, sagte er, indem er sich wieder zurückwandte, und da er offenbar sofort meine Lage durchschaute, — der Geistliche ist in der Frühmesse, er wird bald zur Verfügung sein

Er öffnete die Thür und führte mich durch einen sehr reinlichen Flur und Vorzimmer über einen sauber mit Leinwand gedeckten Boden in die Zelle. Hier können Sie warten, sagte er mit einem gutmüthigen, beruhigenden Ausdruck und ging.

Das Zimmerchen, in dem ich mich befand, war sehr klein und außerordentlich sauber hergerichtet. Die ganze Einrichtung bestand aus einem Tischchen, das mit einer Glanzdecke bedeckt war und zwischen zwei kleinen engen Fenstern stand, die zwei Geraniumtöpfe schmückten, aus einem Heiligenbildergestell und einem Lämpchen, das vor ihm hing, einem Sessel und zwei Stühlen. In der Ecke hing eine Wanduhr mit einem blumenbemalten Zifferblatt und Kupfergewichten, die an kleinen Kettchen hingen; an

der spanischen Wand, die mit der Decke durch bemalte Holzstäbchen verbunden war (hinter der wahrscheinlich ein Bett war) hingen an Nägeln zwei Ornate.

Die Fenster gingen auf eine weiße Mauer, die auf eine Entfernung von zwei Arschin zu sehen war. Zwischen ihnen und der Mauer war ein kleiner Fliederstrauch. Kein Ton von außen her drang in das Zimmer, so daß in dieser Stille der gleichmäßige, angenehme Schlag des Pendels wie ein starker Ton erschien. Sobald ich allein war in diesem stillen Winkel, sprangen plötzlich alle meine früheren Gedanken und Erinnerungen aus meinem Kopfe, als wären sie nie dagewesen, und ich versank ganz in eine unaussprechlich angenehme Melancholie. Dieses vergilbte Nankingornat mit dem fadenscheinigen Futter, diese abgeschabten, schwarzen Lederbände der Bücher mit den Messingschlössern, diese schmutzig grünen Blumen mit der sorgfältig begossenen Erde und den sauber gewaschenen Blättchen, besonders aber dieser eintönige, gedehnte Schlag des Pendels sprachen mir eindringlich von einem mir neuen, bisher unbekannten Leben, von einem Leben der Einsamkeit, des Gebets, des stillen, ruhigen Glücks . . . .

Monate vergehen, Jahre vergehen, dachte ich, er ist immer allein, er ist immer ruhig, er fühlt immer, daß sein Gewissen rein ist vor Gott und sein Gebet von ihm erhört wird. Eine halbe Stunde etwa saß ich im Stuhl, ohne mich zu bewegen und laut zu athmen, um den Zusammenklang der Töne, die mir so viel sagten, nicht zu stören, und der Pendel hörte nicht auf zu ticken, nach rechts lauter, nach links leiser.

VIII.

Die zweite Beichte.

Die Schritte des Beichtigers weckten mich aus meinem Brüten.

— Guten Morgen! sagte er, indem er mit der Hand sein graues Haar glättete. — Was wünschen Sie?

Ich bat ihn, mich zu segnen und küßte mit besonderer Freude seine gelblichen kleinen Hände. Als ich ihm meine Bitte auseinandergesetzt hatte, sagte er kein Wort, trat an die Bilder heran und begann die Beichte.

Nachdem die Beichte beendet war und ich, meine Schamhaftigkeit überwindend, ihm Alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, legte er mir die Hand aufs Haupt und sprach mit seiner klangvollen Stimme: Möge über Dir, mein Sohn, der Segen des himmlischen Vaters sein! Möge er immerdar in Dir bewahren den Glauben, die Milde und die Demuth! Amen!

Ich war vollkommen glücklich. Thränen des Glücks beklemmten meine Brust. Ich küßte die Falte seines feinen Priesterrocks und erhob meinen Kopf. Das Gesicht des Mönchs war vollkommen ruhig.

Ich empfand, daß mir das Gefühl der Zerknirschung Genuß gewährte, und da ich fürchtete, es durch irgend etwas zu verscheuchen, nahm ich eilig Abschied von dem Beichtvater und ging, ohne mich nach rechts oder links umzusehen, um mich nicht zu zerstreuen, zur Klostermauer hinaus und setzte mich wieder in die schaukelnde, gestreifte Droschke. Aber das Schütteln des Wagens, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die an meinen Augen vorüberhuschten, verscheuchten schnell diese Empfindung,

und ich dachte schon daran, wie jetzt der Beichtvater gewiß darüber nachdenke, daß er einem jungen Manne von so schöner Seele wie ich nie im Leben begegnet sei und nie begegnen werde, ja daß es solche gar nicht gebe. Ich war davon überzeugt, und diese Ueberzeugung rief in mir ein derartiges Gefühl der Fröhlichkeit hervor, daß ich das Bedürfniß hatte, mich jemandem mitzutheilen.

Es drängte mich sehr, mit jemandem zu sprechen. Da aber niemand in der Nähe war außer dem Iswoschtschik, wandte ich mich an ihn.

— Wie? Bin ich lange geblieben? fragte ich.

— So, so, recht lange. Es ist längst Zeit, das Pferd zu füttern. Ich bin ja Nachtfuhre, antwortete das alte Männlein auf dem Bock, das jetzt beim Sonnenschein förmlich heiter geworden schien, wenn man es mit vorhin verglich.

— Und mir ist es vorgekommen, als wäre ich im Ganzen nur eine Minute dort geblieben, sagte ich. Und weißt du, warum ich im Kloster war? fuhr ich fort, indem ich mich in die Vertiefung im Wagen hinüber setzte, die dem alten Iswoschtschik näher war.

— Ist denn das meine Sache? Wohin der Fahrgast befiehlt, da bringen wir ihn hin, antwortete er.

— Nein, aber wirklich, wie denkst du? fuhr ich fort zu fragen.

— Gewiß Jemanden begraben oder einen Platz kaufen, sagte er.

— Nicht doch, Freundchen, weißt du, warum ich hingefahren bin?

— Wie kann ich das wissen, Herr, wiederholte er.

Die Stimme des Iswoschtschik klang mir so gut, daß

ich mich entschloß, ihm zur Nacheiferung den Grund meiner Fahrt zu erzählen und ihm auch die Empfindung zu schildern, die ich hatte. Willst du, so erzähle ich's dir. Siehst du . . . . und ich erzählte ihm Alles und schilderte ihm alle meine schönen Empfindungen. Noch jetzt erröthe ich bei dieser Erinnerung.

— Wirklich? sagte der Kutscher ungläubig.

Und so saß er lange unbeweglich da und schwieg, zog von Zeit zu Zeit nur den Aermel seines Mantels zurecht, welcher immer unter dem gestreiften Fuß hervorkroch, der wiederum in seinem großen Stiefel auf dem Vordertheil des Bockes auf und nieder sprang. Ich dachte schon, er denke ebenso über mich, wie mein Beichtvater, daß es nämlich einen so prächtigen jungen Mann, wie ich bin, in der Welt nicht wieder gebe. Da plötzlich wandte er sich zu mir:

— Ihr, Herr, seid ein Herrrschaftskind?

— Was? fragte ich.

— Ein Herrschaftskind, meine ich, ein Herrschaftskind, wiederholte er, mit den zahnlosen Lippen schnalzend.

Nein, er hat mich nicht verstanden, dachte ich, und ich sprach kein Wort mehr, bis ich zu Hause war. Trotz der Menschenmenge, die im hellen Sonnenschein sich überall in den Straßen bunt herumbewegte, bewahrte ich — zwar nicht das Gefühl der Zerknirschung und der Frömmigkeit, aber doch das der Zufriedenheit damit, daß ich es empfunden hatte den ganzen Weg hindurch. Aber wie ich nur den Fuß ins Haus setzte, war dieses Gefühl ganz und gar verschwunden. Ich hatte nicht die zwei Zwanziger bei mir, um den Kutscher zu bezahlen. Der Kammerdiener Gawrilo, bei dem ich schon in der Schuld war, wollte mir

nicht mehr borgen. Als der Kutscher sah, wie ich zwei Mal über den Hof lief, um Geld zu bekommen, muß er wohl errathen haben, warum ich hin und her rannte. Er stieg von der Droschke herunter und begann, obwohl ich ihm so gut erschienen war, laut und offenbar mit dem Wunsch, mich zu kränken, von Gaunern zu sprechen, die für die Fahrt nicht bezahlen.

Zu Hause schliefen noch alle, so daß ich außer von der Dienerschaft von niemandem die zwei Zwanziger borgen konnte. Endlich zahlte Wassilij gegen mein Ehrenwort, ein Ehrenwort, dem er, ich sah es an seinem Gesicht, nicht einen Augenblick traute, aber doch wohl, weil er mich gern hatte und der Gefälligkeiten gedachte, die ich ihm erwiesen, für mich das Fahrgeld. So war die Empfindung wie Rauch verflogen. Als ich mich zur Kirche ankleidete, um mit allen zusammen zum Abendmahl zu gehen, und es sich herausstellte, daß mein Anzug nicht zurecht gemacht war und ich ihn nicht gebrauchen konnte, beging ich eine Menge von Sünden. Ich zog einen anderen Anzug an und ging zum Abendmahl in einem sonderbaren Zustand von Flatterhaftigkeit der Gedanken und mit vollkommenem Mißtrauen an meine eigenen schönen Vorsätze.

IX.

Wie ich mich zum Examen vorbereite.

Am Donnerstag in der Osterwoche siedelten Papa, meine Schwester und Mimi mit Katjenka auf das Land über, so daß in dem ganzen großen Hause der Großmutter nur Wolodja, ich und St. Jérôme zurückblieben. Die Gemüthsstimmung, in der ich mich an dem Tage der Beichte

und der Fahrt ins Kloster befunden hatte, war ganz und gar vorübergegangen und hatte nur eine unklare, wenn auch angenehme Erinnerung zurückgelassen, die immer mehr und mehr von den neuen Eindrücken des ungebundenen Lebens zurückgedrängt wurde.

Das Heft mit der Aufschrift „Lebens-Grundsätze" war mit den alten Heften aus der Schülerzeit verräumt. Obgleich der Gedanke an die Möglichkeit einer Zusammenstellung von Grundsätzen für alle Lebensverhältnisse und ihre Befolgung mir außerordentlich einfach, wenn auch gleichzeitig erhaben erschien und ich trotzdem die Absicht hatte sie in das Leben zu übertragen, vergaß ich doch wieder, daß dieses sofort hätte geschehen müssen und verschob Alles auf ungewisse Zeit. Mich tröstete nur das Eine, daß jeder Gedanke, der mir jetzt einfiel, sich ohne Weiteres in eine der Unterabtheilungen meiner Grundsätze und Pflichten einordnen ließ, entweder in die Grundsätze über die Beziehungen zu den Nebenmenschen oder zu mir selbst oder zu Gott. „Ich will es schon eintragen, diesen und noch viele viele andere Gedanken, die mir über diesen Gegenstand kommen werden", sagte ich zu mir selber. Oft frage ich mich jetzt: wann war ich wohl besser und der Wahrheit näher, damals, als ich an die Allmächtigkeit des menschlichen Geistes glaubte oder jetzt, wo ich die Kräfte der Entwickelung verloren habe und an der Kraft und Bedeutung des menschlichen Verstandes zweifele? — Und ich kann mir keine zuverlässige Antwort geben.

Das Bewußtsein der Ungebundenheit und die Lenzempfindung der Erwartung von irgend etwas, von der ich

schon gesprochen habe, erregten mich in so hohem Grade, daß ich die Herrschaft über mich selbst verlor und mich zum Examen sehr schlecht vorbereitete. Wenn ich so Morgens im Unterrichtszimmer saß und wußte, ich müsse unbedingt arbeiten, weil morgen Examen aus einem Gegenstand sei, aus welchem ich noch zwei Fragen zu lesen hatte, und plötzlich vom Fenster her die Frühlingsdüfte wehten, dann war mir's als müßte ich mir unbedingt, sofort etwas in die Erinnerung rufen. Da sinken die Arme von selbst vom Buch herab, die Füße beginnen von selbst sich zu bewegen und hin und her zu schreiten und im Kopfe ist es, als hätte jemand eine Feder losgelassen und eine Maschine in Gang gesetzt, im Kopfe beginnen so leicht, so natürlich, mit solcher Schnelligkeit tausend bunte lustige Gedanken ihren Tanz, daß man kaum ihren hellen Schimmer bemerkt, und ein und zwei Stunden vergehen, ohne daß man es merkt. Oder ich sitze am Buch und vereinige alle meine Aufmerksamkeit auf das, was ich lese, plötzlich höre ich im Flur Schritte von Frauen und das Rauschen von Kleidern — und Alles ist wie aus dem Kopf gesprungen. Da war's nicht möglich, fest auf dem Platz zu sitzen, obgleich ich ganz gut weiß, daß außer Gascha, der alten Köchin der Großmutter niemand im Flur sein könne. „Wie aber, wenn plötzlich sie da wäre, fällt es mir ein — wie wenn es gerade in diesem Augenblick begönne und ich es versäumte", und ich hüpfe in den Flur und sehe, daß es wirklich Gascha ist. Aber die Herrschaft über den Kopf ist auf Stunden lang verloren. Die Feder ist losgelassen, und wieder beginnt das schreckliche Durcheinander. Oder ich sitze Abends allein bei der Unschlittkerze in meinem Zimmer. Plötzlich hebe ich auf einen Augenblick die

Augen vom Buch, um das Licht zu putzen oder mich auf dem Stuhl zurecht zu rücken, und sehe, daß überall, in der Thür, in den Ecken Dunkelheit herrscht und höre, daß es überall im Hause still ist, und wieder muß ich einhalten und auf die Stille lauschen und auf das Dunkel der nach dem finsteren Zimmer geöffneten Thür blicken und lange, lange in der unbeweglichen Stellung verharren oder hinuntergehen und durch alle leeren Zimmer rennen. Oft sitze ich auch die Abende lange unbemerkt im Salon und horche auf die Töne der „Nachtigall", die Gascha allein bei ihrem Talglicht im großen Salon mit zwei Fingern auf dem Klavier hämmert, und erst bei dem Mondlicht muß ich unweigerlich mich aus dem Bett erheben und durch's Fenster nach dem Vorgärtchen schauen und das beleuchtete Dach von Schaposchnikows Hause betrachten und den schmucken Glockenthurm unseres Kirchspiels und den Abendschatten des Zauns und des Strauches, die der Mond über den Pfad des Gärtchens wirft, und muß lange so sitzen, so daß ich am andern Morgen nur mit Mühe um zehn Uhr erwache.

Ohne die Lehrer, die mich immer noch besuchten, ohne St. Jérôme, der von Zeit zu Zeit unwillkürlich meine Eitelkeit anstachelte, und vor Allem ohne den Wunsch, als ein tüchtiger Mensch in den Augen meines Freundes Nechljudow zu erscheinen, d. h. mein Examen vortrefflich zu bestehen, was nach seinen Anschauungen höchst wichtig war — ohne alle diese Dinge hätte der Frühling und die Ungebundenheit bewirkt, daß ich Alles vergessen hätte, was ich vorher gewußt, daß ich nie mein Examen bestanden hätte.

X.

Die Geschichtsprüfung.

Am 16. April betrat ich zum ersten Mal unter dem Schutze St. Jérômes den großen Universitätssaal. Wir waren in unserem ziemlich eleganten Phaëton vorgefahren. Ich war zum ersten Male in meinem Leben im Frack, und der ganze Anzug, auch die Wäsche, die Strümpfe, die ich trug, waren ganz neu und vom feinsten. Als der Pförtner mir unten den Mantel abnahm und ich in der ganzen Schönheit meines Anzugs vor ihm stand, schämte ich mich ein wenig, weil ich so blendend war. Aber kaum war ich so in den getäfelten Saal getreten, der von Menschen angefüllt war, und hatte die Hunderte von jungen Leuten in Gymnasiastenuniform und im Frack gesehen, von denen mich einige gleichgiltig betrachteten, und an dem anderen Ende die Professoren mit ihren ernsten Mienen, die ungezwungen um den runden Tisch herumgingen oder in großen Sesseln saßen — als ich auch sofort in der Hoffnung enttäuscht wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und meine Züge, die schon zu Hause und noch hier im Flur Bedauern darüber erkennen ließen, daß ich gegen meinen Willen ein so vornehmes und stattliches Aussehen habe, sich in den Ausdruck einer starken Schüchternheit und einer gewissen Muthlosigkeit verwandelten. Ich verfiel sogar in den entgegengesetzten Fehler und war sehr erfreut, als ich in der allernächsten Bank einen ungewöhnlich schlecht, unreinlich gekleideten, noch nicht alten, aber beinahe ganz grauen Herrn sah, der entfernt von den anderen auf einer der hinteren Bänke saß. Ich setzte mich sogleich zu ihm, musterte die Prüflinge und

machte meine Beobachtungen. Es gab allerlei Gestalten und Gesichter, aber alle ließen sich nach meiner damaligen Anschauung leicht in drei Gattungen theilen.

Erstens gab es solche, die, wie ich, mit den Hauslehrern oder Eltern zum Examen erschienen waren, und unter ihnen befand sich der jüngere Iwin mit dem mir bekannten Frost und Ilinka Grapp mit seinem alten Vater. Diese hatten alle einen Flaum um das Kinn, steife Wäsche und saßen still, ohne die Bücher und Hefte, die sie mitgebracht hatten, zu öffnen. Sie betrachteten mit sichtlicher Schüchternheit die Professoren und die Prüfungstische. Die Prüflinge der zweiten Gattung waren junge Leute in Gymnasiastenuniform, von welchen sich schon viele rasirten. Sie waren meist unter einander bekannt, sprachen laut, benannten die Professoren mit Namen, bereiteten die Fragen vor, reichten einander Hefte zu, gingen von Bank zu Bank, brachten aus den Gängen Pastetchen und belegte Butterbröde, die sie an Ort und Stelle verzehrten, wobei sie nur ein wenig den Kopf zur Bank herabneigten. Und endlich die Prüflinge der dritten Gattung, deren es übrigens nicht viele gab, waren ganz alte in Fracks, meist sogar in Gehröcken, so daß man die Wäsche nicht sah Sie verhielten sich sehr ernst, saßen abgesondert da und hatten ein sehr düsteres Aussehen. Der eine, der mich dadurch tröstete, daß er sicherlich schlechter gekleidet war als ich, gehörte zu dieser letzten Gattung. Er hatte seinen Kopf auf beide Hände gestemmt und durch seine Finger kamen die zerzausten, ergrauenden Haare hindurch, er las in einem Buch, sah mich nur einen Augenblick mit nicht gerade wohlwollend glänzenden Augen an, runzelte düster die Stirn und streckte noch

nach der Richtung, wo ich saß, seinen glänzenden Ellbogen hin, damit ich nicht näher an ihn heranrückte. Die Gymnasiasten dagegen waren überaus mittheilsam, und ich fürchtete mich ein wenig vor ihnen. — Einer schob mir ein Buch in die Hand und sagte: Geben Sie das, bitte, weiter. Ein anderer ging an mir vorüber und sagte: Lassen Sie mich freundlichst durch. Ein Dritter, der über die Bank kroch, stützte sich auf meine Schulter auf wie auf eine Bank. All' das erschien mir fremdartig und unangenehm. Ich hielt mich für etwas viel Besseres als diese Gymnasiasten und meinte, sie dürften sich gegen mich nicht so viel Familiarität herausnehmen. Endlich wurden die Namen aufgerufen. Die Gymnasiasten traten furchtlos vor und antworteten zumeist gut und gingen heiter wieder auf ihren Platz. Die zu uns gehörten, waren viel schüchterner und antworteten auch, wie ich glaube, schlechter. Von den Alten antworteten die einen ausgezeichnet, die anderen sehr schlecht. Als der Name Semenow aufgerufen wurde, kroch mein Nachbar mit den grauen Haaren und den glänzenden Augen über meine Füße fort, stieß mich dabei derb an und trat an den Tisch heran. Wie man aus den Gesichtern der Professoren sehen konnte, antwortete er vortrefflich und ohne Scheu. Er ging auf seinen Platz zurück, ohne erfahren zu haben, welche Nummer er bekommen hatte, nahm ruhig seine Bücher und ging. Schon zu wiederholten Malen war ich bei dem Klang der Stimme, die die Namen aufrief, zusammengefahren, aber noch war nach dem alphabetischen Verzeichniß die Reihe nicht an mich gekommen, obwohl schon Namen mit K. aufgerufen waren. Ikonin und Tenjew rief es plötzlich aus der Professorenecke. Ein Schauer lief mir über Nacken und Haupthaar.

Wer ist gerufen? Wo ist Bartenjew? wurde um mich her gefragt.

— Ikonin, geh, du wirst gerufen. Aber wo ist Bartenjew, Mordenjew? — Ich kenne ihn nicht. — Melde dich doch, sagte ein schlanker, rothwangiger Gymnasiast, der hinter mir stand.

— Sie sind gemeint, sagte St. Jérôme.

— Mein Name ist Irtenjew, sagte ich zu dem rothwangigen Gymnasiasten. Ist Irtenjew gerufen worden?

— Gewiß, warum gehen Sie denn nicht?

. . . Seh' mir einer den Stutzer, fügte er laut hinzu, aber doch so, daß ich seine Worte hörte, als ich aus der Bank trat. Vor mir ging Ikonin, ein schlanker, junger Mann von etwa 25 Jahren, der zur dritten Gattung, den Alten, gehörte. Er trug einen olivenfarbenen, engen Frack, ein blaues Atlashalstuch, über welches hinten die langen, blonden Haare herabfielen, die sorgfältig à la mushik gekämmt waren. Mir war sein Aeußeres schon in der Bank aufgefallen. Er war recht hübsch und unterhaltend; mich hatte besonders das seltsame röthliche Haar frappirt, daß er sich unter dem Kinn stehen ließ, und noch mehr die sonderbare Gewohnheit, unaufhörlich die Weste aufzuknöpfen und sich die Brust unter dem Hemde zu kratzen.

Drei Professoren saßen an dem Tisch, den ich zugleich mit Ikonin betrat; nicht einer von ihnen erwiderte unsern Gruß. Ein junger Professor mischte die Fragezettel wie ein Spiel Karten, ein anderer Professor mit einem Stern auf dem Frack sah einen Gymnasiasten an, der über Karl den Großen sprach und sich überhaftete und bei jedem Worte „endlich“ sagte, und ein Dritter, ein alter Herr mit einer Brille, ließ den Kopf sinken, betrachtete uns durch

seine Brille und zeigte auf die Fragezettel hin. Ich empfand, daß sein Blick gleichzeitig auf mich und auf Ikonin gerichtet war, und daß ihm etwas an uns nicht gefiel (vielleicht Ikonins röthliches Haar). Denn er machte, wiederum uns beide gleichzeitig ansehend, eine ungeduldige Kopfbewegung, daß wir schneller die Fragezettel nehmen sollten. Es ärgerte und kränkte mich erstens, daß niemand unseren Gruß erwidert hatte und zweitens, daß man mich und Ikonin augenscheinlich unter den einen Begriff der Prüflinge zusammenbrachte, ferner, daß man gegen mich wegen seiner röthlichen Haare voreingenommen war. Ich nahm ohne Zagen einen Zettel und machte mich zur Antwort bereit. Der Professor aber wies mit den Augen auf Ikonin. Ich las meine Frage, sie war mir bekannt. Ich wartete also ruhig, bis die Reihe an mich kam, und beobachtete, was vor meinen Augen vorging. Ikonin war keineswegs schüchtern, ja sogar zu furchtlos. Er drängte sich keck vorwärts, um seinen Zettel zu nehmen, warf sein Haar zurück und las muthig, was darauf geschrieben war. Er öffnete gerade seinen Mund, um, wie mir schien, die Antwort zu beginnen, als plötzlich der Professor mit dem Stern den Gymnasiasten mit einer Belobigung entließ und auf uns hinblickte. Ikonin schien sich auf etwas zu besinnen und hielt inne. Das allgemeine Schweigen dauerte etwa zwei Minuten.

— Nun? sagte der Professor mit der Brille.

Ikonin öffnete den Mund und sprach wieder kein Wort.

— Sie sind doch nicht allein hier. Belieben Sie zu antworten oder nicht? sagte der junge Professor.

Aber Ikonin sah ihn gar nicht an. Er betrachtete

unverwandt den Zettel und konnte kein Wort hervorbringen. Der Professor in der Brille sah ihn an, durch die Brille, über die Brille und ohne die Brille, denn er hatte inzwischen Zeit gehabt, sie herunterzunehmen, die Gläser sorgfältig zu reinigen und sie wieder aufzusetzen. Ikonin brachte kein Wort hervor. Plötzlich spielte ein Lächeln um seinen Mund, er warf die Haare zurück, drängte sich wieder an den Tisch heran, legte den Zettel hin, sah alle Professoren der Reihe nach, sah dann mich an, machte Kehrt und ging mit kräftigen Schritten, mit den Armen durch die Luft fuchtelnd, zur Bank zurück. Die Professoren sahen einander an.

— Ein hübsches Pflänzchen, sagte der junge Professor. — Er studirt auf eigene Kosten.

Ich rückte näher an den Tisch heran, aber die Professoren fuhren fort, halb leise mit einander zu sprechen, als ob keiner von ihnen an meine Anwesenheit dächte. Ich war damals fest überzeugt, daß alle drei Professoren nur mit dem Gedanken beschäftigt waren, ob ich das Examen bestehen werde, ob ich es gut bestehen werde, und daß sie nur, um sich Gewicht zu geben, so thaten, als wäre ihnen das ganz gleichgiltig und als ob sie mich gar nicht bemerkten.

Als der Professor mit der Brille sich gleichmüthig zu mir wandte und mich bat, auf die Frage zu antworten, sah ich ihm in die Augen, denn ich schämte mich ein wenig für ihn, weil er so vor mir fuchtelte, und stockte ein wenig bei Beginn der Antwort. Aber dann ging es immer leichter und leichter, und da die Frage aus der russischen Geschichte war, die ich ausgezeichnet wußte, fuhr ich glänzend fort und verstieg mich sogar dazu, um die Professoren

empfinden zu lassen, daß ich nicht Ikonin sei, und daß sie mich nicht mit ihm verwechseln dürfen, ihnen vorzuschlagen, mir noch eine Frage zu stellen. Aber der Professor schüttelte den Kopf, sagte, es ist gut! und schrieb etwas in sein Buch. Als ich auf meinen Platz zurückgekommen war, erfuhr ich gleich von den Gymnasiasten, die, Gott weiß woher, Alles wußten, daß ich eine Fünf bekommen habe.

XI.

Die Mathematikprüfung.

Bei den folgenden Prüfungen hatte ich außer Grapp, den ich meiner Bekanntschaft für unwürdig hielt, und Iwin, der, ich weiß nicht warum, mir scheu auswich, schon viele neue Bekannte. Manche begrüßten mich schon. Ikonin freute sich sogar, als er mich sah, und theilte mir mit, er würde noch einmal in der Geschichte geprüft werden. Der Geschichtsprofessor sei auf ihn noch aus dem vorjährigen Examen böse, bei welchem er ihn auch habe „abfallen“ lassen. Semenows, der in dieselbe Fakultät eintreten wollte wie ich, in die mathematische, wich bis zum Schluß der Prüfungen trotzdem allen aus, saß, ohne ein Wort zu sprechen, allein da, den Kopf auf die Ellbogen gestützt und die Finger in sein graues Haar vergrabend und bestand seine Prüfung vortrefflich; er war der zweite. Der erste war ein Schüler des ersten Gymnasiums, ein schlanker, hagerer, sehr blasser junger Mann mit dunklem Haar, mit einem schwarzen Tuch um die Backen und einer Stirn voller Bläschen. Seine Hände waren hager, roth, mit außerordentlich langen Fingern und seine Nägel so abgebissen, daß die Enden seiner Finger wie mit Zwirnsfäden

umbunden schienen. All' dies kam mir schön vor und gerade so, wie es sich für den „primus omnium" gehörte. Er sprach mit allen, wie auch alle, sogar ich, mit ihm Bekanntschaft schlossen, aber doch war, wie mir vorkam, in seinem Gang, in der Bewegung seiner Lippen, in seinen schwarzen Augen etwas Ungewöhnliches zu bemerken, etwas „Magnetisches."

Zur Mathematikprüfung kam ich früher als gewöhnlich. Ich kannte den Gegenstand gut, aber es gab zwei Fragen in der Algebra, die ich dem Lehrer unterschlagen hatte, und die mir gänzlich unbekannt waren. Das waren, wie ich mich jetzt erinnere, die Theorie der Permutation und das Newtonsche Binom. Ich setzte mich auf die letzte Bank und ging noch einmal die zwei unbekannten Fragen durch, aber das Ungewohnte einer Beschäftigung in einem geräuschvollen Zimmer und der Mangel an Zeit, den ich vorausgesehen hatte, verhinderten mich das, was ich las, festzuhalten.

Da ist er! Komm' mit, Nechljudow! ertönte hinter mir Wolodjas bekannte Stimme.

Ich wandte mich um und sah meinen Bruder und Dmitrij, die in aufgeknöpften Röcken, mit den Händen durch die Luft fahrend, durch die Bänke zu mir kommen. Man sah ihnen sofort die Studenten des zweiten Kursus an, die in der Universität wie zu Hause waren. Schon der Anblick der aufgeknöpften Röcke zeigte, wie sie auf uns Prüflinge herabblickten, und erfüllte uns Prüflinge mit Neid und Hochachtung. Mir war es sehr schmeichelhaft, daran zu denken, daß meine ganze Umgebung sehen würde, daß ich mit zwei Studenten des zweiten Kursus bekannt war, und ich erhob mich schnell, um ihnen entgegenzugehen.

Wolodja konnte auch das Gefühl seiner Ueberlegenheit nicht unterdrücken.

— Ach, du armer Kerl! sagte er. Wie, noch nicht geprüft?

— Nein.

— Was liest du? Bist du etwa nicht vorbereitet?

— Ja, zwei Fragen fehlen mir. Das hier verstehe ich nicht.

— Was? Das hier? sagte Wolodja und begann mir das Newtonsche Binom zu erklären, aber so schnell und so unklar, daß er das Mißtrauen, das ich in seine Kenntnisse setzte, aus meinen Augen las, sich nach Dmitrij umschaute und roth wurde, als er in seinen Augen wohl dasselbe las. Aber er fuhr trotzdem fort, etwas zu sagen, was ich nicht verstand.

— Nicht doch, Wolodja, laß sein. Ich will's mit ihm durchgehen, wenn noch Zeit ist, sagte Dmitrij, warf einen Blick nach der Professorenecke und setzte sich zu mir.

Ich bemerkte sofort, daß mein Freund in der selbstzufriedenen freundlichen Stimmung war, die ihn immer überkam, wenn er mit sich zufrieden war, und die ich besonders an ihm gern hatte. Da er in Mathematik sehr tüchtig war und klar sprach, ging er mit mir die Frage so ausgezeichnet durch, daß ich sie noch bis heute in Erinnerung behalten habe. Aber kaum war er fertig, als St. Jérôme mit lautem Flüstern zu mir sagte: à vous, Nicolas, und ich ging hinter Ikonin her aus der Bank, ohne die zweite mir unbekannte Frage durchgesehen zu haben. Ich trat an den Tisch, an dem zwei Professoren saßen und ein Gymnasiast vor der Tafel stand. Der Gymnasiast leitete frisch eine Formel ab, kräftig mit der

Kreide auf die Tafel schlagend, und schrieb immer weiter, ohne darauf zu achten, daß der Professor ihm schon zugerufen hatte: genug! und uns befohlen hatte, die Fragezettel zu nehmen. Wie, wenn du die Theorie der Permutationen bekommst, dachte ich und zog mit zitternden Händen den Zettel aus dem weichen Päckchen der geschnittenen Blättchen. Ikonin drängte sich wie bei dem vorigen Examen mit derselben kühnen Bewegung vor und nahm, ohne lange zu wählen, den obersten Zettel, warf den Blick darauf und runzelte ärgerlich die Stirn.

— Immer solche verteufelte Fragen, brummte er.

— Ich sah meinen Zettel an. O Schrecken, es ist die Theorie der Permutationen! —

— Was haben Sie für eine? fragte Ikonin.

Ich zeigte ihm meine.

— Das kann ich, sagte er. Wollen wir tauschen?

— Nein. Ganz gleich.

— Ich fühle, daß ich nicht in der Stimmung bin, hatte Ikonin kaum noch Zeit mir zuzuflüstern, als der Professor uns schon bat an die Tafel zu treten.

Nun ist Alles verloren, dachte ich. — Statt des glänzenden Examens, das ich zu machen gedachte, bedecke ich mich für ewige Zeiten mit Schmach, schlimmer als Ikonin. Aber plötzlich drehte sich Ikonin vor den Augen des Professors zu mir um, riß mir meinen Zettel aus der Hand und gab mir seinen. Ich las die Frage, es war das Newtonsche Binom.

Der Professor war ein noch junger Mann mit angenehmem, klugem Gesichtsausdruck, der besonders durch den stark gewölbten unteren Theil der Stirn erzeugt wurde.

— Was ist das? Sie tauschen Ihre Zettel, meine Herren? sagte er.

— Nein, nur so. Er hat mir seinen Zettel zum Lesen gegeben, Herr Professor, fand sich Ikonin schnell — und wieder war Professor das letzte Wort, das er an dieser Stelle sprach. Wieder ging er an mir vorüber, warf den Professoren einen Blick zu, sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln mit einem Ausdruck, der sagen sollte: Was ist dabei, Kamerad? (Ich erfuhr später, daß Ikonin schon das dritte Jahr zu der Reifeprüfung kam).

Ich beantwortete die Frage, die ich eine Minute vorher durchgearbeitet hatte, vortrefflich — der Professor sagte sogar, besser, als man verlangen könnte, und gab mir eine — Fünf.

XII.

Die Prüfung im Lateinischen.

Bis zur Prüfung im Lateinischen ging Alles vortrefflich. Der Gymnasiast mit dem verbundenen Gesicht war der erste, Semenow der zweite, ich der dritte. Ich fing sogar an stolz zu werden und ernsthaft zu glauben, daß mit mir trotz meiner Jugend gar nicht zu spaßen sei.

Schon bei der ersten Prüfung erzählten alle mit Schauder von dem Lateinlehrer. Er sei, hieß es, wie ein reißendes Thier und finde Genuß an dem Unglück junger Leute, besonders solcher, die auf eigene Kosten studirten, und spreche, hieß es, nur lateinisch oder griechisch. St. Jérôme, der mein Lehrer in der lateinischen Sprache gewesen war, sprach mir Muth zu, und ich glaubte selbst nicht schlechter vorbereitet zu sein als die anderen, da ich

Cicero und einige Horazoden ohne Wörterbuch gelesen hatte und den Zumpt vortrefflich kannte. Aber es kam anders. Den ganzen Vormittag hörte man von nichts Anderem als von dem Durchfallen derer, die vor mir darangekommen waren. Dem einen hatte er eine Null, dem anderen eine Eins gegeben, einen dritten hatte er noch tüchtig gescholten und wollte ihn fortjagen u. s. w. u. s. w. Nur Semenow und der primus omnium gingen wie immer ruhig vor und holten sich jeder eine Fünf. Ich ahnte schon ein Unglück, als ich mit Ikonin zusammen an den kleinen Tisch gerufen wurde, an dem der gefürchtete Professor ganz allein saß. Der gefürchtete Professor war ein kleiner, hagerer Mann, mit fahlem Gesicht, mit langem, öligem Haar und einem sehr nachdenklichen Aussehen.

Er reichte Ikonin einen Band von Ciceros Reden und ließ ihn übersetzen.

Zu meinem großen Erstaunen las Ikonin nicht bloß, sondern übersetzte auch einige Zeilen mit Hilfe des Professors, der ihm vorsagte. Ich, der ich meine Ueberlegenheit über einen so schwachen Nebenbuhler fühlte, konnte ein Lächeln, sogar ein etwas verächtliches, nicht unterdrücken, als es zur Analyse des Gelesenen kam und Ikonin wie die früheren Male in ein augenscheinlich endloses Schweigen versank. Mit diesem schlauen, ein wenig spöttischen Lächeln glaubte ich dem Professor zu gefallen, aber das Gegentheil war der Fall.

— Sie wissen es vielleicht besser, weil Sie lächeln, sagte der Professor zu mir in seiner schlechten russischen Sprache — wir werden ja sehen. Nun, sagen Sie es.

Später erfuhr ich, daß der Lateinlehrer Ikonin protegirte und daß Ikonin sogar bei ihm wohnte. Ich be-

antwortete sofort die Frage aus der Syntax, die er Ikonin gestellt hatte, der Professor aber machte ein trübseliges Gesicht und wandte sich von mir ab.

— Schön, auch an Sie wird die Reihe kommen. Dann werden wir ja sehen, was Sie können — sagte er, ohne mich anzusehen und begann Ikonin die Frage zu erklären, die er ihm gegeben hatte.

— Sie können gehen, fügte er hinzu, und ich sah, wie er im Censurheft Ikonin eine Vier eintrug. Ei, dachte ich, er ist gar nicht so streng, wie man sagt.

Nach Ikonins Abgange ordnete er volle fünf Minuten, die mir wie fünf Stunden erschienen, die Bücher, die Fragezettel, dann schneuzte er sich, stellte die Stühle in Ordnung, streckte sich auf ihnen aus, sah im Saal umher nach den Seiten und überallhin, nur mich sah er nicht an. Dieses ganze Gethue erschien ihm jedoch noch nicht ausreichend, er schlug ein Buch auf und that, als ob er darin lese, als ob ich gar nicht da wäre. Ich rückte näher heran und hüstelte.

Ach so, Sie noch, nun übersetzen Sie, bitte, ein Stück, sagte er und reichte mir ein Buch — nein, dieses hier wird besser sein. — Er blätterte in dem Band Horaz und schlug ihn mir an einer Stelle auf, die, wie ich meinte, kein Mensch in der Welt je hätte übersetzen können.

Darauf bin ich nicht vorbereitet, sagte ich.

— Sie möchten gern beantworten, was Sie auswendig gelernt haben! Schön, nun übersetzen Sie, bitte, hier.

Ich suchte, so gut es ging, den Sinn zu entziffern. Der Professor aber schüttelte bei jedem meiner fragenden Blicke den Kopf, seufzte und antwortete immer nur: nein.

Endlich schlug er das Buch mit so nervöser Hast zu, daß sein Finger zwischen den Blättern stecken blieb. Er zog ihn ärgerlich heraus, gab mir einen Fragezettel aus der Grammatik, lehnte sich in den Sessel zurück und verharrte in unheilvollem Schweigen. Ich wollte zu antworten beginnen, aber der Ausdruck seiner Züge lähmte meine Zunge, und was ich auch sagte, schien mir falsch.

— Falsch, falsch, ganz falsch, begann er plötzlich mit seiner häßlichen Aussprache, indem er schnell seine Stellung veränderte, sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stemmte und mit dem goldenen Ring spielte, den er auf dem hageren Finger seiner linken Hand hielt. So, meine Herren bereitet man sich nicht für höhere Lehranstalten vor. Sie möchten bloß gern die Uniform mit dem blauen Kragen tragen, so obenhin etwas aufschnappen, und dann denken Sie, Sie können Studenten sein. Nein, meine Herren, man muß seinen Gegenstand gründlich kennen u. s. w. u. s. w.

Bei dieser ganzen Rede, die er radebrechend heruntersagte, betrachtete ich mit stumpfer Aufmerksamkeit seine zu Boden gesenkten Augen. Erst peinigte mich die Enttäuschung, daß ich nicht mehr der Dritte sein sollte, dann die Angst, das Examen nicht zu bestehen, und endlich trat dazu das Gefühl des Bewußtseins gekränkter Eitelkeit und unverdienter Erniedrigung; außerdem stachelte die Mißachtung gegen den Professor, — weil er nach meiner Vorstellung nicht zu den Menschen comme il faut gehörte, was ich entdeckte, als ich seine kurzen, starken und runden Nägel betrachtete — mich noch mehr und gab allen diesen Empfindungen einen giftigen Zusatz. Er sah mich an, bemerkte meine zuckenden Lippen und meine thränenfeuch-

ten Augen und erklärte sich meine Aufregung recht als eine Bitte, meine Nummer zu erhöhen und als ob er Mitleid mit mir gehabt hätte, sagte er (und das noch in Gegenwart eines anderen Professors, der gerade eintrat):

— Schön, ich will Ihnen eine Reifenummer (das ist eine zwei) geben, obgleich Sie sie nicht verdienen. Es geschieht auch nur in Anbetracht Ihrer Jugend und in der Erwartung, daß Sie an der Universität nicht mehr so leichtsinnig sein werden.

Diese letzte Wendung, die er in Gegenwart des fremden Professors ausgesprochen hatte, der mich so ansah, als ob auch er sagen wollte: sehen Sie, junger Mann! — brachte mich ganz und gar in Verbitterung. Es gab einen Augenblick, wo es mir vor den Augen dunkel wurde. Der gefürchtete Professor an seinem Tisch erschien mir in weiter Ferne, und mit schrecklicher einseitiger Klarheit fiel mir der ungeheuerliche Gedanke ein: „Wie, wenn . . . ? Was soll daraus werden?“ Aber ich that es nicht, im Gegentheil, ich grüßte unwillkürlich beide Professoren besonders ehrerbietig, lächelte leichthin, ich glaube, mit dem Lächeln, das Ikonin eigen war, und entfernte mich von dem Tisch.

Diese Ungerechtigkeit wirkte damals so stark auf mich ein, daß ich, wäre ich in meinen Entschließungen frei gewesen, nicht mehr zum Examen gegangen wäre. Ich verlor jeglichen Ehrgeiz (es war gar nicht mehr daran zu denken, daß ich der Dritte sein könnte) und ließ die übrigen Examina vorübergehen ohne jede ernste Bemühung, ohne Erregung sogar. Meine Durchschnittsnummer war trotzdem über Vier, aber ich kümmerte mich jetzt wenig darum. Ich hatte fest bei mir beschlossen und bewies es mir klar, daß

es höchst thöricht, ja sogar mauvais genre sei, danach zu streben, daß man der Erste werde. Man müsse so, nicht allzu schlecht, nicht allzu gut, wie Wolodja stehen. Daran wollte ich mich halten, auch in Zukunft an der Universität, obgleich ich in diesem Falle zum ersten Male in meinen Anschauungen mit meinem Freunde nicht übereinstimmte.

Ich dachte nur noch an die Uniform, an den Dreimaster, an den eigenen Wagen, an das eigene Zimmer und vor Allem an die eigene Freiheit.

XII.

Ich bin erwachsen.

Auch diese Gedanken hatten übrigens ihren Reiz.

Als ich am 8. Mai von dem letzten Examen in der Religion heimkehrte, fand ich zu Hause den mir bekannten Gesellen von Rosanow, der schon die Uniform und den Rock aus schwarzem, hellglänzendem Tuch zur Anprobe gebracht und mit Kreide den Kragen angezeichnet hatte. Jetzt brachte er den fertigen Anzug, mit glänzenden, in Papier gewickelten Goldknöpfen.

Ich zog den Anzug an und fand ihn schön, obgleich St. Jérôme behauptete, der Rücken des Rockes schlage Falten, und ging mit einem selbstgefälligen Lächeln, das ganz unwillkürlich über mein Gesicht huschte, hinunter zu Wolodja. Ich fühlte, that aber, als ob ich es nicht merkte, daß die Blicke der Hausleute aus dem Vorzimmer und dem Korridor begierig auf mich gerichtet waren. Gawrilo, der Kammerdiener, kam mir im Salon entgegen, beglückwünschte mich zum Beginn meiner Studien, überreichte mir in Papas Namen vier weiße Scheine und

sagte, vom heutigen Tage ab sei auch auf Papas Befehl der Kutscher Kuzma, der kleine Wagen und der Braune Krassawtschik zu meiner unbedingten Verfügung. Ich war so erfreut über dieses fast unerwartete Glück, daß ich nicht im Stande war, vor Gawrilo gleichgiltig zu erscheinen und sagte, ein wenig verwirrt und überhastig, das erste Beste, was mir in den Sinn kam: „Ich glaube, Krassawtschik ist ein vortrefflicher Traber.“ Da ich die Köpfe sah, die aus den Thüren des Vorzimmers und des Korridors hervorlugten, konnte ich mich nicht mehr halten und rannte im Trabe durch den Salon mit meinem neuen Rock und den glänzenden goldenen Knöpfen. Gerade als ich zu Wolodja ins Zimmer trat, hörte ich hinter mir Dubkows und Nechljudows Stimme, die gekommen waren, mich zu beglückwünschen und mir vorzuschlagen, daß wir irgendwo speisen und Champagner trinken zu Ehren meines Studententhums. Dmitrij sagte mir, heute würde er, obgleich er nicht gerne Champagner trinke, mit uns gehen, um mit mir Brüderschaft zu trinken. Dubkow meinte, ich hätte eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Obersten. Wolodja beglückwünschte mich nicht; er sagte sehr trocken: Wir könnten nun übermorgen aufs Land fahren. Als wäre es ihm, obgleich er sich über mein bestandenes Examen freute, nicht ganz angenehm, daß ich nun so gut erwachsen war, wie er. St. Jérôme, der ebenfalls zu uns gekommen war, sagte sehr schwülstig, seine Pflichten seien nun beendet, er wisse nicht, ob er sie gut oder schlecht erfüllt habe, daß er aber Alles gethan, was in seinen Kräften gestanden und daß er morgen zu seinem Grafen übersiedeln würde. Ich fühlte, wie als Antwort auf Alles, was sie sagten, gegen meinen Willen auf meinem Gesicht ein süßes,

glückliches, ein wenig blöd-selbstgefälliges Lächeln erblühte und beobachtete, daß dieses Lächeln sich allen mittheilte, die mit mir sprachen.

Keinen Hauslehrer mehr, einen eigenen Wagen, meinen Namen in dem Verzeichniß der Studenten gedruckt, einen Degen und Portepée, die Polizisten werden vor mir vielleicht Honneur machen . . . ich bin erwachsen, ich glaube, ich bin glücklich.

Wir beschlossen, bei Jar um fünf Uhr zu speisen. Da aber Wolodja zu Dubkow fuhr und Dmitrij nach seiner Gewohnheit ebenfalls verschwand unter dem Vorwand, er habe bis zu Tisch noch etwas zu thun, konnte ich zwei Stunden ganz nach meinem Belieben verbringen. Ich ging ziemlich lange in allen Zimmern umher, betrachtete mich in allen Spiegeln, bald den Rock ganz geschlossen, bald ganz offen, bald wieder nur auf den einen obersten Knopf geknöpft, und stets gefiel ich mir vortrefflich, und so sehr ich mich auch schämte, meine Freude allzu stark merken zu lassen, konnte ich mich doch nicht enthalten, eilte in den Stall und in die Wagenremise, betrachtete Krassawtschik, Kuzma und den Wagen, dann kam ich wieder zurück, ging in den Zimmern umher, blickte in die Spiegel, zählte mein Geld in der Tasche und Alles mit dem glücklichen Lächeln auf dem Gesicht. Aber kaum war eine Stunde Zeit vergangen, als ich eine gewisse Langeweile oder Bedauern darüber empfand, daß mich Niemand in dieser glänzenden Stellung sehe, und ich sehnte mich nach Bewegung und Thätigkeit. Darum ließ ich den Wagen anspannen und kam zu dem Entschluß, das Beste sei nach der Schmiedebrücke zu fahren und Einkäufe zu machen.

Ich erinnerte mich, daß Wolodja, als er sein Exa-

men bestanden hatte, sich Lithographien von Victor Adams Pferdebildern, Tabak und Pfeifen gekauft hatte, und es schien mir unerläßlich, dasselbe zu thun.

Aller Augen waren auf mich gerichtet, der helle Sonnenschein glänzte auf meinen Knöpfen, auf der Kokarde meines Hutes und meinem Degen, und so kam ich auf die Schmiedebrücke und hielt vor dem Bilderladen Daziaros. Ich sah mich nach allen Seiten um und trat ein. Victor Adams Pferde mochte ich nicht kaufen, damit man mir Nachäffung von Wolodja nicht vorwerfen könnte. Aber ich übereilte mich, weil ich mich schämte, dem diensteifrigen Commis Mühe zu machen, traf schnell meine Wahl, nahm einen Frauenkopf in Gouachemanier, der im Fenster stand, und zahlte dafür zwanzig Rubel. Nachdem ich im Laden die zwanzig Rubel bezahlt hatte, schämte ich mich, daß ich die hübsch gekleideten Commis um solcher Kleinigkeit willen bemüht hatte, und mir war auch, als sähen sie mich überdies geringschätzig an. Um sie empfinden zu lassen, wer ich sei, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf einen silbernen Gegenstand, der unter Glas dalag, und nachdem ich gehört hatte, es sei ein Bleistifthalter, der achtzehn Rubel kostete, bat ich, ihn einzuwickeln und legte das Geld hin. Nachdem ich noch von ihnen gehört hatte, daß man gute Tschibuks und Tabak nebenan im Tabakladen haben könne, verabschiedete ich mich höflich von den beiden Commis und verließ, das Bild unter dem Arm, den Laden. In dem benachbarten Geschäft, auf dessen Schild ein rauchender Neger gemalt war, kaufte ich ebenfalls, um der Nachahmung zu entgehen, nicht Shukow sondern Sultan, eine kleine türkische Pfeife und zwei Linden- und Rosentschibuks.

Als ich aus dem Laden herauskam und auf meinen Wagen zuging, bemerkte ich Semenow im Civilrock. Er ging mit gesenktem Haupte schnellen Schrittes auf dem Bürgersteig. Es ärgerte mich, daß er mich nicht erkannte. Ich sagte ziemlich laut: fahr zu! setzte mich in den Wagen und holte Semenow ein.

— Guten Tag! sagte ich zu ihm.

— Ergebener Diener! antwortete er und ging ruhig weiter.

— Wie? Sie tragen keine Uniform? sagte ich.

Semenow blieb stehen, kniff die Augen zu, biß die weißen Zähne auf einander, als bereite es ihm Schmerz in die Sonne zu sehen, aber eigentlich wohl nur, um mir zu zeigen, wie wenig mein Wagen und meine Uniform auf ihn Eindruck machten, sah mich schweigend an und ging seines Weges.

Von der Schmiedebrücke fuhr ich in die Conditorei in der Twerstraße, und obwohl ich so thun wollte, als ob mich in der Conditorei ganz besonders die Zeitungen interessirten, konnte ich mich doch nicht halten und begann einen Kuchen nach dem andern zu verzehren. Obwohl ich mich vor dem Herrn schämte, der mich über die Zeitung hinweg neugierig betrachtete, aß ich in der großen Eile acht Kuchen von allen Sorten, die überhaupt in der Conditorei zu haben waren.

Als ich nach Hause kam, fühlte ich ein leichtes Sodbrennen. Ich achtete nicht viel darauf und beschäftigte mich damit, meine Einkäufe zu mustern. Das Bild mißfiel mir so, daß ich es nicht nur nicht einrahmen ließ und über mein Bett hängte wie Wolodja, sondern sogar sorgfältig hinter der Kommode versteckte, wo es niemand sehen

konnte. Der Bleistifthalter gefiel mir zu Hause auch nicht. Ich legte ihn in die Tischschublade und tröstete mich nur mit dem Gedanken, daß der Gegenstand aus Silber, also eine Werthsache und für einen Studenten sehr nützlich sei. Die Rauchgegenstände beschloß ich sofort in Gebrauch zu nehmen und auszuprobiren.

Ich öffnete das Viertelpfund-Päckchen und stopfte den röthlich-gelben, feingeschnittenen Sultan in das türkische Pfeifchen, legte einen brennenden Schwamm darauf, nahm den Tschibuk zwischen den Mittelfinger und den Ringfinger, eine Handstellung, die mir besonders gefiel, und begann den Rauch einzuziehen.

Der Duft des Tabaks war sehr angenehm, aber er schmeckte bitter und beengte den Athem. Ich faßte mir aber ein Herz und zog ziemlich lange den Rauch ein, versuchte Ringe in die Luft zu blasen und wieder einzuziehen. Das Zimmer war bald von Rauchwolken erfüllt, die Pfeife begann zu rasseln, der glimmende Tabak sprang heraus, im Munde fühlte ich einen bitteren Geschmack und im Kopf einen leichten Schwindel. Ich wollte schon aufhören und nur noch einmal mit der Pfeife mich im Spiegel betrachten, als zu meinem Erstaunen meine Füße zu schwanken begannen. Das Zimmer drehte sich um mich herum, und als ich in den Spiegel hineinsah, zu dem ich mich mühsam hingeschleppt hatte, bemerkte ich, daß mein Gesicht kreideweiß war. Ich hatte mich kaum aufs Sopha sinken lassen, als ich eine solche Uebelkeit und ein solches Unwohlsein empfand, daß ich mir einbildete, die Pfeife sei für mich lebensgefährlich, und zu sterben glaubte. Ich erschrak ernsthaft und wollte schon Leute zu Hilfe rufen und den Doktor holen lassen.

Aber die Angst dauerte nicht lange. Ich begriff sofort, was geschehen war, lag mit einem furchtbaren Kopfschmerz und großer Schwäche lange auf dem Sofa und betrachtete mit stumpfer Aufmerksamkeit Bostanjoglos Marke, die auf dem Päckchen abgebildet war, die Pfeife, die am Boden lag, die Brosamen und Restchen der Kuchen, und dachte in meiner Enttäuschung traurig: ich bin vielleicht noch nicht ganz erwachsen, wenn ich nicht rauchen kann wie andere, und es ist mir offenbar nicht bestimmt wie anderen, den Tschibuk zwischen Mittel- und Ringfinger zu halten, den Rauch einzuziehen und ihn durch den dunkeln Schnurrbart wieder hindurch zu lassen.

Dmitrij kam um fünf Uhr vorgefahren und traf mich in diesem unangenehmen Zustand. Als ich aber ein Glas Wasser getrunken hatte, erholte ich mich ziemlich und war bereit mit ihm zu fahren.

— Wie kommen Sie auf den Gedanken zu rauchen? sagte er, da er die Spuren meines Rauchens sah. — Das sind alles Thorheiten, unnütze Geldvergeudung. Ich habe mir das Wort gegeben nicht zu rauchen .... aber lassen Sie uns schnell gehen, wir müssen noch Dubkow abholen.

XIV.

Was Wolodja und Dubkow trieben.

Schon als Dmitrij in mein Zimmer getreten war, erkannte ich an seinen Zügen, an seinem Gang und an der ihm eigenen Gebärde, wenn er in schlechter Stimmung war — er blinzelte dann mit den Augen, warf den Kopf mit einer Grimmasse zur Seite, als ob er sein Halstuch zurecht rücken wollte, — daß er sich in seiner kühl-eigen-

sinnigen Stimmung befand, die immer über ihn kam, wenn er unzufrieden mit sich selbst war, und die stets auf mein Empfinden für ihn eine erkältende Wirkung übte. In letzter Zeit hatte ich schon begonnen, den Charakter meines Freundes zu beobachten und zu beurtheilen, unsere Freundschaft war aber dadurch keineswegs bee nflußt. Sie war noch so jung und stark, daß ich, von welcher Seite ich auch Dmitrij betrachtete, seine Vollkommenheit sehen mußte. In ihm wohnten zwei verschiedene Menschen, die beide in meinen Augen schön waren. Der eine, den ich glühend liebte, war gut, freundlich, mild, heiter und war sich dieser liebenswürdigen Eigenschaften bewußt. War er in dieser Stimmung, so schien sein ganzes Aeußere der Ton seiner Stimme, alle seine Bewegungen zu sagen: ich bin mild und tugendhaft, ich habe selbst meine Freude daran, daß ich mild und tugendhaft bin, und ihr alle könnt das sehen. Der andere, den ich erst jetzt zu erkennen anfing und vor dessen Großartigkeit ich mich beugte, war der kühle, gegen sich und andere strenge, stolze, bis zum Fanatismus religiöse und pedantisch sittliche Mensch. In diesem Augenblick war er der zweite Mensch.

Mit der Offenheit, welche die unerläßliche Voraussetzung unserer Beziehungen war, sagte ich ihm, als wir in den Wagen stiegen, daß es mich schmerzlich berührte, ihn in diesen für mich so glücklichen Tagen in so drückender, mir so unangenehmer Stimmung zu sehen.

— Gewiß hat Sie was verstimmt. Warum sagen Sie es mir nicht? fragte ich ihn.

— Nikolenka, sagte er langsam, wandte den Kopf nervös zur Seite und blinzelte, wenn ich Ihnen mein Wort gegeben habe, Ihnen nichts zu verbergen, so haben Sie auch

keine Ursache, mich der Geheimthuerei zu verdächtigen, Man kann doch nicht immer gleich gut gelaunt sein, und wenn mich etwas verstimmt hat, so kann ich mir selbst davon nicht Rechenschaft geben.

Welch' ein wunderbar offener, ehrenhafter Charakter! dachte ich und sprach nicht mehr mit ihm davon.

Wir kamen bei Dubkow schweigend an. Dubkows Wohnung war außerordentlich schön oder erschien mir so. Ueberall waren Teppiche, Gemälde, Gardinen, bunte Tapeten, Bildnisse, Stühle von gebogener Arbeit, Voltairesessel. An den Wänden hingen Waffen, Pistolen, Tabaksbeutel und Thierköpfe aus Pappe. Beim Anblick dieses Zimmers begriff ich, wem Wolodja bei der Ausschmückung seines Zimmers nachgeahmt hatte. Wir trafen Dubkow und Wolodja bei dem Kartenspiel. Ein mir unbekannter Herr (wohl ein unbedeutender Mensch, wenn man nach seiner bescheidenen Stellung urtheilte) saß am Tisch und sah sehr aufmerksam dem Spiele zu. Dubkow selbst trug einen seidenen Schlafrock und weiche Hausschuhe. Wolodja saß in Hemdsärmeln ihm gegenüber auf dem Sofa und schien, wenn man nach dem gerötheten Gesicht und dem unzufriedenen hastigen Blick urtheilen durfte, den er uns einen Augenblick von den Karten aufschauend zuwandte, von dem Spiel sehr in Anspruch genommen. Als er mich erblickte, erröthete er noch mehr.

— Du giebst, sagte er zu Dubkow. Es war ihm unangenehm, sah ich, daß ich erfahren hatte, er spiele Karten, aber in seinen Gesichtszügen war keine Verwirrung zu bemerken; sie schienen mir zu sagen: gewiß spiele ich, du wunderst dich darüber, weil du noch jung bist, das ist

nicht nur nicht schlecht, sondern angemessen für unser Alter. Ich fühlte und begriff dies auf der Stelle.

Dubkow machte übrigens keine Anstalten Karten zu geben. Er erhob sich, drückte uns die Hand, bat Platz zu nehmen und bot uns Pfeifen an, die wir ablehnten.

— Da haben Sie unseren Diplomaten, den Urheber unserer Festlichkeit, sagte Dubkow. Ei, bei Gott, er hat eine entsetzliche Aehnlichkeit mit einem Obersten.

— Hm, murmelte ich und fühlte, wie über mein Gesicht das blödselbstzufriedene Lächeln huschte.

Ich hatte Achtung vor Dubkow, wie nur ein sechszehnjähriger Knabe vor einem siebenundzwanzigjährigen Adjutanten haben kann, von dem alle Erwachsenen sagen, er sei ein höchst ordentlicher junger Mann, der vortrefflich tanzt, französisch spricht, und der, wenn er auch im Innersten auf meine Jugendlichkeit herabsah, sich doch offenbar bemühte dies zu verbergen.

Trotz dieser meiner Hochachtung war es mir doch während unserer ganzen Bekanntschaft, Gott weiß aus welchem Grunde, schwer und unbehaglich ihm in die Augen zu sehen, und ich machte später die Beobachtung, daß ich drei Arten von Menschen nicht gut in die Augen sehen konnte: solchen, die viel schlechter waren als ich, solchen, die viel besser waren als ich, und solchen, mit denen man sich nicht entschließen kann über eine Sache zu sprechen, die beide kennen. Vielleicht war Dubkow besser, vielleich war er schlechter als ich, gewiß aber war, daß er sehr häufig log, ohne es zu gestehen, daß ich diese Schwäche an ihm bemerkte und selbstverständlich mich nicht entschließen konnte mit ihm darüber zu sprechen.

— Machen wir noch ein Spiel? sagte Wolodja, indem

er wie Papa mit den Achseln zuckte und die Karten mischte.

Quäle mich nicht, sagte Dubkow. Wir spielen nachher weiter, aber übrigens — gieb her.

Während sie spielten, betrachtete ich ihre Hände. Wolodja hatte eine große schöne Hand, und die Rundung des Daumens und die Biegung der anderen Finger, war, wenn er die Karten hielt Papas Händen so ähnlich, daß ich eine Zeit lang glaubte, Wolodja halte absichtlich die Hände so, um einem Großen ähnlich zu sehen. Wenn ich aber sein Gesicht betrachtete, war mir das sofort klar, daß er an nichts Anderes als an das Spiel denke. Dubkow dagegen hatte kleine rundliche, nach innen gebogene, sehr geschickte Hände und weiche Finger, die Art Hände, die Ringe zu tragen pflegen und die Leuten angehören, welche zur Handarbeit geneigt sind, und die gern schöne Sachen haben.

Wolodja mußte im Verlust sein. Denn der Herr, der ihm in die Karten sah, bemerkte, daß Wladimir Petrowitsch furchtbares Unglück habe, und Dubkow zog seine Brieftasche hervor, trug etwas ein, zeigte das Eingeschriebene Wolodja und sagte: Stimmts?

Stimmt! sagte Wolodja und sah mit einem erheuchelten zerstreuten Blick in das Notizbuch — jetzt wollen wir fahren.

Wolodja fuhr mit Dubkow, ich mit Dmitrij in seinem Phaëton.

— Was haben die gespielt? fragte ich Dmitrij.

— Piquet, ein dummes Spiel, überhaupt spielen — ist eine Dummheit.

— Und sie spielen hoch?

— Nicht hoch, aber auch so ist es nicht hübsch.

— Spielen Sie nicht?

— Nein, ich habe mir das Wort gegeben nicht zu

spielen; Dubkow aber muß immer Jemandem Geld abnehmen.

— Das ist doch nicht hübsch von ihm, sagte ich. — Wolodja spielt wohl schlechter als er?

— Es ist gewiß nicht hübsch, aber es ist auch nichts besonders Schlechtes. Dubkow spielt gern und spielt gut, aber er ist trotzdem ein vortrefflicher Mensch.

— Ich habe auch keineswegs gedacht . . . sagte ich. Man darf auch von ihm nicht schlecht denken, denn er ist wirklich ein vortrefflicher Mensch. Auch ich habe ihn sehr lieb und werde ihn trotz seiner Schwächen immer lieb behalten. Mir wollte es, gerade weil Dmitrij gar zu eifrig für Dubkow eintrat, so vorkommen, als hätte er ihn nicht mehr gern und schätze ihn nicht, und als wollte er nur aus Eigensinn das nicht Wort haben, und damit ihn Niemand der Unbeständigkeit zeihe. Er gehörte zu den Menschen, die ihre Freunde fürs ganze Leben lieben, nicht weil diese Freunde ihnen immer liebenswerth erscheinen, als vielmehr darum, weil sie es nicht mit ihrer Ehre vereinbar halten, einem Menschen, den sie einmal wenn auch irrthümlich liebgewonnen, ihre Liebe zu entziehen.

XV.

Glückwünsche.

Dubkow und Wolodja kannten bei Jar alle Menschen mit Namen, und vom Portier bis zum Wirth erzeigten ihnen alle die größte Hochachtung. Man wies uns sofort ein besonderes Zimmer an und trug ein gar merkwürdiges Mahl auf, das Dubkow nach der französischen Speisekarte ausgewählt hatte. Eine Flasche Champagner auf Eis, die

ich mich bemühte so gleichgiltig als möglich zu betrachten, war schon vorbereitet. Das Essen verlief sehr angenehm und heiter, obgleich Dubkow nach seiner Gewohnheit die seltsamsten Dinge wie reine Wahrheiten erzählte, unter Anderem, wie seine Großmama drei Räuber, die sie überfallen hatten, mit einer Donnerbüchse getödtet habe (ich wurde dabei roth, senkte die Augen zu Boden und wandte mich von ihm ab), und obgleich Wolodja, sobald ich zu sprechen begann, in Angst gerieth (was vollkommen überflüssig war, weil ich, soviel ich mich erinnere, nichts sagte, dessen man sich zu schämen hätte).

Als der Champagner gereicht wurde, beglückwünschten sie mich Alle, ich trank über den Arm hinweg Brüderschaft mit Dubkow und Dmitrij, und wir küßten uns. Da ich nicht wußte, wem die gereichte Flasche Champagner gehörte (sie war, wie mir später erklärt wurde, auf gemeinsame Rechnung) und die Freunde für mein Geld bewirthen wollte, das ich unaufhörlich in der Tasche betastete, zog ich ganz unbemerkt einen Zehnrubelschein hervor, rief den Kellner heran, gab ihm das Geld und sagte ihm leise, wenn auch so, daß es alle hörten, da sie mich schweigend ansahen, er möchte „bitte noch eine halbe Flasche Champagner reichen“. Wolodja erröthete, fuhr zusammen und sah mich und die anderen erschrocken an, so daß ich meinen Fehler empfinden mußte. Aber die halbe Flasche kam, und wir tranken sie mit dem größten Vergnügen aus. Die Heiterkeit dauerte fort. Dubkow hörte nicht auf Lügengeschichten zu erzählen, und auch Wolodja erzählte so vortrefflich allerlei komische Geschichtchen, wie ich es gar nicht von ihm erwartet hätte, und wir lachten viel. Der Charakter ihrer Komik, d. h. Wolodjas und Dubkows,

bestand darin, daß sie die bekannte Anekdote nachahmten und übertrieben. „Sind Sie schon im Ausland gewesen?“ sagte z. B. der eine. — „Nein, ich bin noch nie da gewesen,“ antwortete der zweite, „aber mein Bruder bläst die Flöte.“ Sie hatten in dieser Art des höheren Blösinns eine solche Vollkommenheit erreicht, daß sie diese Anekdote so erzählten: „Mein Bruder hat auch nie die Flöte geblasen.“ Auf jede Frage antwortete einer dem andern in dieser Weise. Bisweilen versuchten sie auch ohne Frage die unzusammenhängendsten Dinge zu verknüpfen, sprachen diesen Blödsinn mit dem ernstesten Gesicht aus, und das wirkte höchst komisch. Ich begriff allmählich, worum es sich handelte und sollte auch etwas Komisches erzählen. Aber sie sahen mich alle ängstlich an oder bemühten sich, mich nicht anzusehen, wenn ich sprach, und meine Anekdote mißlang. Dubkow sagte: Freund Diplomat hat sich verheddert; aber mir war so behaglich zu Muthe von der geleerten Champagnerflasche und der Gesellschaft Erwachsener, daß diese Bemerkung mich nur ganz leicht streifte. Nur Dmitrij verblieb, obgleich er nicht weniger trank als wir, in seiner strengen ernsten Stimmung, die ein wenig die allgemeine Lustigkeit niederhielt.

— Hören Sie, meine Herren, sagte Dubkow, nach dem Essen müssen wir den Diplomaten unter unsere Fittige nehmen. Sollten wir nicht zur „Tante“ hinfahren? Dort werden wir ihm schon Verhaltungsmaßregeln geben.

— Nechljudow wird ja nicht mitkommen, sagte Wolodja.

— Ein unerträglicher Frömmler! — Du unerträglicher Frömmler! sagte Dubkow, sich zu ihm wendend, komm doch mit, du wirst sehen, Tante ist eine vortreffliche Dame.

— Ich werde nicht nur selbst hierbleiben, sondern auch ihn nicht mitfahren lassen, antwortete Dmitrij erröthend.

— Wen? Den Diplomaten? Du willst ja doch mit, Diplomat. Sieh nur, er strahlt förmlich, seit von der Tante die Rede ist.

— Ich sage nicht, daß ich ihn festhalte, fuhr Dmitrij fort, erhob sich von seinem Platz und ging im Zimmer auf und nieder. Ich rathe ihm nur ab und wünsche nicht, daß er mitfährt. Er ist jetzt kein Kind mehr, und wenn er will, kann er allein ohne euch hinfahren. Du aber, Dubkow, solltest dich schämen; weil du schlecht handelst, willst Du, daß auch andere so thun!

— Was ist da schlimm? sagte Dubkow, indem er Wolodja zublinzelte, daß ich euch alle zur Tante zu einer Tasse Thee einlade. Schön! Wenn es dir unangenehm ist, daß wir hingehen, meinetwegen! Wolodja und ich gehen hin. Wolodja, kommst Du mit?

— Hm, hm, sagte Wolodja bestätigend — wir fahren hin, dann kommen wir zu uns zurück und setzen unser Piquet fort.

— Wie, willst du sie begleiten oder nicht? sagte Dmitrij, indem er auf mich zutrat.

— Nein, antwortete ich und rückte mich auf dem Sopha, um ihm den Platz neben mir zu geben; er setzte sich hin — ich will einfach nicht, und wenn du mir abräthst, fahre ich um keinen Preis mit. Nein, fügte ich dann hinzu, ich sage die Unwahrheit, Lust hätte ich schon mitzufahren, aber ich bin froh, daß ich nicht fahre.

— Vortrefflich, sagte er, lebe, wie es dir paßt, und tanze nicht nach anderer Leute Pfeife. Das ist das Beste.

Dieser kleine Zwist hatte unser Vergnügen nicht nur nicht gestört, sondern es noch gesteigert. Dmitrij kam plötzlich in die milde Stimmung, die ich so gern hatte. Einen solchen Einfluß hatte auf ihn, wie ich später öfter beobachten konnte, das Bewußtsein einer guten That. Er war jetzt mit sich selbst zufrieden, weil er mich zurückgehalten hatte. Er wurde außerordentlich lustig, bestellte noch eine Flasche Champagner (was gegen seine Grundsätze war), lud einen unbekannten Herrn in unser Zimmer, schenkte ihm ein, sang das Gaudeamus, bat uns alle, miteinzustimmen und schlug vor, nach Ssokolniki spazieren zu fahren, worauf Dubkow die Bemerkung machte, das sei höchst sentimental.

— Laßt uns heute fröhlich sein, sagte Dmitrij lächelnd. Zur Feier seines Eintritts in die Universität will ich mir zum erstenmal einen Rausch antrinken. Ja, so soll es sein. — Diese Lustigkeit paßte nicht recht für Dmitrij. Er hatte Aehnlichkeit mit einem Hofmeister oder mit einem guten Vater, der mit seinen Kindern zufrieden ist und der ihnen in seiner heiteren Stimmung ein Vergnügen bereiten, zugleich aber den Beweis führen möchte, daß man ehrbar und anständig lustig sein kann. Aber trotzdem schien diese unerwartete Lustigkeit auf mich und die anderen ansteckend zu wirken, umsomehr, als jeder von uns beinahe schon eine halbe Flasche Champagner getrunken hatte.

In dieser angenehmen Stimmung ging ich ins große Zimmer, um mir dort eine Cigarette anzustecken, die mir Dubkow gegeben hatte.

Als ich mich von meinem Platz erhob, bemerkte ich, daß mein Kopf ein wenig schwindelte, meine Füße schwankten und meine Hände nur dann in natürlicher Lage waren,

wenn ich aufmerksam darauf achtete. Im entgegengesetzten Falle gingen die Füße nach rechts und links und machten die Hände merkwürdige Bewegungen. Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf diese Gliedmaßen, meine Hände mußten sich strecken, den Rock zuknöpfen, das Haar glätten (wobei sie die Ellbogen entsetzlich in die Höhe warfen), die Füße mußten gerade auf die Thür zugehen, was sie auch ausführten. Sie traten nur sehr hart oder auch allzu zart auf. Besonders trat der linke Fuß immer auf die Zehe; ich hörte, wie eine Stimme mir zurief: Wohin gehst du? Man wird Licht bringen. Ich errieth, daß es Wolodjas Stimme sei, und der Gedanke, daß ich es errathen hatte, bereitete mir Freude, aber zur Erwiderung lächelte ich nur leicht und ging weiter.

XVI.

Ein Streit.

In dem großen Zimmer saß an einem kleinen Tischchen ein kleiner stämmiger Herr in Civil mit röthlichem Schnurrbart und aß. Neben ihm saß ein hochgewachsener brünetter Herr ohne Bart. Sie sprachen französisch. Ihr Anblick machte mich verlegen. Trotzdem entschloß ich mich, die Zigarette an dem brennenden Licht anzuzünden, das vor ihnen stand. Ich schaute seitwärts, um ihren Blicken nicht zu begegnen, trat an den Tisch heran und zündete die Zigarette an. Als die Zigarette zu brennen begann, hielt ich es nicht mehr aus und sah zu dem speisenden Herrn gegenüber. Seine grauen Augen waren starr und mißfällig auf mich gerichtet. Ich wollte mich eben umwenden, als sein rother Schnauzer sich bewegte und er französisch

sagte: Ich habe es nicht gern, daß geraucht wird, wenn ich esse, mein Herr.

Ich murmelte etwas Unverständliches.

— Ja, ich habe es nicht gern, fuhr der Herr im Schnurrburt strengen Tones fort und sah den Herrn ohne Bart lange an, als forderte er ihn auf, sich daran zu ergötzen, wie er mit mir abfahren wollte — ich habe es nicht gern, mein Herr, ich habe auch Leute nicht gern, die so unhöflich sind, daß sie mir in's Gesicht rauchen.

Ich begriff sofort, daß dieser Herr mich schalt, aber ich glaubte, im ersten Augenblicke, ihm ein Unrecht gethan zu haben.

— Ich habe nicht geglaubt, daß Ihnen das unangenehm sein könnte, sagte ich.

— Sie haben nicht geglaubt, daß Sie ein unerzogener Mensch sind! Ich glaube es aber, schrie der Herr.

— Mit welchem Recht schreien Sie so? sagte ich, denn ich empfand, daß er mich beleidigte nnd fing an mich zu erregen.

— Mit dem Recht, daß ich niemandem gestatte, mich zu beleidigen, und solche Herrchen wie Sie werde ich stets zur Raison bringen. Wie heißen Sie, mein Herr, und wo wohnen Sie.

Ich war sehr erregt, meine Lippen bebten, der Athem stockte mir, aber trotzdem fühlte ich mich schuldig, vielleicht weil ich zu viel Champagner getrunken hatte, und sagte dem Herrn keine Grobheiten, im Gegentheil, mein Mund nannte ihm in demüthigster Weise meinen Namen und meine Adresse.

— Mein Name ist Kolpikow, mein Herr, und Sie bitte ich in Zukunft mehr Respekt zu haben. Wir wer-

den uns noch sehen (vous aurez de mes nouvelles) schloß er, denn das Gespräch wurde französisch geführt.

Ich sagte nur: sehr angenehm, bemühte mich meiner Stimme den entschiedensten Ausdruck zu geben, wandte mich mit der Zigarette, die inzwischen erloschen war, um und ging in unser Zimmer zurück.

Ich sagte weder dem Bruder, noch den Freunden etwas von diesem Vorfall, um so weniger, als sie in einem heftigen Streit waren, und setzte mich ganz allein in die Ecke, um über diese sonderbare Begebenheit nachzudenken. Die Worte „Sie sind ein unerzogener Mensch, mein Herr" (un mal élevé, monsieur), klangen mir beständig in die Ohren und empörten mich immer mehr und mehr. Mein Rausch war vollkommen verflogen. Als ich darüber nachdachte, wie ich mich in der Angelegenheit benommen, kam mir plötzlich der erschreckende Gedanke, ich hätte wie ein Feigling gehandelt. „Mit welchem Recht ist er über mich hergefallen . . .? Warum hat er nicht einfach gesagt, es störe ihn? Gewiß, er war der Schuldige. Warum habe ich ihm, als er mich einen unerzogenen Menschen nannte, nicht gesagt: Ein unerzogener Mensch, mein Herr, ist der, der sich Grobheiten herausnimmt — oder warum habe ich ihm nicht einfach zugeschrieen: schweigen Sie! Das wäre vortrefflich gewesen. Warum habe ich ihn nicht zum Duell gefordert! Nein, nichts von alledem habe ich gethan. Ich habe wie ein niedriger Feigling die Kränkung heruntergeschluckt." „Sie sind ein unerzogener Mensch, mein Herr" klang es mir beständig bohrend in die Ohren. „Nein, das darf man nicht so hingehen lassen", dachte ich, erhob mich mit der festen Absicht, wieder zu dem Herrn zurückzugehen, um

etwas Furchtbares zu sagen, vielleicht auch, um ihm den Leuchter an den Kopf zu schlagen, wenn es sich machen würde. Mit dem höchsten Genuß dachte ich an diese letzte Absicht, und doch ging ich nicht ohne große Angst wieder in's große Zimmer. Zum Glück war Herr Kolpikow nicht mehr da. Nur ein Diener war in dem großen Zimmer. Er räumte den Tisch ab. Ich wollte gerade dem Diener den Vorfall erzählen und ihm erklären, daß ich gänzlich schuldlos sei, aber ich überlegte es mir und ging in der trübsten Stimmung wieder in das Zimmer zurück.

— Was ist denn mit unserem Diplomaten geschehen? sagte Dubkow. Er entscheidet gewiß in diesem Augenblick das Schicksal Europas.

— Ach, laß mich in Ruhe, sagte ich mürrisch und wandte mich ab. Gleich darauf aber begann ich, im Zimmer auf und nieder gehend, darüber nachzudenken, daß Dubkow im Grunde ein schlechter Mensch sei. Was sind das für ewige Scherze und der Spitzname „Diplomat" — liegt darin eine Liebenswürdigkeit? Wenn er nur Wolodja das Geld im Spiel abnehmen und zur Tante fahren kann . . . und liegt etwas Angenehmes in seinem Wesen? Was er spricht, ist eine Lüge oder eine Gemeinheit und immer und ewig spöttelt er. Ich glaube, er ist einfach dumm; und auch ein schlechter Mensch. In solchen Gedanken gingen etwa fünf Minuten hin, und ich empfand mehr und mehr, ich weiß nicht warum, ein feindseliges Gefühl gegen Dubkow. Dubkow schenkte mir nicht die geringste Aufmerksamkeit, und das erboste mich noch mehr. Ich war sogar böse auf Wolodja und Dmitrij, weil sie mit ihm plauderten.

— Wissen Sie was? Wir müssen den Diplomaten

mit Wasser begießen, sagte Dubkow auf einmal, indem er mich mit einem Lächeln ansah, das mir spöttisch, ja verrätherisch erschien. Ihm ist ganz jämmerlich zu Muthe, wahrhaftig, ihm ist ganz jämmerlich zu Muthe.

— Sie müssen auch begossen werden, Ihnen ist selbst jämmerlich zu Muthe, antwortete ich mit boshaftem Lächeln und vergaß sogar, daß ich ihn duzte.

Diese Antwort schien Dubkow in Erstaunen zu setzen, aber er wandte sich gleichgültig von mir ab und setzte sein Gespräch mit Wolodja und Dmitrij fort.

Ich versuchte an ihrer Unterhaltung theilzunehmen, aber ich fühlte, daß ich entschieden nicht heucheln konnte, und zog mich wieder in meine Ecke zurück, wo ich auch bis zum Aufbruch sitzen blieb.

Als gezahlt wurde und wir die Mäntel umnahmen, wandte sich Dubkow zu Dmitrij. — Nun, wohin werden Orest und Pylades fahren? Gewiß nach Hause, um über die „Liebe" zu sprechen. Wir werden inzwischen die liebe Tante besuchen — gescheiter als euere sauertöpfische Freundschaft.

Wie können Sie es wagen, so etwas zu sagen, uns zu verlachen? sagte ich plötzlich, trat ganz nahe an ihn heran und fuhr mit den Armen durch die Luft. Wie können Sie es wagen, über Empfindungen zu lachen, die Sie nicht begreifen? Ich verbiete Ihnen das. Still! schrie ich und wurde selbst still, da ich nicht wußte, was ich noch sagen sollte, und da mir der Athem vor Erregung stockte. Dubkow war erst verwundert, dann wollte er lächeln und das Ganze scherzhaft nehmen. Schließlich aber erschrack er zu meinem großen Erstaunen und senkte die Augen zu Boden.

— Ich verlache Sie und Ihr Gefühl durchaus nicht, ich sage nur so, sagte er ausweichend.

— Das ist es ja eben, schrie ich. Aber in demselben Augenblick schämte ich mich für mich selbst und hatte Mitleid mit Dubkow, dessen geröthetes, verlegenes Gesicht wahrhaftes Leiden ausdrückte.

— Was geht mit dir vor? begann Wolodja und Dmitrij gleichzeitig. Kein Mensch hat dich beleidigen wollen.

— Das ist nicht wahr, er hat mich beleidigen wollen.

— Weißt du, dein Bruder ist ein Hitzkopf, sagte Dubkow in dem Augenblick, in dem er schon zur Thür hinausging, so daß er nicht hätte hören können, wenn ich etwas erwidert hätte.

Vielleicht wäre ich ihm nachgestürzt und hätte ihm noch Grobheiten an den Kopf geworfen. Aber in diesem Augenblick reichte mir der Lakai, der bei der Geschichte mit Kolpikow zugegen gewesen war, den Mantel, und ich beruhigte mich sofort und spielte nur noch vor Dmitrij insoweit den Zornigen, als es nöthig war, damit meine plötzliche Beruhigung ihm nicht sonderbar vorkomme.

Am folgenden Tage traf ich mit Dubkow bei Wolodja zusammen. Wir erwähnten die ganze Sache nicht mit einem Wort, blieben bei dem „Sie" und es wurde uns noch schwerer, einander in die Augen zu sehen.

Die Erinnerung an den Streit mit Kolpikow, der übrigens weder am folgenden Tage, noch später je de ses nouvelles hören ließ, blieb noch viele Jahre in mir entsetzlich lebendig und drückend. Ich zuckte noch fünf Jahre später zusammen und schrie auf, so oft ich der unbestraften Beleidigung gedachte, und tröstete mich selbstgefällig durch die Erinnerung daran, wie schneidig ich in

der Sache mit Dubkow aufgetreten war. Erst viel später begann ich diese Dinge völlig anders zu betrachten und mit einer Art komischen Behagens mich des Streites mit Kolpikow zu erinnern und die unverdiente Kränkung, die ich dem „guten, netten Dubkow" zugefügt hatte, zu bereuen.

Als ich am Abend desselben Tages Dmitrij meine Begebenheit mit Kolpikow erzählte und ihm dessen Aeußeres beschrieb, war er außerordentlich erstaunt.

— Ja, das ist derselbe, sagte er. Stelle dir vor, dieser Kolpikow ist ein bekannter Lump, ein Spieler und vor Allem ein Feigling, den die Kameraden aus dem Regiment gestoßen haben, weil er eine Ohrfeige bekommen hatte und sich nicht schlagen wollte. Woher dem nur die Kühnheit gekommen sein mag? setzte er mit einem gutmüthigen Lächeln hinzu, indem er mich betrachtete. Er hat doch weiter nichts gesagt als „unerzogener Mensch?"

— Ja, antwortete ich erröthend.

— Schön ist das nicht, schlimm ist es aber auch nicht, tröstete mich Dmitrij.

Erst viel später, da ich in Ruhe über die Umstände nachdachte, zog ich den ziemlich wahrscheinlichen Schluß daß Kolpikow, da er meinte über mich herfallen zu können, an mir in Gegenwart des bartlosen, brünetten Herrn nach vielen Jahren die Ohrfeige gerächt habe, die er damals erhalten, ganz wie ich auch seinen „unerzogenen Menschen" an dem unschuldigen Dubkow ausgelassen hatte.

XVII.

Vor den Abschiedsbesuchen.

Als ich am folgenden Tage erwachte, war mein erster Gedanke das Zusammentreffen mit Kolpikow. Wieder

brüllte ich los und rannte im Zimmer hin und her, aber was war zu thun? Zudem war heute der letzte Tag, den ich in Moskau zubrachte, und ich hatte auf Papas Befehl Besuche zu machen; er hatte sie mir selbst auf einem Blättchen notirt.

Die Bemühungen unseres Vaters um uns galten weniger der Sittlichkeit und Bildung, als dem gesellschaftlichen Verkehr. Auf dem Blättchen stand mit seiner eckigen, steilen Schrift: 1) Zum Fürsten Iwan Iwanowitsch, unbedingt, 2) zu Iwins, unbedingt, 3) zum Fürsten Michael, 4) zur Fürstin Nechljudow und zu Frau Walachin, wenn noch Zeit bleibt, und selbstverständlich zum Kurator, zum Rektor und zu den Professoren.

Von den letzten Besuchen rieth mir Dmitrij ab. Er meinte, es wäre nicht nur nicht nöthig, es wäre sogar ungeziemend, aber die übrigen mußten alle heute gemacht werden. Die größte Angst flößten mir die beiden ersten Besuche ein, bei welchen „unbedingt" zugeschrieben war. Fürst Iwan Iwanowitsch war général en chef, ein alter, reicher Herr, der ganz allein dastand; wie sollte ich, der blutjunge Student, von Person zu Person mit ihm Beziehungen anknüpfen. Ich ahnte, daß das nicht schmeichelhaft für mich sein könnte. Die Iwins waren auch reich, und ihr Vater war ein gewichtiger Zivilbeamter, ebenfalls mit Generalsrang, der in seinem ganzen Leben ein Mal, zu Großmutters Zeiten, bei uns gewesen war. Nach dem Tode der Großmutter hatte ich beobachtet, daß der jüngere Iwin uns mied und stolz geworden war. Der älteste hatte, wie ich vom Hörensagen wußte, seine Rechtsstudien beendet und war in Petersburg im Amt. Der zweite, Sergej,

den ich einst vergöttert hatte, war ebenfalls in Petersburg, ein großer, dicker Kadett im Pagenkorps.

Ich hatte in meiner Jugend die Beziehungen zu Menschen, die sich für mehr hielten als ich, nicht bloß nicht gern, solche Beziehungen waren mir unerträglich peinigend wegen der beständigen Angst vor einer Kränkung und wegen der Anstrengung aller meiner geistigen Kräfte, um meine Selbständigkeit zu zeigen. Wollte ich aber die Schuld, die ich durch die Nichterfüllung von Papas letztem Befehl auf mich lud, ausgleichen, so mußte ich die ersteren ausführen. Ich ging im Zimmer auf und ab, betrachtete den auf den Stühlen umherliegenden Anzug, Degen und Hut und war schon im Begriff, den Wagen zu besteigen, als der alte Grapp zur Beglückwünschung kam und seinen Sohn Ilinka mitbrachte. Grapp Vater war ein russifizirter Deutscher, unerträglich süßlich, schmeichlerisch und sehr oft angeheitert. Er kam meist zu uns, um etwas zu erbitten. Papa ließ ihn häufig in seinem Arbeitszimmer Platz nehmen, aber zu Tisch ging er nie mit uns. Sein demüthiges und bettelhaftes Wesen war mit einer gewissen äußerlichen Gutmüthigkeit und Gewöhnung an unser Haus so verschmolzen, daß alle ihm seine angebliche Anhänglichkeit für uns alle zu einem großen Verdienst rechneten. Aber ich hatte ihn nicht gern, ich weiß nicht warum, und wenn er sprach, schämte ich mich immer für ihn.

Ich war über die Ankunft dieser Gäste wenig erfreut und gab mir gar keine Mühe, meine Unzufriedenheit zu verbergen. Auf Ilinka war ich so gewohnt von oben herabzusehen, und er so gewohnt uns das Recht dazu einzuräumen, daß mir die Kameradschaft ein wenig unan-

genehm war. Ich glaubte zu bemerken, daß auch er sich ein wenig wegen dieser Gleichstellung als Student vor mir schämte. Ich begrüßte die Gäste kühl, lud sie nicht ein Platz zu nehmen, denn ich schämte mich, das zu thun, ich dachte, sie könnten das ja auch ohne meine Einladung thun, und befahl, meinen kleinen Wagen anzuspannen. Ilinka war ein guter, sehr ehrenhafter und sehr gescheidter junger Mann, aber er hatte, wie man zu sagen pflegt, einen Stich. Ohne jegliche Ursache verfiel er immer in eine extreme Gemüthsstimmung, bald in Weinerlichkeit, bald in Lustigkeit, bald in Empfindlichkeit gegen das Allerwinzigste, und in diesem Augenblick schien er sich in dieser letzten Stimmung zu befinden. Er sprach kein Wort, blickte bald mich, bald den Vater boshaft an und lächelte nur, wenn man ihn ansprach, mit seinem demüthigen, erzwungenen Lächeln, unter dem er schon gewohnt war alle seine Gefühle, besonders das Gefühl der Scham für seinen Vater, das er in unserer Gegenwart empfinden mußte, zu verbergen.

Ja, ja, Nikolaj Petrowitsch, sagte der Alte, indem er im Zimmer immer hinter mir herging, während ich mich ankleidete und ehrerbietig langsam zwischen seinen dicken Fingern mit der Tabaksdose spielte, welche ihm die Großmutter geschenkt hatte. Sobald ich von meinem Sohne erfahren hatte, daß Sie ein so vortreffliches Examen zu bestehen geruhten — Ihr Geist ist ja bekannt — kam ich eilends her, Sie zu beglückwünschen. Ich habe Sie doch auf dem Rücken getragen und, Gott weiß, ich liebe Sie alle wie leibliche Verwandte, und mein Ilinka wollte durchaus zu Ihnen. Er ist ja auch schon an Sie so gewöhnt.

Ilinka saß inzwischen schweigend am Fenster, schien meinen Dreimaster zu betrachten und brummte kaum hörbar ärgerlich etwas in den Bart.

— Und nun, Nikolaj Petrowitsch, fuhr der Alte fort, hat mein Iljuscha sein Examen gut bestanden? Er hat mir gesagt, er wird mit Ihnen zusammen sein, und so werden Sie ihn doch nicht verlassen, sich auf ihn umsehen, ihm mit Rath zur Seite stehen.

— Gewiß, er hat sehr gut bestanden, antwortete ich, einen Blick auf Ilinka werfend; er erröthete, als er mein Auge auf sich ruhen fühlte, und hörte auf die Lippen zu bewegen.

— Und könnte er wohl heute den Tag über bei Ihnen bleiben? sagte der Alte mit einem so zaghaften Lächeln, als hätte er große Furcht vor mir, und stets, wohin ich mich auch bewegte, sich so ganz in meiner Nähe haltend, daß ich den Schnaps- und Tabakgeruch, der von ihm ausging, ununterbrochen empfand. Ich ärgerte mich darüber, daß er mich in eine so schiefe Lage zu seinem Sohne brachte, und daß er meine Aufmerksamkeit von der mir in diesem Augenblick so wichtigen Beschäftigung, vom Ankleiden, ablenkte, besonders aber verstimmte mich der Branntweinduft, der mich beständig verfolgte, so daß ich ihm sehr kühl antwortete, ich könnte nicht mit Ilinka zusammenbleiben, weil ich den ganzen Tag außer dem Hause sein müßte.

— Sie wollten ja doch zu Ihrem Schwesterchen gehen, lieber Freund, sagte Ilinka lächelnd und ohne mich anzusehen — und ich bin auch beschäftigt.

Ich ärgerte mich und schämte mich noch mehr und beeilte mich nun, um meine Ablehnung irgendwie zu mil-

dern, ihnen zu sagen, daß ich nicht zu Hause sein würde, weil ich zu dem Fürsten Iwan Iwanowitsch gehen müsse, zu der Fürstin Kornakow, zu Iwin, eben dem Iwin, der eine so hervorragende Stellung habe, und daß ich wahrscheinlich bei der Fürstin Nechljudow speisen würde. Ich meinte, wenn sie erführen, welche vornehmen Persönlichkeiten ich zu besuchen hatte, könnten sie keinen Anspruch mehr an mich haben. Als sie eben gehen wollten, bat ich Ilinka, mich ein andermal zu besuchen. Aber Ilinka brummte nur etwas vor sich hin und lächelte gezwungen. Es war klar, daß sein Fuß nie mehr meine Schwelle überschreiten würde.

Sie waren kaum fort, so bestieg ich meinen Wagen, um die Besuche zu machen. Wolodja, den ich noch am Morgen gebeten hatte, mit mir zusammen zu fahren, weil es mir allein unangenehm war, lehnte unter dem Vorwand ab, es sei doch gar zu sentimental, wenn zwei Brüder auf einem kleinen Wagen zusammenführen.

XVIII.

Die Walachins.

Ich fuhr also allein. Der erste Besuch war der örtlichen Lage nach zu Frau Walachin auf Ssiwcew Wrashek. Drei Jahre etwa hatte ich Ssonitschka nicht gesehen, und meine Liebe zu ihr war selbstverständlich längst vergangen, aber noch war in meiner Seele eine lebhafte, rührende Erinnerung an die vergangene Liebe der Kinderjahre zurückgeblieben. Ich hatte im Verlauf dieser drei Jahre manchmal mit solcher Kraft und Deutlichkeit an sie gedacht, daß ich Thränen vergoß und daß ich mich von Neuem verliebt

fühlte. Aber das pflegte nur wenige Minuten zu dauern und selten wiederzukehren.

Ich wußte, daß Ssonitschka mit ihrer Mutter im Ausland gewesen war. Sie hatten dort zwei Jahre verbracht, wären, wie man erzählte, mit dem Postwagen umgefallen, und Ssonitschka hätte sich an den Wagenscheiben das Gesicht so zerschnitten, daß sie, wie es hieß, sehr häßlich geworden war. Auf dem Wege zu ihnen ward meine Erinnerung an die alte Ssonitschka lebendig, und ich dachte daran, wie ich sie wohl jetzt antreffen würde. Infolge ihres zweijährigen Aufenthalts im Auslande stellte ich sie mir, ich weiß nicht warum, ungewöhnlich groß, mit schöner Figur vor, ernst und vornehm, aber auch außerordentlich anziehend. Meine Einbildungskraft sträubte sich dagegen, sie sich mit einem durch Narben entstellten Gesicht auszumalen. Ich bemühte mich vielmehr, da ich einmal etwas von einem leidenschaftlichen Liebhaber gehört hatte, der dem Gegenstand seiner Liebe trotz der entstellenden Pockennarben treu geblieben war, mir vorzustellen, ich sei in Ssonitschka verliebt, um das Verdienst zu haben, ihr trotz der Entstellung treu zu bleiben. Eigentlich war ich auf der Fahrt zu Walachins nicht verliebt, ich war aber, da ich die alten Liebeserinnerungen in mir anregte, in der empfänglichen Stimmung mich zu verlieben, und ich sehnte mich sehr danach, um so mehr, als ich mich schon lange, wenn ich meine verliebten Freunde alle betrachtete, schämte, daß ich so hinter ihnen zurückgeblieben war.

Die Walachins wohnten in einem kleinen, sauberen Holzhäuschen, in das man vom Hof aus eintrat. Die Thür öffnete mir, nachdem ich die Glocke, die damals noch eine große Seltenheit in Moskau war, gezogen hatte, ein

winziges, sauber gekleidetes Bürschchen. Er konnte oder wollte mir nicht sagen, ob die Herrschaft zu Hause sei, ließ mich allein in dem dunkeln Vorzimmer und verschwand in einem noch dunkleren Flurgange.

Ich blieb ziemlich lange allein in diesem dunkeln Zimmer, das außer dem Eingange und dem Korridor noch eine verschlossene Thür hatte; theils war ich erstaunt über den düsteren Charakter des Hauses, theils meinte ich, das müsse so sein bei Leuten, die im Ausland gewesen waren. Nach fünf Minuten wurde die Thür zum Salon von innen von demselben Bürschlein geöffnet, und er führte mich in ein sauberes, wenn auch nicht reiches Empfangszimmer, in das unmittelbar nach mir Ssonitschka eintrat.

Sie war siebzehn Jahre alt; war sehr klein gewachsen, sehr hager, und hatte eine gelbliche, ungesunde Gesichtsfarbe. Narben waren auf dem Gesicht nicht zu sehen, aber die entzückenden, hervortretenden Augen und das helle, gutmüthige, heitere Lächeln war dasselbe, das ich in den Kinderjahren gekannt und geliebt hatte. Ich hatte sie anders erwartet, und darum war es mir anfangs unmöglich, ihr die Empfindung entgegenzubringen, die ich den Weg über vorbereitet hatte. Sie reichte mir nach englischer Sitte, die damals ebenso selten war wie die Glocke, die Hand, schüttelte aufrichtig die meinige und bot mir einen Platz neben sich auf dem Sopha an.

— Ach, wie ich mich freue, Sie wiederzusehen, lieber Nicolas, sagte sie und sah mir ins Gesicht mit einem so innigen Ausdruck des Vergnügens, daß ich aus ihren Worten „lieber Nicolas“ einen freundschaftlichen, nicht gönnerhaften Ton heraushörte. Sie war zu meinem Erstaunen nach ihrer Auslandsreise noch einfacher, liebens-

würdiger und familiärer im Umgang, als vorher. Ich bemerkte zwei kleine Narben um die Nase und auf einer Braue, aber die wundervollen Augen und das Lächeln waren vollkommen in Uebereinstimmung mit meinen Erinnerungen und glänzten, wie in alten Zeiten.

— Wie Sie sich verändert haben, sagte sie. Sie sind vollkommen erwachsen, und ich — wie finden Sie mich?

— Ach, ich hätte Sie nicht wiedererkannt, antwortete ich, obwohl ich in demselben Augenblick dachte, daß ich sie stets wiedererkannt hätte. Ich fühlte mich wieder in der sicheren, heiteren Gemüthsstimmung, in der ich vor fünf Jahren mit ihr auf Großmutters Bällen „Großvater" getanzt hatte.

— Wie, bin ich sehr häßlich geworden?" fragte sie und warf den Kopf zurück.

— Nein, durchaus nicht. Sie sind ein wenig gewachsen, älter geworden, beeilte ich mich, zu erwidern — aber im Gegentheil . . . sogar . . .

— Nun, es kommt nicht darauf an, aber erinnern Sie sich, wie wir getanzt haben, wie wir gespielt haben, erinnern Sie sich St. Jérômes's, der Madame Dorat (ich erinnerte mich keiner Madame Dorat; sie war offenbar durch die Erinnerungen der Kindheit so entzückt, daß sie allerlei Dinge vermengte). Ach, es war eine herrliche Zeit, fuhr sie fort, und dasselbe Lächeln, ja ein schöneres noch als das, das ich in Erinnerung trug, und dieselben Augen glänzten vor mir auf. Während sie sprach, hatte ich Zeit, über die Lage nachzudenken, in welcher ich mich in diesem Augenblicke befand, und ich ward mit mir einig, daß ich in diesem Augenblicke verliebt war. In derselben Sekunde aber, in der ich mit mir einig geworden war,

schwand meine sichere, glückliche Gemüthsstimmung, ein Schleier schien Alles, was vor meinen Blicken war, zu verdunkeln — selbst ihre Augen und ihr Lächeln; ein Gefühl der Scham überkam mich, ich erröthete und verlor die Fähigkeit zu sprechen.

— Die Zeiten haben sich verändert, fuhr sie fort, seufzte und zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, es ist alles viel schlechter geworden, auch wir sind schlechter geworden. Nicht wahr', Nicolas?

Ich konnte nicht antworten und sah sie stumm an.

— Wo sind sie jetzt alle, die Iwins, die Kornakows von damals! Wissen Sie noch, fuhr sie fort und sah mit einer gewissen Neugier in mein geröthetes, erschrockenes Gesicht, es war eine herrliche Zeit!

Aber ich konnte nicht antworten.

Aus dieser drückenden Lage riß mich für einen Augenblick der Eintritt der Frau Walachin. Ich erhob mich, machte meine Verbeugung und konnte wieder sprechen. Aber mit dem Eintritt der Mutter war mit Ssonitschka eine sonderbare Veränderung vorgegangen. Ihre ganze Heiterkeit, ihre Familiarität war plötzlich geschwunden; selbst ihr Lächeln wurde ein anderes, und sie war plötzlich, von dem schlanken Wuchs abgesehen, ganz das aus dem Ausland zurückgekehrte Fräulein, das ich in ihr zu finden erwartet hatte. Und doch schien diese Veränderung keinen Grund zu haben. Denn ihre Mutter lächelte ebenso freundlich und drückte in allen ihren Bewegungen dieselbe Milde aus wie früher. Frau Walachin nahm in einem großen Sessel Platz und wies mich auf einen Stuhl neben sich. Ihrer Tochter sagte sie etwas in englischer Sprache. Ssonitschka ging sofort hinaus, und das erleichterte mich

noch mehr. Frau Walachin fragte mich nach unserer Familie, meinem Bruder, nach dem Vater, dann klagte sie mir ihr Leid — den Verlust ihres Mannes — und schließlich, da sie fühlte, daß sie mit mir nichts mehr zu sprechen hatte, sah sie mich stumm an, als wollte sie sagen: Wenn du jetzt aufstehst, Deine Verbeugung machst und gehst, so thust du sehr wohl daran, mein Lieber — aber mit mir ging etwas ganz Sonderbares vor. Ssonitschka war mit einer Handarbeit zurückgekommen und hatte sich in die andere Ecke des Empfangszimmers gesetzt, so daß ich ihre Blicke auf mir ruhen fühlte. Während Frau Walachin von dem Tode ihres Mannes erzählte, dachte ich noch einmal daran, daß ich verliebt sei, und meinte, die Mutter würde es wahrscheinlich schon errathen haben, und wieder hatte ich einen so starken Anfall von Schüchternheit, daß ich empfand, ich sei nicht in der Lage, mich auch nur mit einem Gliede natürlich zu bewegen. Ich wußte, ich müßte, um aufzustehen, um zu gehen, aufmerksam darauf achten, wie ich meine Füße setze, was ich mit dem Kopf anfange, mit den Armen, mit einem Worte, ich hatte etwa dasselbe Gefühl wie gestern, da ich die halbe Flasche Champagner getrunken hatte. Ich ahnte, daß ich mit alledem nicht zu Stande kommen würde, und darum nicht aufstehen könnte, und ich konnte wirklich nicht aufstehen. Frau Walachin wunderte sich gewiß über mein feuerrothes Gesicht, meine völlige Unbeweglichkeit, aber mir war es klar, es sei besser, in dieser dummen Lage sitzen zu bleiben, als ein linkisches Aufstehen und Gehen zu riskiren. So saß ich denn ziemlich lange und wartete, ob nicht irgend ein unvorhergesehener Zufall mich aus dieser Lage reißen würde. Dieser Zufall erschien in der Person eines un=

scheinbaren jungen Mannes, der mit den Manieren eines Angehörigen in das Zimmer trat und mich höflich begrüßte. Frau Walachin erhob sich, entschuldigte sich, sie habe etwas mit ihrem homme d'affaires zu besprechen und sah mich mit einem unentschlossenen Blick an, der etwa sagte: Wenn Sie die Absicht haben, eine Ewigkeit hier zu sitzen, fortjagen werde ich Sie nicht. Ich that mir furchtbar Gewalt an und erhob mich, aber ich war nicht mehr im Stande, eine Verbeugung zu machen, und stieß, von den mitleidigen Blicken der Mutter und Tochter begleitet, gegen einen Stuhl, der mir gar nicht im Wege stand — ich stieß auch nur an, weil meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, nicht über den Teppich zu stolpern, der zu meinen Füßen lag. In der frischen Luft schwand jedoch — nachdem ich zusammengezuckt und so laut gebrüllt hatte, daß selbst Kuzma wiederholt fragte: Was befehlen Sie? — dieses Gefühl, und ich begann ziemlich ruhig über meine Liebe zu Ssonitschka und über ihre Beziehungen zur Mutter, die mir sonderbar vorkamen, nachzudenken. Als ich dann meinem Vater meine Beobachtung mittheilte, daß Frau Walachin und ihre Tochter nicht in einem freundlichen Verhältniß ständen, sagte er:

— Ja, sie quält das arme Mädchen mit ihrem häßlichen Geiz. Sonderbar, fügte er mit einem stärkeren Gefühl hinzu als das, das er für eine Verwandte hegen konnte, was war das für eine entzückende, liebenswürdige, prächtige Frau. Ich begreife nicht, wie sie sich so hat verändern können. Hast du da bei ihr nicht einen Sekretär gesehen? Was für eine Art für eine russische Dame, sich einen Sekretär zu halten? sagte er und entfernte sich zornig.

— Ich habe ihn gesehen, antwortete ich.

— Wie? Ist er wenigstens hübsch?

— Nein, durchaus nicht hübsch.

— Unbegreiflich, sagte Papa, zog zornig die Achsel in die Höhe und hüstelte.

— Nun bin ich verliebt, dachte ich, während mein Wagen weiterrollte.

XIX.

Die Kornakows.

Der zweite Besuch, der auf meinem Wege lag, war bei Kornakows. Sie wohnten in der Bel-Etage eines großen Hauses auf dem Arbat. Die Treppe war außerordentlich vornehm und sauber, aber nicht luxuriös. Ueberall lagen Läufer, mit sehr sauberen, glänzenden Messingstangen befestigt, aber es gab weder Blumen, noch Spiegel. Der Salon, über dessen glänzenden, gebohnten Fußboden ich ins Empfangszimmer ging, war ebenso streng, kalt und sauber eingerichtet. Alles glänzte und schien massiv, wenn auch nicht ganz neu zu sein, aber weder Bilder, noch Gardinen, noch irgendwelche Verschönerungen waren zu bemerken. Mehrere Prinzessinnen waren im Empfangszimmer. Sie saßen so adrett und müßig da, daß man sogleich merken konnte, sie sitzen nicht so, wenn keine Gäste da sind.

— Maman wird sogleich kommen, sagte mir die ältere von ihnen und setzte sich näher zu mir heran.

Eine Viertelstunde etwa unterhielt mich die Prinzessin sehr ungezwungen und so gewandt, daß die Unterhaltung auch nicht einen Augenblick stockte. Aber es war

gar zu merklich, daß sie mich beschäftigte, und darum gefiel sie mir nicht. Sie erzählte mir unter Anderem, daß ihr Bruder Stephan, den sie Etienne nannte und den man vor zwei Jahren in die Junkerschule gegeben hatte, schon Offizier geworden. Als sie von dem Bruder sprach und besonders davon, daß er gegen Mamas Willen zu den Husaren eingetreten sei, machte sie ein erschrocknes Gesicht, und alle die jüngeren Prinzessinnen, die stumm herumsaßen, machten dasselbe Gesicht. Als sie von dem Tode der Großmutter sprach, machte sie ein trauriges Gesicht, und alle die jüngeren Prinzessinnen machten es ebenso. Als sie daran erinnerte, wie ich St. Jérôme geschlagen hatte und man mich herausgebracht, lachte sie und zeigte ihre häßlichen Zähne, und alle Prinzessinnen lachten und zeigten ihre häßlichen Zähne.

Die Fürstin trat ein. Sie war noch dieselbe kleine, hagere Frau mit den umherschweifenden Augen und der Gewohnheit, andere anzusehen, wenn sie mit ihnen sprach. Sie faßte mich am Arm und führte ihre Hand an meine Lippen, damit ich sie küsse, was ich sonst keineswegs gethan hätte, weil ich das nicht für nöthig hielt.

— Wie freue ich mich, Sie zu sehen! begann sie mit ihrer gewöhnlichen Redseligkeit und warf den Töchtern Blicke zu.

— Ach, wie er seiner Mama ähnlich sieht, nicht wahr, Lise?

Lise sagte: es ist so, obwohl ich bestimmt wußte, daß ich nicht die geringste Aehnlichkeit mit meiner Mama hatte.

— Sehen Sie, nun sind Sie auch schon erwachsen, und mein Etienne, Sie erinnern sich doch noch seiner, er

ist doch Ihr Verwandter im dritten Glied — nicht im dritten Glied. Wie doch, Lise? Meine Mutter Warwara Dmitrijewna war die Tochter Dmitrij Nikolajewitschs, und ihre Großmutter war Natalia Nikolajewna.

Also im vierten Glied, Maman, sagte die älteste Prinzessin.

Ach, Du verwirrst blos alles, schrie sie die Mutter zornig an. Nicht im dritten Glied, sondern issus de germain — so stehen Sie mit meinem Etiennechen. Er ist schon Offizier, wissen Sie? Es gefällt mir blos nicht, daß er schon so ganz seine Freiheit hat. Euch junge Leute muß man am Zügel halten, ja, ja . . . Sie dürfen mir nicht böse sein, mir, einer alten Tante; daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Ich habe Etienne streng gehalten, und ich finde, das muß so sein.

— Ja, wir sind also verwandt, fuhr sie fort. Fürst Iwan Iwanowitsch ist mein leiblicher Onkel und war der Onkel Ihrer Mutter, ich war also die Cousine Ihrer Mama, nein, die Uebercousine. So ist es. Nun sagen Sie mir, sind Sie schon bei dem Fürsten Iwan gewesen?

— Noch nicht, antwortete ich, aber ich gehe heute hin.

— Aber wie konnten Sie nur! rief sie aus. Dort hätten Sie den ersten Besuch machen müssen. Sie wissen doch, Fürst Iwan ist für Sie wie ein Vater. Er hat keine Kinder. Seine Erben sind Sie und meine Kinder. Sie sind ihm Achtung schuldig wegen seiner Jahre, wegen seiner Stellung in der Gesellschaft, und im Allgemeinen. Ich weiß, ihr jungen Leute von heute, ihr achtet die Verwandtschaft nicht mehr und habt die Alten nicht gern, aber folgen Sie mir, Ihrer alten Tante, denn ich liebe Sie und habe Ihre Mama geliebt und habe auch Ihre

Großmama sehr, sehr geliebt und geachtet. Nein, Sie müssen unbedingt hinfahren, unbedingt hinfahren.

Ich sagte, ich würde unbedingt hinfahren, und da nach meiner Meinung der Besuch schon lange genug gewährt hatte, erhob ich mich und wollte gehen, aber sie hielt mich zurück.

— Nein, warten Sie noch einen Augenblick! Wo ist der Vater? Lise, rufen Sie ihn doch her! Er wird sich so freueu, Sie zu sehen, fuhr sie zu mir gewandt fort.

In zwei Minuten trat auch wirklich Fürst Michajlo ein. Er war ein kleiner, stämmiger Herr, sehr nachlässig gekleidet, unrasirt und mit einem gleichgiltigen Ausdruck, der nahe an Dummheit grenzte. Er war durchaus nicht erfreut mich zu sehen, wenigstens gab er dem keinen Ausdruck. Aber die Fürstin, die er offenbar sehr fürchtete, sagte zu ihm:

— Nicht wahr, wie Woldemar (sie hatte gewiß meinen Vornamen vergessen) seiner Mama ähnlich sieht, und machte mit den Augen eine solche Bewegung, daß der Fürst, der wohl errathen haben mußte, was sie wollte, an mich herantrat und mit dem ruhigsten, ja mit einem mißvergnügten Gesicht mir seine unrasirte Wange entgegenstreckte, damit ich ihn darauf küsse.

— Und Du bist noch nicht angezogen? Du mußt doch fort, begann gleich darauf die Fürstin mit zorniger Stimme, die ihr im Umgang mit den Angehörigen eigen zu sein schien — wieder willst Du, daß die Leute Dir böse sein, wieder sie gegen Dich aufbringen.

Gleich, gleich, Mama! sagte Fürst Michajlo und ging. Ich grüßte nach allen Seiten und ging auch.

Zum ersten Mal hatte ich gehört, daß wir die Erben des Fürsten Iwan Iwanowitsch seien, und diese Nachricht hatte mich unangenehm berührt.

XX.

Die Iwins.

Nun ward mir der Gedanke an den bevorstehenden, nothwendigen Besuch noch drückender, aber vor dem Fürsten hatte ich noch, da es auf dem Wege lag, die Iwins zu besuchen. Sie wohnten auf der Twerstraße in einem ungeheuer großen, schönen Hause. Nicht ohne Furcht trat ich in die herrschaftliche Unterfahrt, vor der ein Pförtner mit einem Stabe stand.

Ich fragte ihn: Sind die Herrschaften zu Hause?

— Zu wem wünschen Sie? Der Sohn des Herrn Generals ist zu Hause, sagte der Pförtner.

— Und der General selbst? fragte ich keck.

— So muß ich melden. Wie befehlen Sie? sagte der Pförtner und klingelte.

Die Füße eines Lakaien in Stiefeletten wurden auf der Treppe sichtbar. Ich bekam solche Angst, ich weiß selbst nicht warum, daß ich dem Lakaien sagte, er möchte mich nicht dem General melden, ich wollte vorher bei dem Sohn vorsprechen. Als ich über die große Freitreppe hinaufging, war mir's, als wäre ich entsetzlich klein geworden, (und zwar nicht in der übertragenen, sondern in der wahren Bedeutung dieses Wortes). Dasselbe Gefühl hatte ich auch gehabt, als mein Wagen sich der Unterfahrt näherte. Es war mir gewesen, als wären Wagen, Pferde und Kutscher ganz klein geworden. Der Sohn des Ge-

nerals lag, als ich eintrat, auf dem Sopha, vor ihm ein offenes Buch, er schlief. Sein Hofmeister, Herr Frost, der immer noch bei ihnen im Hause war, kam gleich hinter mir mit seinem forschen Gang ins Zimmer und weckte seinen Zögling. Iwan äußerte keine besondere Freude bei meinem Anblick, und ich beobachtete, daß er, während er mit mir sprach, seinen Blick auf meine Augenbrauen richtete. Obwohl er sehr höflich war, schien es mir doch, daß er mich, ganz wie die Prinzessin, beschäftigen wollte, und daß er keine besondere Zuneigung für mich empfand, daß er auch nicht das Bedürfniß meiner Bekanntschaft hatte, da er gewiß seinen eigenen nnd zwar einen ganz anderen Bekanntenkreis hatte. Alles das bildete ich mir besonders deshalb ein, weil sein Blick auf meine Augenbrauen gerichtet war. Mit einem Wort, sein Verhältniß zu mir war, so unangenehm es mir auch ist, das einzugestehen, beinahe ein solches wie meines zu Ilinka. Ich begann in eine erregte Stimmung zu kommen, fing jeden Blick Iwins auf, und wenn er Frosts Augen begegnete, übersetzte ich ihn mit der Frage: Wozu ist der eigentlich zu uns gekommen?

Nachdem Iwin ein wenig mit mir geplaudert hatte, sagte er, sein Vater und seine Mutter seien zu Hause, ob ich nicht zu ihnen mitkommen wollte.

— Ich will mich schnell anziehen, fügte er hinzu und ging in das andere Zimmer, obgleich er auch in diesem Zimmer gut gekleidet war.

Er trug einen neuen Gehrock und eine weiße Weste. Nach wenigen Minuten trat er in der Uniform, alle Knöpfe geschlossen, zu mir, und wir gingen zusammen hin-

unter. Die Prunkzimmer, durch die wir gingen, waren außerordentlich groß, hoch und, wie ich glaube, prächtig eingerichtet. Es gab da Sachen aus Marmor und Gold, mit Nesseltuch überzogene Möbel und Spiegelgläser. Frau Jwin trat gleichzeitig mit uns durch eine andere Thür in das kleine Stübchen neben dem Empfangszimmer. Sie kam mir sehr freundschaftlich, familiär entgegen, wies mir einen Platz neben sich an und fragte mich theilnahmsvoll nach unserer ganzen Familie aus.

Frau Jwin, die ich vorher zweimal flüchtig gesehen hatte und die ich jetzt aufmerksam betrachtete, gefiel mir sehr; sie war hoch gewachsen, mager, sehr weiß und sah immer betrübt und erschöpft aus, sie hatte ein trauriges, aber ungemein gutmüthiges Lächeln, ein wenig seitwärts schielende Augen, was ihr einen noch traurigeren und anziehenderen Ausdruck gab. Sie saß aufrecht, aber doch mit dem ganzen Körper ein wenig zusammengesunken. Alle ihre Bewegungen waren schlaff, sie sprach matt, aber der Ton ihrer Stimme und ihre Aussprache mit dem undeutlichen R und L waren sehr angenehm. Sie beschäftigte mich nicht mehr, ihr erregten meine Antworten über unsere Familie eine traurige Theilnahme, als ob sie, wenn sie mir zuhörte, sehnsüchtig besserer Zeiten gedachte. Ihr Sohn hatte sich entfernt, sie sah mich wenige Minuten schweigend an und brach plötzlich in Thränen aus. Ich saß vor ihr, und es fiel mir durchaus nichts ein, was ich hätte sagen oder thun sollen. Sie fuhr fort zu weinen und sah mich nicht an. Erst that sie mir leid, dann dachte ich: muß ich sie nicht trösten, und wie soll ich das anfangen? Endlich ärgerte ich mich, daß sie mich in eine so schiefe Lage gebracht hatte. Hab' ich ein so trübseliges

Aussehen? dachte ich, oder thut sie es gar absichtlich, um zu sehen, wie ich in diesem Falle handeln würde?

— Fortgehen kann ich jetzt nicht gut, es wäre gerade so, als ob ich vor ihren Thränen entfliehen wollte, dachte ich weiter. Ich bewegte mich auf dem Stuhl hin und her, um sie wenigstens an meine Anwesenheit zu erinnern.

— Ach, wie bin ich thöricht! sagte sie, indem sie mich ansah und sich zum Lächeln zwang. Es giebt Tage, an denen man ohne jede Ursache weint.

Sie suchte nach dem Taschentuch, das neben ihr auf dem Sopha lag und begann plötzlich noch stärker zu weinen.

— Ach, mein Gott, wie lächerlich, daß ich immer weine. Ich habe Ihre Mutter so geliebt, wir waren . . . so befreundet . . . und . . .

Sie hatte das Tuch gefunden, bedeckte ihr Gesicht und fuhr fort zu weinen. Meine unbehagliche Lage kehrte wieder und dauerte ziemlich lange. Ich ärgerte mich noch mehr über sie, aber ich hatte Mitleid mit ihr. Ihre Thränen erschienen mir ehrlich, und immer dachte ich, sie weine nicht so sehr um meine Mutter, als vielmehr darum, daß sie sich selbst jetzt nicht wohl fühle und daß sie sich einst in vergangenen Zeiten weit besser gefühlt habe. Ich weiß nicht, was weiter geworden wäre, wenn nicht der junge Iwin eingetreten wäre und gesagt hätte, der alte Iwin wünsche sie zu sprechen. Sie erhob sich und wollte schon gehen, als Iwin selbst ins Zimmer trat. Er war ein kleiner, kräftiger Herr mit grauen Haaren, dichten, schwarzen Augenbrauen, mit völlig grauem, kurz geschorenem Haupthaar und einem ungemein strengen und herben Zug um den Mund.

Ich erhob mich und machte ihm meine Verbeugung. Iwin aber, der drei Sterne am grünen Frack trug, ließ nicht nur meine Verbeugung unerwidert, er sah mich kaum an, so daß ich plötzlich die Empfindung hatte, ich sei kein Mensch, sondern irgend ein unbeachtenswerthes Ding, ein Stuhl oder ein Fenster, oder wenn ich schon ein Mensch sei, einer, der sich kaum von einem Stuhl oder Fenster unterschiede.

— Und Sie haben der Gräfin noch immer nicht geschrieben, meine Theure? sagte er zu seiner Gattin mit gleichgiltigem, aber herbem Gesichtsausdruck in französischer Sprache.

— Leben Sie wohl, Monsieur Irtenjew, sagte Frau Iwin zu mir, nickte plötzlich in stolzer Weise mit dem Kopf und richtete ihren Blick, wie ihr Sohn, auf meine Augenbrauen. Ich verbeugte mich noch einmal vor ihr und ihrem Mann, und meine Verbeugung wirkte auf den alten Iwin wieder, wie wenn man ein Fenster geöffnet oder geschlossen hätte. Der Student Iwin aber gab mir bis zur Thür das Geleit und erzählte mir unterwegs, er gehe an die Petersburger Universität, da sein Vater dort eine Stellung erhalten habe (er nannte mir eine sehr hervorragende Stellung).

Nun, Papa mag's verlangen, brummte ich in den Bart, als ich in meinen Wagen stieg — aber mein Fuß wird diese Schwelle nicht mehr überschreiten. Diese Heulliese weint, wenn sie mich ansieht, als wäre ich ein Jammermensch, und Iwin, der Schafskopf, grüßt nicht. Ich will ihm heimzahlen. . . . Wie ich ihm eigentlich heimzahlen wollte, weiß ich nicht, aber das Wort war mir so eingefallen.

Ich mußte später oft die Ermahnungen meines Vaters über mich ergehen lassen. Er meinte, diese Bekanntschaft müsse ich unbedingt „kultiviren“, und ich könnte nicht verlangen, daß ein Mann in solcher Stellung, wie Iwin, sich mit einem solchen Jungen abgebe, wie ich. Aber ich bestand ziemlich lange auf meinem Willen.

XXI.

Fürst Iwan Iwanowitsch.

— Nun also der letzte Besuch auf der Nikitskaja, sagte ich zu Kuzma, und wir fuhren nach dem Hause des Fürsten Iwan Iwanowitsch.

Wenn ich einige Besuchsleiden durchgemacht hatte, kam mir gewöhnlich das Selbstvertrauen, und auch jetzt näherte ich mich dem Hause des Fürsten in recht ruhiger Stimmung, als mir plötzlich die Worte der Fürstin Kornakow einfielen, daß ich sein Erbe sei. Ueberdies bemerkte ich an der Unterfahrt zwei Equipagen und fühlte wieder die alte Schüchternheit.

Mir war's, als betrachteten der alte Pförtner, der mir die Thür öffnete und der Lakai, der mir den Mantel abnahm, und die drei Damen und die zwei Herren, die ich im Empfangszimmer traf, und besonders der Fürst Iwan Iwanowitsch selbst, der im Zivilrock auf dem Sopha saß — mir war's, als betrachteten mich alle wie einen Erben und in Folge dessen mißgünstig. Der Fürst war sehr freundlich mit mir, küßte mich, d. h. er legte einen Augenblick seine weichen, trockenen nnd kalten Lippen an meine Wange und fragte mich aus über meine Beschäftigung, meine Pläne, scherzte mit mir, fragte mich, ob ich noch Verse mache

wie damals zum Namenstag der Großmama und forderte mich auf, heute zu ihm zum Mittag zu kommen. Aber je freundlicher er war, desto mehr hatte ich das Gefühl, daß er nur darum gegen mich freundlich sei, um nicht merken zu lassen, wie unangenehm ihm der Gedanke war, daß ich sein Erbe sei. Er hatte die Gewohnheit — wahrscheinlich kam sie von den falschen Zähnen, von denen er den ganzen Mund voll hatte — wenn ich etwas gesagt hatte, die Oberlippe in die Höhe zu ziehen, einen leichten, schnarchenden Ton hören zu lassen, als ob er diese Lippe in die Nasenöffnung hineinziehen wollte, und als er dies jetzt that, war es mir immer, als sagte er vor sich hin: Jungchen, Jungchen, ich weiß auch so recht gut, du bist mein Erbe, mein Erbe 2c.

Als wir Kinder waren, hatten wir den Fürsten Iwan Iwanowitsch Großpapa genannt. Aber jetzt in meiner Eigenschaft als Erbe wollte meine Zunge sich nicht dazu bequemen, „Großpapa" zu sagen, und „Durchlaucht", wie einer der anwesenden Herren sagte, schien mir erniedrigend, so daß ich während des ganzen Gesprächs bemüht war, ihn gar nicht zu benennen. Am meisten aber brachte mich das alte Fräulein in Verwirrung, das ebenfalls eine Erbin des Fürsten war und in seinem Hause wohnte. Während der ganzen Mahlzeit, bei der ich neben der Prinzessin saß, vermuthete ich, sie spreche nur aus Haß nicht mit mir, weil ich, wie sie, ein Erbe des Fürsten sei, und daß der Fürst darum unserer Seite keine Aufmerksamkeit schenke, weil wir — ich und die Prinzessin — als Erben ihm in gleicher Weise abscheulich vorkamen.

— Du glaubst gar nicht, wie unangenehm es mir war, sagte ich am Abend dieses Tages zu Dmitrij, um

mich vor ihm mit dem Gefühl des Abscheus vor dem Gedanken, daß ich der Erbe sei, zu brüsten — ich hielt dieses Gefühl für etwas sehr Gutes — wie unangenehm es mir heute war, zwei volle Stunden bei dem Fürsteu zuzubringen; er ist ein vortrefflicher Mensch und war sehr freundlich zu mir, sagte ich, um im übrigen meinem Freunde klar zu machen, daß ich das nicht etwa sage, weil ich mich von dem Fürsten zurückgesetzt fühlte — aber der Gedanke daran, fuhr ich fort, daß man mich so ansehen könnte, wie die Prinzessin, die in seinem Hause lebt und sich vor ihm erniedrigt, ist ein entsetzlicher Gedanke. Er ist ein prächtiger, alter Herr und gegen alle Menschen ungemein gut und zartfühlend, und es ist betrübend mit anzusehen, wie er diese alte Prinzessin „malträtirt." Dies abscheuliche Geld zerstört alle Beziehungen.

— Weißt Du, ich meine, das Beste ist, sich mit dem Fürsten ganz offen auszusprechen, sagte ich — ihm auseinanderzusetzen, daß ich ihn als Menschen achte, daß ich an seine Erbschaft gar nicht denke und ihn bitte, mir nichts zu hinterlassen. Nur in diesem Falle würde ich sein Haus besuchen.

Dmitrij lachte nicht, als ich ihm dies sagte. Im Gegentheil, er verfiel in Nachsinnen, schwieg einige Minuten, dann sagte er:

— Weißt Du was, Du hast Unrecht. Entweder darfst Du überhaupt nicht annehmen, daß man von Dir so denken könnte wie von euerer Prinzessin da, oder, wenn Du überhaupt etwas annimmst, so nimm auch das Weitere an, daß Du nämlich weißt, was man von Dir denken könnte, daß diese Gedanken Dir aber so fern liegen, daß Du sie verachtest und in Folge dessen nichts thun

wirſt. Nimm an, die anderen nähmen an, daß Du das annimmſt . . . . mit einem Worte, fügte er hinzu, da er fühlte, daß er ſich in ſeinen eigenen Auseinanderſetzungen verhebderte — das Allerbeſte iſt, überhaupt nichts anzunehmen.

Mein Freund hatte vollkommen Recht; erſt viel, viel ſpäter kam ich aus meiner Lebenserfahruug zu der Einſicht, wie ſchädlich es iſt, ſo Vieles, was ſehr edel ausſieht, was aber für immer aus dem Herzen jedes Menſchen entfernt ſein ſollte, zu denken oder gar auszuſprechen — und daß edle Worte ſelten mit edlen Handlungen zuſammenfallen. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß lediglich aus dem Grunde, daß man eine edle Abſicht ausgeſprochen hat, es ſchwer, ja meiſt ſogar unmöglich iſt, dieſe gute Abſicht auszuführen. Aber wie ſoll man ſich enthalten, dem edlen, ſelbſtgefälligen Schwung der Jugend Ausdruck zu geben? Später erinnert man ſich ſeiner und beklagt es wie eine Blume, die man — weil man ſich nicht überwinden konnte — abgeriſſen hat, ehe ſie erblüht war, und die man dann am Boden welk und zertreten ſieht.

Ich, der ich ſoeben erſt meinem Freunde Dmitrij geſagt hatte, wie das Geld die Beziehungen zerſtöre, nahm von ihm am folgenden Morgen vor unſerer Abreiſe aufs Land, da es ſich herausſtellte, daß ich all mein Geld für allerhand Bilder und Tabakpfeifchen ausgegeben hatte, fünfundzwanzig Rubel in Papier, die er mir ſelbſt angeboten hatte, mit auf den Weg, und blieb ſie ihm dann ſehr lange ſchuldig.

XXII.

Vertrauliches Gespräch mit meinem Freunde.

Dieses Gespräch führten wir im Phaëton auf dem Wege nach Kunzowo. Dmitrij hatte mir abgerathen, Vormittag seiner Mutter Visite zu machen und kam Nachmittag bei mir vorgefahren, um mich für den ganzen Abend, ja für die ganze Nacht auf die Sommerwohnung mitzunehmen, die seine Familie innehatte. Erst als wir zur Stadt heraus waren und die schmutzigen, bunten Straßen und der unerträgliche, betäubende Lärm des Pflasters dem freien Blicke der Felder und dem leichten Knarren der Räder auf der staubigen Landstraße gewichen war, und die duftige Frühlingsluft und der freie Fernblick von allen Seiten auf mich eindrang, erst da kam ich wieder ein wenig zu mir von den neuen Eindrücken und dem Bewußtsein der Freiheit, die mich diese zwei Tage hindurch völlig in Bann gehalten hatten. Dmitrij war in gemüthlicher und milder Stimmung, rückte nicht mit dem Kopf sein Halstuch zurecht, blinzelte nicht nervös und kniff nicht die Augen zu. Ich war befriedigt von den edeln Gefühlen, die ich ihm gegenüber ausgesprochen hatte, und nahm an, er würde mir dafür meine beschämende Geschichte mit Kolpikow ganz verziehen haben, mich darum nicht verachten, und so sprachen wir freundschaftlich über allerlei Vertrauliches, das Freunde nicht unter allen Umständen einander sagen. Dmitrij erzählte mir von seiner Familie, die ich noch nicht kannte, von seiner Mutter, seiner Tante, seiner Schwester und von der, die Wolodja und Dubkow als die Leidenschaft meines Freundes betrachteten und die „Rothblonde“ nannten. Von seiner Mutter

sprach er mit einem etwas kalten und feierlichem Lobe, als wollte er jedem Einwande zuvorkommen, von der Tante mit Entzücken, aber auch mit einer gewissen Leutseligkeit, von seiner Schwester sprach er sehr wenig, und als schämte er sich, mit mir über sie zu sprechen. Aber von der Rothblonden, die in Wirklichkeit Ljubow Sergejewna hieß und die ein alterndes Mädchen war und im Hause der Nechljudows bloß aus Verwandtschaftsrücksichten lebte, sprach er mir mit Begeisterung.

— Ja, es ist ein herrliches Mädchen, sagte er. Er erröthete dabei, sah mir aber mit desto größerer Kühnheit in die Augen, sie ist nicht mehr jung, ja eher alt und durchaus nicht hübsch. Aber ist es nicht eine Thorheit, ein Unsinn — eine Schönheit zu lieben? — es ist so thöricht, daß ich es nicht begreifen kann (er sagte das in einem Tone, als hätte er in diesem Augenblicke eine ganz neue, außerordentliche Wahrheit entdeckt), und mit einem solchen Herzen und solchen Grundsätzen. . . . Ich bin überzeugt, es giebt in der heutigen Welt kein solches Mädchen mehr (ich weiß nicht, von wem Dmitrij die Gewohnheit angenommen hatte, alles Gute in der heutigen Welt selten zu finden; er wiederholte diesen Ausspruch gern, und er paßte in gewissem Sinne zu seinem Wesen).

— Ich fürchte nur, fuhr er ruhig fort, nachdem er die Menschen, die so thöricht waren, die Schönheit zu lieben, in seinem Urtheil ganz und gar vernichtet hatte — ich fürchte, Du wirst sie nicht auf den ersten Blick verstehen und erkennen. Sie ist bescheiden, ja sogar zurückhaltend und zeigt nicht gern ihre schönen, herrlichen Eigenschaften. Meine Mutter z. B., die eine vortreffliche und kluge Frau ist, wie Du sehen wirst, kennt Ljubow Ser-

gejewna schon viele Jahre und kann und will sie nicht verstehen. Gestern noch . . . ich will Dir sagen, warum ich nicht bei Laune war, als Du mich fragtest. Vorgestern wünschte Ljubow Sergejewna, ich sollte mit ihr zu Iwan Jakowlewitsch fahren; Du hast von Iwan Jakowlewitsch wohl schon gehört. Die Leute sagen, er sei verrückt, in Wirklichkeit ist er aber ein ausgezeichneter Mensch. Ljubow Sergejewna ist außerordentlich religiös, mußt Du wissen, und versteht Iwan Jakowlewitsch vollkommen. Sie besucht ihn, führt mit ihm Gespräche und giebt ihm für Arme Geld, das sie selbst verdient. Sie ist eine ausgezeichnete Frau, Du wirst's ja sehen. Ich fuhr also mit ihr zu Iwan Jakowlewitsch und war ihr sehr dankbar dafür, daß ich diesen vortrefflichen Mann kennen gelernt hatte, die Mama aber will das durchaus nicht zugeben. Sie sieht in alledem nur Aberglauben, und gestern hatte ich mit Mama zum ersten Mal in meinem Leben einen Streit, sogar einen ziemlich heftigen, schloß er, indem er eine krampfhafte Bewegung machte, als wenn ihm die Erinnerung an das Gefühl gekommen wäre, das er bei diesem Streit gehabt hatte.

— Nun, und wie denkst Du, d. h. wenn Du Dir vorstellst, was werden soll? . . . Sprichst Du mit ihr über das, was werden soll und wie Euere Liebe und Freundschaft enden soll? fragte ich in der Absicht, ihn von der unangenehmen Erinnerung abzulenken.

— Du fragst, ob ich sie zu heirathen gedenke? fragte er mich, erröthete wieder, wandte sich aber kühn zurück und sah mir ins Gesicht. Nun in der That, dachte ich und beruhigte mich selber — es hat nichts zu bedeuten, wir sind erwachsen, wir sind zwei Freunde uud fahren

nun im Phaëton und denken über unser zukünftiges Leben nach; Jedermann hätte ein Vergnügen daran, uns zu belauschen und zu beobachten.

— Warum nicht? fuhr er nach einer bejahenden Antwort fort. Mein Endziel ist doch wie das jedes vernünftigen Menschen, so glücklich und so gut als möglich zu sein, und mit ihr würde ich, wenn sie nur will und wenn ich vollkommen unabhängig sein werde, glücklicher und besser sein, als mit der größten Schönheit von der Welt.

Unter solchen Gesprächen hatten wir nicht bemerkt, daß wir schon in der Nähe von Kuncowo waren und hatten auch noch nicht bemerkt, daß der Himmel sich bewölkt hatte, und daß ein Regen im Anzuge war. Rechts stand schon die Sonne niedrig über den alten Bäumen des Parkes von Kuncowo, und die eine Hälfte des glänzend rothen Kreises war von einer grauen, matt leuchtenden Wetterwolke bedeckt. Aus der anderen Hälfte drangen noch feurige Strahlen und beleuchteten noch auffallend hell die alten Bäume, die unbeweglich mit ihren dichten, grünen Gipfeln in dem hell erleuchteten Azur des Himmels glänzten. Der Glanz und das Licht dieses Himmelsstreifens war das scharfe Widerspiel zu den schweren violetten Wetterwolken, die über dem jungen Fichtenwäldchen standen, das sich am Horizont abzeichnete.

Ein wenig weiter nach rechts traten schon hinter den Sträuchern und Bäumen die bunten Dächer der Sommerhäuschen hervor, von welchen einige die blitzenden Sonnenstrahlen widerspiegelten, andere den düsteren Charakter der anderen Seite des Himmels angenommen hatten. Links unten dunkelte unbeweglich der Weiher, umgeben von den blaßgrünen Silberweiden, die sich dunkel auf seiner matten,

gleichsam hervortretenden Fläche wiederspiegelten. Jenseit des Weihers auf dem freien Feld zog sich das dampfende, im Dunkel verschwindende Feld hin, und die gerade Linie einer hellgrünen Furche, die es durchschnitt, verlor sich in der Ferne und berührte den bleiernen, drohenden Horizont. Von beiden Seiten des aufgeweichten Weges, über den unser Phaeton langsam dahinrollte, grünte der saftige Roggen in vollen Aehren, die hie und da ihre schweren Köpfchen zu Boden senkten. Die Luft war vollkommen still und duftete frisch. Das Grün der Bäume, der Blätter und des Roggens regte sich nicht und war außerordentlich rein und hell. Es war, als lebte jedes Blatt, jedes Gras sein eigenes volles, glückliches Leben. Nicht weit vom Wege bemerkte ich einen schwärzlichen Pfad, der zwischen dunkelgrünem, schon mehr als zur Viertelhöhe gediehenen Roggen hindurchführte, und dieser Pfad erinnerte mich außerordentlich lebhaft, ich weiß nicht warum, an den Wald, und so riefen mir die Erinnerungen an das Dorf durch eine sonderbare Gedankenverbindung lebhaft Ssonitschka ins Gedächtniß, und daß ich in sie verliebt war.

Ungeachtet meiner Freundschaft zu Dmitrij und des Vergnügens, das mir seine Offenheit bereitete, hatte ich nicht den Wunsch, mehr von seinen Empfindungen und Absichten in Bezug auf Ljubow Sergejewna zu erfahren, wollte ihm aber unter allen Umständen über meine Liebe zu Ssonitschka, die mir als eine Liebe weit höherer Art erschien, erzählen. Aber ich konnte mich nicht entschließen, ihm geradezu meine Vermuthungen darüber auszusprechen, wie schön es sein würde, wenn ich Ssonitschka heirathen, mit ihr auf dem Lande leben, kleine Kinder haben würde, die auf der Erde herumkriechen und mich Papa nennen,

wie ich mich freuen würde, wenn er mit seiner Gattin Ljubow Sergejewna im Reisemantel zu mir kommen würde .... und statt alles dessen zeigte ich auf die niedergehende Sonne und sagte: Dmitrij, sieh, wie entzückend!

Dmitrij sagte kein Wort; er war offenbar mißmuthig darüber, daß ich auf sein Bekenntniß, das ihm doch wahrscheinlich schwer geworden war, nicht antwortete und nur meine Aufmerksamkeit auf die Natur lenkte, gegen die er überhaupt gleichgiltig war. Die Natur wirkte auf ihn ganz anders als auf mich. Sie wirkte auf ihn nicht so sehr durch ihre Schönheit als dadurch, daß sie ihn beschäftigte. Er liebte sie mehr mit dem Verstand als mit dem Herzen.

— Ich bin sehr glücklich, sagte ich ihm gleich darauf, ohne zu beachten, daß er offenbar mit seinen Gedanken beschäftigt war und sich vollkommen gleichgiltig zu dem verhielt, was ich ihm sagen mochte. Ich habe Dir doch, erinnerst Du Dich noch, von einer jungen Dame erzählt, in die ich als Kind verliebt war. Ich habe sie heute gesehen, fuhr ich entzückt fort, und nun bin ich entschieden in sie verliebt ....

Und ich erzählte ihm, ohne auf den Ausdruck der Gleichgiltigkeit zu achten, der immer auf seinem Gesichte lag, von meiner Liebe, von allen meinen Plänen, von meinem zukünftigen Eheglück, und sonderbar, in dem Augenblick, in dem ich von der Kraft meines Gefühls so beredt sprach, empfand ich, wie dieses Gefühl abnahm.

Der Regen traf uns, als wir schon in die Birken-Allee eingebogen waren, die zu dem Sommerhaus führte, aber er machte uns nicht naß. Ich erkannte nur daran,

daß es regnete, daß uns wenige Tropfen auf Nase und Hand fielen und daß es in dem jungen, klebrigen Laub der Birken rauschte, die ihre lockigen Zweige unbeweglich herunterhängen ließen und durch den starken Duft, mit dem sie die Allee erfüllten und die reinen, durchsichtigen Tropfen in sich aufnahmen, ihren Genuß auszudrücken schienen. Wir stiegen aus dem Wagen, um schneller durch den Park in das Haus zu gelangen. Aber an der Schwelle des Hauses trafen wir mit vier Damen zusammen. Zwei von ihnen waren mit Handarbeiten, eine mit einem Buch, die andere mit einem Hündchen in schnellen Schritten von der anderen Seite gekommen. Dmitrij stellte mich seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Tante und Ljubow Sergejewna vor. Einen Augenblick blieben sie stehen. Aber der Regen wurde stärker und stärker.

— Gehen wir in die Gallerie, da kannst Du ihn noch einmal vorstellen, sagte die Dame, die ich für Dmitrij's Mutter gehalten hatte, und wir gingen mit ihnen zusammen die Treppe hinauf.

XXIII.

Die Nechljudows.

Im ersten Augenblick frappirte mich von dieser Gesellschaft am meisten Ljubow Sergejewna, die, ein Bologneserhündchen auf dem Schooß, hinter allen anderen in ihren dicken, gestickten Schuhen gesessen hatte, nun die Treppe hinaufstieg und zweimal stehen blieb, um mich aufmerksam zu betrachten, und gleich darauf ihr Hündchen küßte. Sie war sehr wenig hübsch, rothhaarig, hager, klein gewachsen und ein wenig schief. Was ihr häßliches Gesicht noch häß-

licher machte, war die seltsame Frisur mit dem Scheitel an der Seite (eine von den Frisuren, welche Frauen mit dünnem Haarwuchs ersinnen). So sehr ich mir auch meinem Freunde zu Liebe Mühe gab, konnte ich doch an ihr nicht einen einzigen hübschen Zug finden. Selbst ihre grauen Augen waren trotz des Ausdrucks von Gutmüthigkeit zu klein und trübe und entschieden häßlich, und auch die Hände, dieser charakteristische Körpertheil, waren, obwohl nicht groß und nicht häßlich, doch roth und rauh.

Als ich hinter meinem Freund die Terrasse hinaufstieg, sagte mir jede der Damen — nur Warenka, die Schwester Dmitrij's, die mich nur eindringlich mit ihren großen, dunkelgrauen Augen ansah, ausgenommen — ein paar Worte, ehe jede von ihnen wieder zur Handarbeit griff, und Warenka begann laut aus einem Buche vorzulesen, das sie auf ihrem Schooß mit eingelegtem Finger gehalten hatte.

Die Fürstin Marja Iwanowna war eine hochgewachsene, schlanke Frau von etwa 40 Jahren. Man hätte sie nach den Locken ihres ergrauenden Haares, die offen unter der Haube hervorlugten, älter schätzen können, aber ihr frisches, außerordentlich zartes, fast gänzlich runzelloses Gesicht, besonders der lebhafte, heitere Glanz der großen Augen schien sie weit jünger zu machen. Sie hatte graue, sehr offenliegende Augen, allzu dünne, ein wenig strenge Lippen, eine ziemlich regelmäßige, ein wenig nach links gewandte Nase. Ihre Hand war ohne Ringe; sie war groß, fast männlich, und hatte schöne, langgestreckte Finger. Sie trug ein dunkelblaues geschlossenes Kleid, das ihre schlanke, noch jugendliche Büste, auf die sie sich offenbar etwas einbildete, stark zusammenhielt. Sie saß außer-

ordentlich grade da und nähte an einem Kleide. Als ich die Gallerie betrat, nahm sie meine Hand, zog mich zu sich, als ob sie den Wunsch hätte, mich näher zu betrachten, und sagte, indem sie mich mit demselben etwas kühlen, freien Blick ansah, der auch ihrem Sohne eigen war, daß sie mich schon lange aus den Erzählungen Dmitrij's kenne und daß sie mich einlade, einige Tage bei ihr zu bleiben, damit wir näher bekannt würden. — Sie können hier machen, was sie wollen. Um uns kümmern Sie sich gar nicht, wie Sie auch uns in unseren Gewohnheiten nicht stören werden. Gehen Sie spazieren, lesen Sie, hören Sie zu, oder schlafen Sie, wenn Ihnen das mehr Vergnügen macht, fügte sie hinzu.

Sofia Iwanowna war ein altes Mädchen, die jüngere Schwester der Fürstin. Dem Aussehen nach aber schien sie die ältere zu sein. Sie hatte die eigenartige, schwerfällige Haltung, die man nur bei kleingewachsenen, sehr starken, alten Mädchen antrifft, die Corsets tragen, als wäre ihre ganze Gesundheit mit solcher Kraft nach oben getreten, daß sie jeden Augenblick zu ersticken drohte. Ihre kurzen, wulstigen Händchen konnten unterhalb des gebogenen Randes der Taille nicht zusammenkommen und den fest angezogenen Rand der Taille konnte sie nicht mehr sehen.

Obwohl die Fürstin Marja Iwanowna dunkles Haar und dunkle Augen hatte und Sofia Iwanowna blond war und große lebhafte und — was eine große Seltenheit ist — gleichzeitig ruhige blaue Augen hatte, war zwischen den Schwestern doch eine große Familienähnlichkeit: derselbe Gesichtsausdruck, dieselbe Nase, dieselben Lippen, jedoch waren Sofia Iwanownas Nase und Lippen ein wenig stark nach rechts geneigt, wenn sie lächelte, während

die der Fürstin mehr nach links neigten. Sofia Iwanowna that offenbar, nach Kleidung und Frisur zu urtheilen, noch jung; sie hätte die ergrauenden Locken nicht sehen lassen, wenn sie welche gehabt hätte. Der Blick, mit dem sie mir begegnete, und ihr Verhalten erschien mir in der ersten Minute stolz und machte mich verlegen, während ich mich der Fürstin gegenüber vollkommen ungebunden fühlte. Vielleicht war es ihre Körperfülle und eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bildniß Katharinas der Großen, die mich frappirten und ihr in meinen Augen das stolze Aussehen gaben. Aber ich war vollends schüchtern, als sie, mich unverwandt anblickend, sagte: Die Freunde unserer Freunde sind auch unsere Freunde. Ich beruhigte mich und veränderte plötzlich meine Meinung von ihr in dem Augenblick, als sie diese Worte gesprochen hatte; worauf sie schwieg, den Mund öffnete und schwer aufseufzte. Sie hatte, wahrscheinlich wegen ihrer großen Körperfülle, die Gewohnheit, nach einigen Worten, die sie ausgesprochen hatte, tief zu seufzen; dabei öffnete sie leicht den Mund und schloß ein wenig ihre großen, blauen Augen. In dieser Gewohnheit lag, ich weiß nicht warum, eine so liebenswürdige Güte, daß ich gleich nach diesem Seufzer meine Scheu vor ihr verlor, ja daß sie mir sogar sehr gefiel. Ihre Augen waren wunderschön, ihre Stimme klang voll und angenehm, ja selbst die sehr runde Linie ihrer Figur erschien mir bei meiner damaligen Jugend nicht der Schönheit zu entbehren.

Ljubow Sergejewna, meinte ich, müsse mir, als die Freundin meines Freundes, bald etwas sehr Freundschaftliches und Vertrauliches sagen. Sie sah mich auch ziemlich lange schweigend an, als wäre sie in Zweifel darüber,

ob das, was sie mir zu sagen beabsichtigte, nicht schon allzu freundschaftlich sein würde; aber sie unterbrach dieses Schweigen nur, um mich zu fragen, in welcher Fakultät ich sei. Dann sah sie mich wieder ziemlich lange unverwandt an und schwankte offenbar, ob sie diese vertraulichen, freundschaftlichen Worte sprechen sollte oder nicht. Ich bemerkte diesen Zweifel und bat sie mit einem Blick, mir alles zu sagen. Sie aber sagte nur: Heute, behauptet die Welt, beschäftigt man sich an der Universität wenig mit den Wissenschaften, und rief ihr Hündchen Susette heran.

Ljubow Sergejewna sprach an diesem ganzen Abend in solchen meist nicht zur Sache gehörigen, wenig zusammenhängenden Sätzen, aber ich hatte solches Vertrauen zu Dmitrij, und er sah den ganzen Abend so besorgt bald auf mich, bald auf sie mit einem Ausdrucke, welcher zu fragen schien: nun, wie? — daß ich, wie es oft vorzukommen pflegt, obwohl ich im Innersten schon überzeugt war, daß an Ljubow Sergejewna nichts besonderes sei, mir selbst sogar diesen Gedanken noch lange nicht auszusprechen wagte.

Das letzte Mitglied der Familie schließlich, Warenka, war ein sehr üppiges Mädchen von sechzehn Jahren.

Nur die dunkelgrauen, großen Augen, die Heiterkeit und ruhige Beschaulichkeit in ihrem Ausdruck zu vereinigen schienen, waren den Augen der Tante sehr ähnlich. Ein sehr großer, dunkelbrauner Zopf und eine außerordentlich zarte und schöne Hand waren hübsch an ihr.

— Es wird Sie, denke ich, langweilen, Monsieur Nicolas, aus der Mitte heraus zu hören, sagte Sofia

Iwanowna zu mir mit ihrem gutmüthigen Seufzer und wandte dabei die Theile des Kleides um, das sie nähte.

In dem Augenblick hörte das Lesen auf, weil Dmitrij aus dem Zimmer ging.

— Oder Sie haben vielleicht „Robroy“ schon gelesen?

Ich hielt es damals für meine Pflicht, schon aus dem einen Grunde, weil ich die Studentenuniform trug, in Gegenwart von Menschen, die ich noch wenig kannte, auf jede einfache Frage unbedingt sehr „geistvoll und originell“ zu antworten und hielt kurze und klare Antworten wie „ja“, „nein“, „das ist langweilig“, „das ist lustig“ oder Aehnliches für eine große Schande. Ich warf einen Blick auf meine neuen modernen Pantalons und auf die glänzenden Knöpfe meines Rocks und antwortete, ich hätte „Robroy“ noch nicht gelesen, es wäre mir aber sehr interessant, zuzuhören, denn ich läse die Bücher lieber aus der Mitte heraus, als von Anfang an.

— Es ist doppelt so interessant, man sucht zu errathen, was vorher war und was noch kommt, fügte ich mit einem selbstgefälligen Lächeln hinzu.

Die Fürstin lachte mit einem etwas unnatürlichen Lachen (später beobachtete ich, daß sie ein anderes Lachen überhaupt nicht hatte).

— Ja, das muß wahr sein, sagte sie, nun wie, Nicolas, bleiben Sie lange hier? Nehmen Sie es nicht übel, daß ich nicht Monsieur sage. Wann denken Sie abzureisen?

— Ich weiß nicht, vielleicht morgen, vielleicht bleiben wir auch noch ziemlich lange hier, antwortete ich ohne bestimmten Grund, obgleich wir morgen bestimmt hätten reisen müssen.

— Ich wünschte, Sie blieben Ihretwegen und meines Dmitrij wegen noch hier, bemerkte die Fürstin und sah in die Weite, in Ihren Jahren ist Freundschaft ein herrliches Ding.

Ich fühlte, daß Alle mich ansahen und meine Antwort abwarteten, obgleich Warenka so that, als sähe sie der Handarbeit ihrer Tante zu. Ich fühlte, daß man mich einem gewissen Examen unterwarf, und daß ich mich von der besten Seite zeigen müßte.

— Ja, mir, sagte ich, ist Dmitrij's Freundschaft nützlich, aber wie könnte ich ihm nützlich sein? Er ist tausendmal besser als ich. (Dmitrij konnte nicht hören, was ich sagte, sonst hätte ich gefürchtet, daß er die Unaufrichtigkeit meiner Worte empfunden hätte.)

Die Fürstin lachte wieder mit dem unnatürlichen, ihr natürlichen Lachen.

— O, da müssen Sie ihn hören, sagte sie — denn c'est vous qui êtes un petit monstre de perfection.

Monstre de perfection — das ist vortrefflich, das muß ich mir merken, dachte ich.

— Im Uebrigen, ohne von Ihnen zu sprechen, er ist in diesen Dingen ein Meister, fuhr sie fort, indem sie ihre Stimme sinken ließ, was mir besonders angenehm war, und mit den Augen auf Ljubow Sergejewna hinwies. Er hat an der „armen Tante" (so hieß Ljubow Sergejewna bei ihnen), die ich seit zwanzig Jahren mit ihrer Susette kenne, Vollkommenheiten entdeckt, die ich nie in ihr vermuthet hätte .... Warja, laß mir ein Glas Wasser bringen, fügte sie hinzu, blickte wieder in die Weite, wohl weil sie fand, daß es noch früh sei oder daß es durchaus nicht nöthig sei, mich in die Familienbeziehungen

einzuweihen, oder nein, besser, er geht hinunter, er thut gar nichts, und Du lies weiter. Gehen Sie, mein Freund, geradeaus, auf die Thür zu, dann machen Sie fünfzehn Schritte, bleiben stehen und sagen mit lauter Stimme: Peter, bringen Sie Marja Iwanowna ein Glas Wasser mit Eis, sagte sie und lachte wieder leicht auf mit ihrem unnatürlichen Lachen.

Gewiß wollte sie über mich sprechen, dachte ich, als ich das Zimmer verließ. Gewiß wollte sie sagen, sie habe die Bemerkung gemacht, ich sei ein sehr, sehr gescheidter junger Mann. Ich hatte kaum die fünfzehn Schritte zurückgelegt, als die dicke Sofia Iwanowna, keuchend aber doch schnellen, leichten Schrittes, mich eingeholt hatte.

— Merci, mon cher, sagte sie, ich gehe selbst hin und werde es selbst bestellen.

XXIV.

Die Liebe.

Sofia Iwanowna war, wie ich sie nachher kennen lernte, eine von den seltenen älteren Frauen, die für das Familienleben geboren sind, denen aber das Schicksal dieses Glück versagt und die in Folge der Schicksalswendung ihren ganzen Vorrath an Liebe, der sich so lange in ihrem Herzen für die Kinder und den Gatten angesammelt hat und groß und stark geworden ist, sich plötzlich entschließen, über einige Auserwählte zu ergießen, und dieser Vorrath pflegt bei alten Mädchen dieser Art so unerschöpflich zu sein, daß, mag die Zahl der Auserwählten auch groß sein, ihnen immer noch eine Fülle von Liebe bleibt,

die sie über ihre ganze Umgebung, über alle Guten und Bösen, mit denen sie das Leben zusammenführt, ausgießen.

Es giebt drei Arten von Liebe: Erstens die schöne Liebe, zweitens die selbstlose Liebe und drittens die thatkräftige Liebe..

Ich spreche nicht von der Liebe eines jungen Mannes zu einem jungen Mädchen und umgekehrt. Ich habe eine Scheu vor diesen Zärtlichkeiten. Ich war so unglücklich im Leben, daß ich in dieser Art von Liebe nie einen Funken Wahrheit gesehen habe, sondern nur Lüge, in welcher die Sinnlichkeit, die ehelichen Beziehungen, Geld, der Wunsch, sich die Hände zu binden oder frei zu machen, in so hohem Grade das Gefühl selbst verwirrten, daß man nicht daraus klug werden konnte. Ich spreche von der Liebe zum Menschen, welche, nach der größeren oder geringeren Kraft der Seele zu urtheilen, sich auf einen, auf einige Tage concentrirt oder sich über viele ergießt, von der Liebe zur Mutter, zum Vater, zu den Kindern, zu dem Landsmann, von der Liebe zum Menschen.

Die schöne Liebe besteht in der Liebe der Schönheit des Gefühls selbst und seines Ausdrucks. Für Menschen, die so lieben, ist der geliebte Gegenstand nur insoweit liebenswerth, als er das angenehme Gefühl erweckt, an dessen Bewußtsein und Erscheinungsformen sie sich ergötzen. Die Menschen, welche mit schöner Liebe lieben, kümmern sich weniger um die Gegenliebe, als um einen Umstand, der nicht den geringsten Einfluß auf die Schönheit und die Annehmlichkeit des Gefühls hat. Sie wechseln häufig den Gegenstand ihrer Liebe, da ihr Hauptziel darin besteht, daß das angenehme Gefühl der Liebe beständig erregt sei. Um nun dieses angenehme Gefühl in sich zu erhalten,

sprechen sie beständig in den gewähltesten Ausdrücken von ihrer Liebe, sowohl dem eigenen Gegenstande der Liebe wie auch allen denen, die ganz und gar nichts mit dieser Liebe zu thun haben. In unserm Vaterland sprechen die Menschen einer bestimmten Klasse, die schön lieben, nicht nur allen von ihrer Liebe, sie sprechen von ihr unbedingt in französischer Sprache. Es mag lächerlich und seltsam sein es auszusprechen, aber ich bin überzeugt, es hat viele gegeben und giebt noch jetzt viele Menschen einer bestimmten Gesellschaft, besonders Frauen, deren Liebe zu den Freunden, zu den Männern, zu den Kindern sofort schwinden würde, wenn man ihnen verbieten wollte, in französischer Sprache davon zu sprechen.

Die zweite Art der Liebe, die selbstlose Liebe, besteht in der Liebe zu dem Aufopferungsprozeß der eigenen Person zu Gunsten des geliebten Gegenstandes ohne Rücksicht darauf, ob dem geliebten Gegenstand durch die Opfer weh oder wohl gethan wird. „Es giebt keinen Schmerz, den ich nicht bereit wäre, mir zuzufügen, um der ganzen Welt und ihm oder ihr meine Hingabe zu beweisen.“ Das ist die Formel dieser Art der Liebe. Menschen, die so lieben, glauben nie an Gegenseitigkeit (denn es ist noch würdiger, sich für den zu opfern, der mich nicht versteht), sind immer wehleidig, denn das vergrößert noch das Verdienst der Opfer, meist beständig, denn es würde ihnen schwer fallen, um das Verdienst der Opfer zu kommen, welche sie dem geliebten Gegenstand bringen, stets bereit, in den Tod zu gehen, um ihm oder ihr ihre ganze Hingabe zu beweisen. Aber sie verachten die kleinen alltäglichen Beweise der Liebe, die nicht die besondere Begeisterung der Selbstverleugnung erfordern. Ihnen ist es

ganz gleich, ob ihr gut gegessen, gut geschlafen habt, ob ihr in heiterer Stimmung seid, ob ihr gesund seid, und sie thun nichts, um euch diese Annehmlichkeiten zu bereiten, auch wenn es in ihrer Macht steht. Aber der Kugel in den Lauf zu rennen, sich ins Wasser, ins Feuer zu stürzen, vor Liebe zu Tode zu grämen — dazu sind sie stets bereit, wenn die Gelegenheit sich bietet. Ferner sind die Menschen, die zur selbstverleugnenden Liebe geneigt sind, immer stolz auf ihre Liebe, herausfordernd, eifersüchtig, mißtrauisch und, so sonderbar es klingt, sie wünschen ihrem Gegenstande Gefahren, um ihn von dem Unglück zu befreien, ihn zu trösten, ja sogar Laster, um ihn zu bessern.

Du lebst allein auf dem Lande mit deiner Gattin, die dich mit Selbstverleugnung liebt. Du bist gesund, ruhig und hast einen Beruf, dem du freudig dienst — deine liebevolle Gattin ist so schwach, daß sie sich weder mit der Wirthschaft abgeben kann, die den Dienstboten überlassen ist, noch mit den Kindern, die der Wärterin anheimfallen, noch mit irgend sonst etwas, was sie lieb hätte, denn sie hat nichts lieb als dich. Sie ist *sichtlich* krank, aber um dir keinen Kummer zu bereiten, will sie es dir nicht sagen; sie ist in schlechter Laune, aber um deinetwillen ist sie bereit, ihr ganzes Leben so hinzubringen. Sie martert es *sichtlich*, daß du dich so emsig deinem Berufe hingiebst (gleichviel welchem, Jagd, Bücher, Wirthschaft, Amt), sie sieht, daß dieser Beruf dich zu Grunde richtet — aber sie schweigt und duldet. Da plötzlich wirst du krank; deine liebende Gattin vergißt ihre Krankheit und sitzt ungeachtet deiner Bitten, daß sie sich nicht unnütz quäle, unablässig an deinem Bette, und du

fühlst jeden Augenblick ihre mitleidsvollen Augen auf dir ruhen, als ob sie sprechen wollte: „Wenn ich auch gesagt habe, mir gilt es gleich, ich gehe doch nicht von dir.“ Am Morgen ist dir etwas besser, du gehst ins andere Zimmer. Das Zimmer ist nicht geheizt, nicht aufgeräumt; die einzige Suppe, die du essen darfst, ist beim Koch noch nicht bestellt, die Arznei ist nicht geholt. Aber deine vom Nachtwachen erschöpfte liebende Gattin sieht dich immer wieder mit demselben Blick des Mitleids an, geht auf den Fußspitzen einher und ertheilt im Flüsterton der Dienerschaft ungewohnte, undeutliche Befehle.

Du willst lesen — die liebende Gattin sagt dir seufzend, Du würdest ihr zwar nicht gehorchen, du würdest ihr zürnen, aber sie sei daran schon gewöhnt und es sei besser, nicht zu lesen. Du willst im Zimmer auf- und niedergehen — es ist besser, du thust es nicht; du willst mit einem Freunde, der dich besucht, sprechen — besser ist, du sprichst nicht. Des Nachts hast du wieder Hitze, du willst es überwinden, aber deine liebende Gattin sitzt bleich und von Zeit zu Zeit aufseufzend im Dämmerlicht der Nachtlampe dir gegenüber im Sessel und erregt in dir durch die leichteste Bewegung, durch den leichtesten Laut Gefühle des Aergers und des Mißmuths. Du hast einen Diener, der schon zwanzig Jahre in deinem Hause ist, an den Du gewöhnt bist, der dich mit Freuden und ausgezeichnet bedient, weil er sich am Tage ausgeschlafen hat und für seinen Dienst Gehalt bezieht; sie gestattet nicht, daß er dich bediene, sie macht Alles allein mit ihren schwachen, ungeübten Fingern, denen du nur mit unterdrücktem Aerger zusehen kannst, wenn diese weißen Finger sich vergeblich bemühen, die Flasche zu entkorken, das

Licht zu löschen, wenn sie die Arznei vergießen oder dich mit Widerwillen berühren. Bist du ein ungeduldiger hitziger Mensch und bittest sie, sich zu entfernen, dann hörst du mit deinem erregten, schmerzhaften Gehör, wie sie hinter der Thür demüthig seufzt und weint und deinem Diener unvernünftige Worte zuflüstert. Endlich, wenn du nicht gestorben bist, wird deine liebende Gattin, die während deiner Krankheit zwanzig Nächte nicht geschlafen hat (was sie dir unaufhörlich wiederholt), krank, bekommt die Auszehrung, leidet, wird noch unfähiger zu irgend einer Beschäftigung nnd drückt dann, wenn du dich in normalem Zustand befindest, ihre selbstverleugnende Liebe nur durch eine sanfte Sehnsucht aus, die sich unwillkürlich dir und eurer ganzen Umgebung mittheilt.

Die dritte Art, die thatkräftige Liebe, besteht in dem Bestreben, alle Bedürfnisse, alle Wünsche, alle Launen, ja alle Fehler des geliebten Wesens zu befriedigen. Menschen, die so lieben, lieben immer für's ganze Leben; denn je mehr sie lieben, desto mehr lernen sie den geliebten Gegenstand kennen, desto leichter wird es ihnen, zu lieben, d. h. seine Wünsche zu befriedigen. Ihre Liebe drückt sich selten in Worten aus, wenn es aber geschieht, geschieht es nicht nur nicht selbstgefällig, schön, sondern schamhaft, linkisch, denn sie fürchten immer, nicht genug zu lieben. Diese Menschen lieben sogar die Fehler des geliebten Wesens; denn diese Fehler geben ihnen die Möglichkeit, noch neue Wünsche zu befriedigen. Sie sehnen sich nach Gegenliebe, ja sie täuschen sich sogar gern, sie glauben daran und sind glücklich, wenn sie sie finden, aber sie hören im entgegengesetzten Falle nicht auf zu lieben und wünschen nicht nur dem geliebten Gegenstande Glück, sondern bemühen sich

auch, mit allen moralischen und materiellen, großen und kleinen Mitteln, die in ihren Kräften liegen, sie stets zu befriedigen.

Diese thatkräftige Liebe zu ihrem Neffen, zu ihrer Nichte, zu ihrer Schwester, zu Ljubow Sergejewna, ja, zu mir sogar, weil Dmitrij mich liebte, war es, die in den Augen, in jedem Worte, in jeder Bewegung Sofia Iwanownas glänzte.

Viel später erst lernte ich Sofia Iwanowna ihrem ganzen Werthe nach schätzen, aber auch dann drängte sich mir noch die Frage auf: Wie hat Dmitrij, der bestrebt ist, die Liebe ganz anders aufzufassen, als gewöhnlich die jungen Leute thun, und der die herzige, liebende Sofia Iwanowna beständig vor Augen hatte, so leidenschaftlich die unbegreifliche Ljubow Sergejewna lieb gewinnen und nur vermuthen können, daß auch seine Tante gute Eigenschaften hat? Wie richtig ist der Ausspruch: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland. Entweder, oder. Entweder steckt in jedem Menschen wirklich mehr Schlechtes als Gutes, oder der Mensch ist empfänglicher für das Schlechte, als für das Gute. Ljubow Sergejewna kannte er noch nicht lange, und die Liebe der Tante hatte er seit der Stunde seiner Geburt erfahren.

XXV.

Ich werde heimisch.

Als ich auf die Galerie zurückkehrte, sprach man dort keineswegs von mir, wie ich vermuthet hatte; aber Warenka las nicht, sie hatte das Buch bei Seite gelegt und war in heißem Streit mit Dmitrij, der auf- und niederging, mit

Halsbewegungen sein Tuch zurechtrückte und die Augen zusammenkniff. Der Gegenstand des Streites war eigentlich Iwan Jakowlewitsch und der Aberglaube, aber der Streit war zu hitzig, als daß sein zu ergänzender Inhalt nicht ein anderer gewesen wäre, der dem ganzen Familienkreise näher lag. Die Fürstin und Ljubow Sergejewna saßen schweigend da und lauschten auf jedes Wort. Sie hatten offenbar den Wunsch, bisweilen an dem Streite theilzunehmen, aber sie hielten sich zurück und überließen es, die eine Warenka, die andere Dmitrij, für sie zu sprechen. Als ich eintrat, sah mich Warenka mit dem Ausdruck einer solchen Gleichgiltigkeit an, daß ich sofort erkannte, der Streit beschäftige sie ernsthaft und es sei ihr ganz gleich, ob ich zuhören würde, was sie sagte oder nicht. Denselben Ausdruck hatte der Blick der Fürstin, die offenbar auf Seiten Warenka's stand. Dmitrij aber wurde in meiner Gegenwart noch hitziger im Streit, und Ljubow Sergegejewna schien bei meiner Ankunft sehr zu erschrecken und sagte, ohne sich an einen von uns im Besonderen zu wenden: Die alten Leute sagen ganz richtig: Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait.

Aber dieses Wort machte dem Streit kein Ende. Es brachte mich nur auf den Gedanken, daß Ljubow Sergejewnas und meines Freundes Partei im Unrecht war. Obwohl es mir ein wenig unbehaglich war, einem kleinen Familienstreite beizuwohnen, war es mir doch wieder angenehm, die wirklichen Verhältnisse dieser Familie kennen zu lernen, wie sie sich in Folge des Streites aussprachen, und zu fühlen, daß meine Anwesenheit sie nicht hinderte, zum Ausdruck zu gelangen.

Wie oft kommt es vor, daß wir Jahre lang eine

Familie unter einem und demselben lügenhaften Schleier des Anstands sehen und die wahren Verhältnisse ihrer Mitglieder zu einander uns ein Geheimniß bleiben (ich habe sogar beobachtet, je undurchdringlicher und darum auch schöner dieser Schleier ist, desto gröber pflegen die wahren und verborgenen Verhältnisse zu sein). Manchmal, ganz unerwartet, kommt es vor, daß in diesem Familienkreis eine vielleicht sogar unbedeutende Frage über eine Spitze oder einen Besuch oder über die Pferde des Mannes auftaucht — und ohne jede sichtbare Ursache wird der Streit heftiger und heftiger, unter dem Schleier wird es zu eng für die Klarstellung der Sache, und plötzlich zum Entsetzen der Streitenden selbst und zum Erstaunen der Anwesenden kommen alle wahren, unzarten Verhältnisse an den Tag. Der Schleier, der nun nichts mehr verhüllt, flattert leer zwischen den kämpfenden Parteien umher und erinnert uns nur daran, wie lange wir von ihm getäuscht wurden. Oft ist es nicht so schmerzhaft, aus voller Kraft mit dem Kopf gegen einen Gegenstand zu stoßen, als selbst ganz leicht und leise an eine schmerzhafte, wunde Stelle zu rühren, und eine solche wunde, schmerzhafte Stelle giebt es fast in jeder Familie. In der Familie Nechljudow war eine solche wunde Stelle Dmitrij's sonderbare Liebe zu Ljubow Sergejewna, die im Herzen seiner Schwester und seiner Mutter, wenn auch nicht gerade das Gefühl des Neides, so doch ein beleidigtes Verwandtschaftsgefühl erweckte. Darum hatte der Streit über Iwan Jakowlewitsch und den Aberglauben für sie alle eine ernste Bedeutung.

— Du suchst auch immer in dem, was andere Menschen belachen und was alle verachten, sagte Wa-

renka mit ihrer klangvollen Stimme und jedes Wort deutlich hervorbringend — du suchst in alledem etwas außerordentlich Gutes zu finden.

— Erstens kann nur ein höchst „leichtsinniger Mensch“ von Verachtung gegen einen so ausgezeichneten Mann wie Iwan Jakowlewitsch sprechen, antwortete Dmitrij, krampfhaft mit dem Kopfe nach der entgegengesetzten Seite zuckend, und zweitens ist das Gegentheil der Fall. Du willst absichtlich das Gute, das unmittelbar vor Deinen Augen steht, nicht sehen.

Sofia Iwanowna war zu uns zurückgekommen. Sie sah einigemal erschrocken bald ihren Neffen, bald ihre Nichte, bald mich an, dann öffnete sie, als hätte sie in Gedanken etwas gesagt, zweimal den Mund und seufzte schwer.

— Warja, ich bitte, schnell, lies, sagte sie, reichte ihr das Buch und klopfte ihr freundlich auf den Arm. Ich will durchaus wissen, ob er sie wiedergefunden hat. (Ich glaube, im Roman war gar nicht die Rede davon, daß ein Mann eine Frau wiederfinden sollte.) Und Du, Mitja, solltest Dir lieber etwas um den Kopf binden, Herz, es ist frisch, und Du wirst wieder Zahnschmerzen bekommen, sagte sie zu ihrem Neffen und achtete nicht auf den mißmuthigen Blick, den er ihr zuwarf, wahrscheinlich weil sie den logischen Faden seiner Beweisführung durchschnitten hatte. — Das Lesen wurde fortgesetzt.

Dieser kleine Zwist störte den Familienfrieden und die vernünftige Harmonie, die dieser Frauenkreis athmete, nicht im mindesten.

Dieser Kreis, dem offenbar die Fürstin Maria Iwanowna Richtung und Charakter gab, hatte für mich einen

vollkommen neuen und anziehenden Charakter einer gewissen Folgerichtigkeit und somit auch von Schlichtheit und Vornehmheit. Dieser Charakter sprach sich für mich auch in der Schönheit, Sauberkeit und Zweckmäßigkeit der Gegenstände aus — der Klingel, des Büchereinbandes, des Sessels, des Tisches — und in der aufgerichteten, durch das Korsett gehaltenen Pose der Fürstin, in dem zur Schau gestellten grauen Haarlöckchen und in der Gewohnheit, mich sofort bei der ersten Begrüßung „Nicolas" und „Er" zu nennen, in ihren Beschäftigungen, im Lesen und Nähen und in der außerordentlichen Zartheit der Damenhände. (Sie hatten alle einen gemeinsamen Familienzug in ihren Händen, der darin bestand, daß das Weiche der Handfläche von der Außenseite von lichtrother Farbe war und sich durch eine scharfe, grade Linie von der ungewöhnlichen Weiße des äußeren Theiles der Hand abschied.) Aber besonders drückte sich dieser Charakter bei allen drei in der Art aus, wie sie vortrefflich russisch und französisch sprachen, indem sie jeden Buchstaben deutlich hervorbrachten und mit pedantischer Genauigkeit jedes Wort, jeden Satz zu Ende führten. Alles dieses und besonders auch, daß man mit mir in dieser Gesellschaft schlicht und ernst umging, wie mit einem Erwachsenen, daß man mir die eigenen Ansichten mittheilte, meiner Meinung zuhörte — ich war daran so wenig gewöhnt, daß ich trotz der glänzenden Knöpfe und des blauen Kragens immer die Furcht hatte, daß mir vielleicht Jemand sagen könnte: Glauben Sie wirklich, daß man mit Ihnen ernst spricht? Gehen Sie auf ihre Schulbank — Alles das bewirkte, daß ich in dieser Gesellschaft nicht die geringste Schüchternheit empfand. Ich stand auf, wechselte meinen Platz und

sprach ohne Scheu mit Allen außer Warenka, mit der es mir unanständig oder gar unerlaubt schien, gleich beim ersten Male zu sprechen.

Während des Lesens, da ich ihre angenehme, klangvolle Stimme hörte und bald sie, bald den sandigen Gartensteg betrachtete, auf dem sich runde, dunkle Regenflecke bildeten, bald die Linden, von deren Laub seltene Regentropfen herabfielen aus dem blassen, bleiern schimmernden Rand der Wetterwolke, die sich plötzlich über uns zusammengeballt hatte, dann bald wieder die letzten rosigen Strahlen der untergehenden Sonne, welche die regenfeuchten, dicht belaubten alten Birken beleuchteten, dann wieder Warenka — kam mir der Gedanke, daß sie gar nicht häßlich sei, wie ich zuerst geglaubt hatte.

Schade, daß ich schon verliebt bin, dachte ich, und daß Warenka nicht Ssonitschka ist. Wie schön wäre es, auf einmal ein Mitglied dieser Familie zu werden. Auf einmal bekäme ich eine Mutter, eine Tante, eine Frau. Während ich dies dachte, betrachtete ich unablässig die lesende Warenka und dachte, ich würde sie magnetisiren, und sie müßte mich ansehen. Warenka erhob den Kopf vom Buche, sah mich an, ihr Blick begegnete dem meinigen und sie wandte sich wieder ab.

— Der Regen will gar nicht aufhören, sagte sie.

Ich hatte plötzlich ein sonderbares Gefühl: mir fiel ein, daß, was jetzt mit mir vorging, eine Wiederholung dessen war, was schon einmal geschehen war; daß auch damals ganz wie jetzt ein leichter Regen war, die Sonne hinter den Birken unterging, ich sie anblickte, sie las, ich sie magnetisirte, sie aufblickte, und es fiel mir sogar ein, daß dies auch früher schon einmal gewesen war.

Sollte es . . . „sie“ sein, dachte ich, — sollte es jetzt „beginnen“? Aber ich kam schnell zu dem Entschluß, daß das nicht „sie“ war, und daß es noch nicht „beginne.“ Erstens ist sie nicht schön, dachte ich — sie ist einfach ein Fräulein, und ich bin mit ihr auf die allergewöhnlichste Art bekannt geworden, „sie“ aber wird etwas Ungewöhnliches sein, mit ihr werde ich irgendwo an einem ungewöhnlichen Orte zusammentreffen, und diese Familie — so schloß ich — gefällt mir nur deshalb so gut, weil ich noch nichts gesehen habe, und Familien sind gewiß immer so, und ich werde noch sehr vielen solchen in meinem Leben begegnen.

XXVI.

Ich zeige mich von der vortheilhaftesten Seite.

Während des Thees wurde das Lesen unterbrochen, und die Damen beschäftigten sich unter einander mit einem Gespräch über Personen und Verhältnisse, die mir unbekannt waren, wie ich glaubte, nur um mich trotz des liebenswürdigen Empfanges doch den Unterschied empfinden zu lassen, der zwischen mir und ihnen in den Jahren und unserer Stellung in der Gesellschaft bestand. In den allgemeinen Gesprächen, an denen ich theilnehmen konnte, bemühte ich mich, um mein Schweigen von vorher wett zu machen, meinen außerordentlichen Geist und meine Originalität zum Ausdruck zu bringen, wozu ich mich durch meine Uniform verpflichtet fühlte. Als von Sommerwohnungen die Rede war, erzählte ich plötzlich, der Fürst Iwan Iwanowitsch habe eine so schöne Villa in der Nähe von Moskau, daß Leute aus London und Paris hergereist kämen, um sie

anzusehen; ein Zaun sei da, der dreihundert und achtzigtausend Rubel koste. Fürst Iwan Iwanowitsch sei mein naher Verwandter, ich hätte heute bei ihm gespeist, und er hätte mich dringend für den Sommer auf seine Villa eingeladen; ich hätte abgelehnt, weil ich die Villa sehr gut kenne, sehr oft dagewesen wäre, und weil alle die Götter und Brücken für mich nichts Anziehendes hätten, denn ich könnte den Luxus, besonders auf dem Lande, nicht leiden. Auf dem Lande muß es eben ganz und gar wie auf dem Lande sein, das hätte ich gern .... Nachdem ich diese entsetzlich complicirte Lüge ausgesprochen hatte, ward ich verlegen und erröthete, so daß gewiß Alle bemerkten, daß ich lüge. Warenka, die mir in diesem Augenblicke eine Tasse Thee reichte, und Sofia Iwanowna, die mich ansah, während ich sprach, beide wandten sich von mir ab und begannen von etwas Anderem zu reden, mit einem Gesichtsausdruck, der mir dann oft bei guten Menschen begegnet ist, wenn ein sehr junger Mensch ihnen ins Gesicht lügt, und der so viel heißt wie: wir wissen doch recht gut, daß er lügt; warum thut er das, der arme Junge!

Ich hatte nur darum von dem Sommerhaus Iwan Iwanowitsch's gesprochen, weil ich keinen besseren Vorwand ausfindig machte, um von meiner Verwandschaft mit dem Fürsten Iwan Iwanowitsch und von meiner heutigen Mittagseinladung bei ihm zu erzählen. Wozu ich aber von dem Gitter, das dreihundert und achtzig Tausend Rubel gekostet, gesprochen hatte, und wozu ich erzählt hatte, daß ich oft bei ihm sei, während ich doch nicht ein einziges Mal bei ihm war, auch gar nicht bei ihm sein konnte, denn Fürst Iwan Iwanowitsch lebte nur in Moskau und Neapel,

was die Necheljudows sehr gut wußten, weshalb ich das gethan, davon kann ich mir durchaus keine Rechenschaft geben. Weder in meinen Kinderjahren noch in meinem Knabenalter, noch später in reiferen Jahren habe ich je an mir den Fehler der Lüge wahrgenommen. Im Gegentheil, ich war eher zu wahrhaftig und offen, aber in dieser ersten Zeit der Jünglingsjahre überkam mich oft ohne eine ersichtliche Ursache das sonderbare Verlangen, auf die verzweifeltste Weise zu lügen. Ich sage auf die verzweifeltste Weise, weil ich in solchen Dingen log, in denen man mich sofort ertappen mußte. Ich glaube, das eitle Verlangen, als ein durchaus anderer Mensch zu erscheinen, als man ist, verbunden mit der im Leben nie verwirklichten Hoffnung, zu lügen, ohne daß man auf der Lüge ertappt wird, war die Hauptursache dieser sonderbaren Neigung.

Nach dem Thee schlug die Fürstin, da der Regen vorüber war und das Wetter mit der Abendröthe still und klar wurde, vor, in dem unteren Garten spazieren zu gehen und uns an ihrem Lieblingsplätzchen zu erfreuen. Ich folgte meinem Grundsatz, stets originell zu sein, und meinte, so gescheidte Leute wie ich und die Fürstin müßten über der banalen Höflichkeit stehen, ich antwortete, ich könne es gar nicht leiden, wenn man so ohne ein bestimmtes Ziel hin und her gehe. Gehe man aber schon spazieren, dann ganz allein. Es kam mir gar nicht in den Sinn, daß das schlechtweg grob war, aber ich glaubte damals, wie es nichts Häßlicheres gebe als niedrige Komplimente, so gebe es auch nichts Angenehmeres und Originelleres, als eine gewisse unhöfliche Offenheit. Aber ich ging doch, obwohl ich mit meiner Antwort sehr zufrieden war, mit der ganzen Gesellschaft spazieren.

Das Lieblingsplätzchen der Fürstin war ganz unten im tiefsten Dickicht des Parks an einer kleinen Brücke, die über einen schmalen Sumpf führte. Die Aussicht war sehr begrenzt, aber sehr elegisch und anmuthig. Wir haben uns so gewöhnt, Kunst und Natur zu vermengen, daß uns sehr oft die Erscheinungen der Natur, welchen wir nie in der Malerei begegnen, unnatürlich erscheinen, als wäre die Natur unnatürlich, und umgekehrt: die Erscheinungen, die sich zu oft in der Malerei wiederholen, kommen uns trivial vor. Gewisse Landschaftsbilder, die zu sehr von einem Gedanken und einem Gefühl durchdrungen sind, und die uns oft in der Wirklichkeit begegnen, erscheinen uns banal. Der Blick von dem Lieblingsplätzchen der Fürstin war so. Er wurde von einem kleinen, an den Ufern bewachsenen Weiher gebildet; unmittelbar hinter ihm führte ein steiler Berg in die Höhe, der von ungeheuren alten Bäumen und Sträuchern bestanden war, die in mannigfach getöntem Grün schillerten, und dort stand eine alte Birke, die sich am Fuß des Berges über den Weiher neigte, und mit ihrem starken Wurzelwerk sich in dem feuchten Ufer des Sandes hielt, sich mit dem Gipfel an eine hohe, schmucke Esche lehnte und ihre reich belaubten Zweige über die glatte Fläche des Weihers herabhängen ließ, in dem sich Zweige und Laub spiegelten.

— Wie entzückend! sagte die Fürstin und nickte mit dem Kopf. Sie hatte ihre Rede an keinen Bestimmten gerichtet.

— Ja, wundervoll, ich glaube nur, allzusehr einer Decoration ähnlich, sagte ich, um zu zeigen, daß ich in Allem meine eigene Ansicht hätte.

Als hätte sie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr die Fürstin fort, sich an der Aussicht zu ergötzen und sprach zu ihrer Schwester und Ljubow Sergejewna gewandt über Einzelheiten, über einen schief stehenden Knorren und über sein Spiegelbild, das ihr besonders gefiel. Sofia Iwanowna meinte, das Alles sei schön, und ihre Schwester bringe hier stundenlang zu. Aber es war klar, daß sie all dies nur der Fürstin zu Gefallen sagte. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß Menschen, die mit der Neigung zur Liebe begabt sind, selten Empfänglichkeit für Naturschönheiten haben. Ljubow Sergejewna war auch entzückt. Sie fragte unter Anderem: „Wodurch hält sich diese Birke? Wird sie noch lange stehen?" und sah dabei unverwandt ihre Susette an, die mit dem zottigen Schwanz wedelte und mit den krummen Füßen die kleine Brücke so geschäftig hin- und herlief, als wäre sie zum ersten Male im Leben außer dem Zimmer. Dmitrij begann mit der Mutter eine sehr logische Auseinandersetzung darüber, daß eine Aussicht mit einem beschränkten Horizont nie und nimmer schön sein könne. Warenka sagte kein Wort. Als ich sie anblickte, stand sie auf das Geländer des Brückchens gelehnt im Profil zu mir und sah vor sich hin. Sie war wohl stark von etwas in Ansprnch genommen und erregt, denn sie schien sich ganz vergessen zu haben. Sie dachte weder an sich, noch daran, daß man ihr zusah. In dem Ausdruck ihrer großen Augen lag etwas wie unablässige Aufmerksamkeit und ruhiges, klares Nachsinnen, in ihrer Pose so viel Ungezwungenheit, und trotz ihres kleinen Wuchses sogar Größe, was mich wieder frappirte wie eine Erinnerung an „sie", und wieder fragte ich mich: „beginnt" es nicht? und wieder antwortete ich mir, ich sei

schon in Ssonitschka verliebt, und Warenka sei einfach ein Fräulein und die Schwester meines Freundes. Aber sie gefiel mir in diesem Augenblick, und darum fühlte ich das unbestimmte Verlangen, ihr irgend eine kleine Unannehmlichkeit anzuthun oder zu sagen.

— Weißt du was, Dmitrij? sagte ich zu meinem Freund, näher zu Warenka herantretend, so daß sie hören konnte, was ich sagte, „ich finde, auch wenn es hier keine Mücken gäbe, wäre nichts Hübsches an diesem Plätzchen, so aber, fügte ich hinzu, indem ich mir auf die Stirn schlug und wirklich eine Mücke tödtete, ist es ganz und gar häßlich.“

— Sie sind wohl kein Freund der Natur? sagte Warenka, ohne ihren Kopf umzuwenden.

— Ich finde, es ist eine müßige, unnütze Beschäftigung, antwortete ich voller Befriedigung darüber, daß ich ihr doch eine kleine und dabei originelle Unannehmlichkeit gesagt hatte. Warenka zog einen ganz kleinen Augenblick ihre Augenbrauen mit dem Ausdruck des Bedauerns in die Höhe und fuhr fort, so ruhig wie früher vor sich hin zu blicken.

Ich wurde ärgerlich auf sie, aber trotzdem traten die grau gestrichenen Geländer der kleinen Brücke, auf die sie sich gestützt hatte, der Widerschein der herabhängenden Zweige der vorgeneigten Birke im dunklen Teich, der sich förmlich zu vereinigen schien mit den herabhängenden Zweigen, die Sumpfluft, das Gefühl der erschlagenen Mücke auf der Stirn, ihr unverwandter Blick und ihre großartige Pose späterhin noch öfter vollkommen unerwartet, plötzlich vor meine Einbildung.

XXVII.

Dmitrij.

Als wir vom Spaziergange nach Hause kamen, wollte Warenka nicht singen, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, und ich hatte ein solches Selbstvertrauen, daß ich dies auf meine Rechnung schrieb und mir einbildete, die Ursache davon sei das, was ich ihr auf der Brücke gesagt hatte. Die Nechljudows pflegten nicht zu Abend zu essen und zogen sich früh zurück. Heute ging ich und Dmitrij, da er, wie Sofia Iwanowna vorhergesagt hatte, Zahnschmerzen bekam, noch früher als gewöhnlich auf sein Zimmer. In der Ueberzeugung, daß ich Alles erfüllt, was mein blauer Kragen und meine Knöpfe von mir forderten, und daß ich allen sehr gut gefallen habe, befand ich mich in sehr guter, selbstzufriedener Gemüthsstimmung; Dmitrij dagegen war durch den Streit und durch die Zahnschmerzen schweigsam und düster. Er setzte sich an den Tisch, zog seine Hefte hervor, ein Tagebuch und ein Heft, in das er die Gewohnheit hatte an jedem Abend seine zukünftigen und vergangenen Beschäftigungen einzutragen, und schrieb, indem er unabläßig die Stirn runzelte und mit der Hand an die Backe fuhr, ziemlich lange darin.

— Ah, lassen Sie mich zufrieden, schrie er das Zimmermädchen an, welches von Sofia Iwanowna gekommen war, um ihn zu fragen, wie es mit seinen Zahnschmerzen stehe und ob er nicht einen warmen Umschlag machen wollte. Gleich darauf, nachdem er angeordnet hatte, daß man mir sofort das Bett mache und daß er sofort wieder kommen würde, ging er zu Ljubow Sergejewna.

Wie schade, daß Warenka nicht hübsch ist, überhaupt daß sie nicht Ssonitschka ist, dachte ich, da ich nun allein im Zimmer war. Wie schön wäre es, nach Abschluß meiner Universitätsstudien zu ihnen hinauszufahren und um ihre Hand zu bitten! Ich würde sagen: Fürstin, ich bin nicht mehr jung, ich kann nicht leidenschaftlich lieben, aber ich werde Sie beständig lieben wie eine herzige Schwester. Sie, würde ich zur Mutter sagen, achte ich sehr hoch und Sie, Sofia Iwanowna, glauben Sie mir, schätze ich außerordentlich. Sagen Sie also kurz und einfach heraus: Würden Sie meine Gattin sein wollen? — Ja. — Und sie reicht mir die Hand, ich drücke sie und sage: Meine Liebe besteht nicht in Worten, sondern in der That. — Wie aber, fiel mir ein, wenn plötzlich Dmitrij sich in Ljubotschka verliebte? Ljubotschka ist doch in ihn verliebt, und wenn er sie heirathen wollte? Dann müßte einer von uns doch unverheirathet bleiben und das wäre vortrefflich. Dann würde ich so handeln. Ich würde es sofort bemerken, kein Wort sagen. Ich würde zu Dmitrij gehen und ihm sagen: Es ist umsonst, mein Freund, daß wir uns einander etwas verhehlen. Du weißt, meine Liebe zu Deiner Schwester endet nur mit meinem Leben. Aber ich weiß auch, Du hast mich meiner besten Hoffnung beraubt, und hast mich unglücklich gemacht, aber weißt Du, wie Nikolaj Irtenjew für das Unglück eines ganzen Lebens vergilt? — Hier nimm meine Schwester! und ich würde ihm dabei Ljubotschkas Hand reichen und sagen: Fürst Nechljudow, Ihr müht Euch vergeblich, großmüthiger zu sein, als Nikolaj Irtenjew, es giebt keinen großmüthigeren Menschen, als er ist, auf der Welt. Dann würde ich mich verbeugen und

gehen. — Dmitrij und Ljubotschka würden mir thränenüberströmt nacheilen und mich anflehen, ihr Opfer anzunehmen. Und ich würde Ja dazu sagen und sehr glücklich sein können, wenn ich nur in Warenka verliebt wäre ... Diese Gedanken waren so angenehm, daß mich die Lust anwandelte, sie meinem Freunde mitzutheilen, aber trotz der Offenheit, die wir uns gegenseitig versprochen hatten, fühlte ich doch, ich weiß nicht warum, daß mir die physische Möglichkeit fehlte, es zu sagen.

Dmitrij kam von Ljubow Sergejewna mit Zahntropfen zurück, die sie ihm gegeben hatte. Er hatte noch stärkere Schmerzen und war deshalb noch mißmuthiger. Mein Bett war noch nicht gemacht, und der Bursche, der Dmitrij bediente, kam, um ihn zu fragen, wo ich schlafen würde.

— Scheer' Dich zum Teufel! schrie Dmitrij und stampfte mit dem Fuß auf. — Wasska, Wasska, Wasska! schrie er immer lauter, als der Bursche eben hinausgegangen war. Wasska, mach' mir das Bett auf dem Fußboden.

— Nein, sagte ich, ich werde lieber auf der Erde schlafen.

— Bette auf, wo Du willst, fuhr Dmitrij in demselben zornigen Tone fort. Wasska, warum machst Du denn das Bett nicht?

Wasska aber begriff augenscheinlich nicht, was von ihm verlangt wurde und stand unbeweglich da.

— Was stehst Du? Mach' das Bett, mach' das Bett! schrie Dmitrij und gerieth plötzlich in Wuth.

Wasska verstand noch immer nicht. Er bekam Angst und rührte sich nicht

— Hast Du dich etwa verschworen, mich rasend zu machen?

Und Dmitrij sprang von seinem Stuhl auf, rannte auf den Burschen zu und schlug Wasska mehrere Mal mit der Faust über den Kopf. Wasska stürzte kopfüber aus dem Zimmer. Dmitrij blieb an der Thür stehen, sah sich nach mir um, und der Ausdruck der Wuth und der Grausamkeit, der einen Augenblick in seinen Zügen gelegen hatte, verwandelte sich in einen so sanften, milden, liebevollen, kindlichen Ausdruck, daß ich Mitleid mit ihm empfand, und obwohl ich sehr den Wunsch hatte, mich abzuwenden, konnte ich mich doch nicht entschließen, es zu thun. Er sprach kein Wort zu mir, er ging nur lange schweigsam im Zimmer auf und nieder und warf mir von Zeit zu Zeit einen Blick zu mit demselben Verzeihung heischenden Ausdruck; dann zog er ein Heft aus der Schublade, schrieb etwas hinein, legte den Rock ab, faltete ihn sorgfältig zusammen, trat in die Ecke, wo das Heiligenbild hing, kreuzte seine großen, weißen Hände über der Brust und begann zu beten. Er betete so lange, daß Wasska inzwischen die Matratze bringen und auf der Erde aufbetten konnte, was ich ihm leise auftrug. Ich kleidete mich aus und legte mich in das auf die Erde gebreitete Bett. Dmitrij aber betete noch immer. Als ich so Dmitrij's ein wenig gerundeten Rücken und seine Sohlen betrachtete, die gleichsam demüthig vor mir lagen, wenn er die Verbeugungen machte, gewann ich ihn noch mehr lieb als bisher, und immer wieder fragte ich mich: sage ich ihm, was ich von unseren Schwestern gedacht habe oder nicht? Dmitrij hatte das Gebet beendet; nun legte er sich über mein Bett, stützte sein Gesicht in die Hand und sah mich mit einem

freundlichen und demüthigen Blick lange schweigsam an. Es wurde ihm sichtlich schwer, aber er schien sich selbst damit zu strafen. Ich sah ihn an und lächelte. Auch er lächelte.

— Warum sagst Du mir denn nicht, sagte er, daß ich häßlich gehandelt habe. Du hast doch im Augenblick daran gedacht.

— Ja, antwortete ich; obwohl ich an etwas anderes gedacht hatte, schien es mir doch, als hätte ich wirklich daran gedacht. Ja, es war sehr häßlich. Ich hätte das gar nicht von Dir erwartet, sagte ich, und empfand in dieser Minute eine besondere Befriedigung darin, ihn zu duzen. — Was machen Deine Zahnschmerzen? fügte ich hinzu.

— Sie sind vorüber. Ach, Nikolenka, mein Freund begann Dmitrij, während, wie ich glaube, Thränen in seinen glänzenden Augen standen, ich weiß und fühle es, wie häßlich ich bin, und Gott sieht es, wie ich mich danach sehne, wie ich ihn bitte, mich besser zu machen. Aber was soll ich thun, wenn ich doch einmal einen so unglückseligen, widerwärtigen Charakter habe? Was soll ich thun? Ich gebe mir Mühe, mich zu überwinden, mich zu bessern. Aber das ist so plötzlich nicht möglich. Es ist mir allein unmöglich. Es müßte mir Jemand zur Seite stehen, mir helfen. Sieh, Ljubow Sergejewna versteht mich und ist mir sehr zur Seite. Ich sehe aus meinen Aufzeichnungen, daß ich mich im Laufe eines Jahres schon sehr gebessert habe. Ach, Nikolenka, mein Herzensfreund, fuhr er mit ganz ungewohnter Zärtlichkeit und in weit ruhigerem Tone nach diesem Bekenntniß fort, es bedeutet viel, der Einfluß einer solchen Frau, wie sie! Mein Gott, wie schön kann

es werden, wenn ich selbstständig bin, an der Seite einer Freundin wie sie. In ihrer Gegenwart bin ich ein ganz anderer Mensch.

Und so begann Dmitrij mir den Plan seiner Heirath, seines Landlebens und der beständigen Arbeit an seiner Person zu entwickeln. Ich werde auf dem Lande leben, Du besuchst mich, Du wirst vielleicht auch mit Ssonitschka verheirathet sein, sagte er, unsere Kinder werden zusammen spielen. Nicht wahr, das erscheint Dir alles komisch und thöricht. Und es kann doch wahr werden.

— O gewiß, es kann sehr leicht wahr werden, sagte ich lächelnd, und dachte in diesem Augenblick daran, daß es doch besser wäre, wenn ich seine Schwester heirathete.

— Weißt Du, was ich Dir sagen will, sagte er nach einer kurzen Pause zu mir, Du bildest Dir wohl nur ein, Du seiest in Ssonitschka verliebt. Aber wie ich sehe, sind das Dummheiten. Du weißt noch gar nicht, was ein echtes Gefühl ist.

Ich widersprach nicht, denn ich war beinahe seiner Ansicht. Wir schwiegen eine kurze Zeit.

— Du hast gewiß bemerkt, daß ich heute wieder in häßlicher Laune war und mit Warja unziemlich gestritten habe. Es war mir nachher schrecklich unangenehm, besonders weil es in Deiner Gegenwart geschah. Wenn sie auch über Vieles nicht so denkt, wie es sein müßte, sie ist doch ein treffliches, ein sehr gutes Mädchen. Du wirst sie ja in kurzer Zeit kennen lernen.

Der Uebergang in seiner Unterhaltung von der Bemerkung, daß ich nicht verliebt sei, zum Lobe seiner Schwester, machte mir eine außerordentliche Freude. Ich

erröthete, aber ich sagte trotzdem kein Wort von seiner Schwester und wir sprachen weiter über andere Dinge.

So schwatzten wir bis zum zweiten Hahnenkrähen, und die blasse Morgenröthe blickte schon zum Fenster hinein, als Dmitrij in sein Bett ging und das Licht löschte.

— Nun, jetzt schlafen, sagte er.

— Ja, antwortete ich, aber noch ein Wort, nur ein Wort.

— Nun?

— Das Leben ist doch schön. Nicht wahr? sagte ich.

— Das Leben ist doch schön, antwortete er in einem Ton, daß ich im Dunkeln den Ausdruck seiner heiteren, schmeichelnden Augen und sein kindliches Lächeln zu sehen glaubte.

XXVIII.

Auf dem Lande.

Am folgenden Tage reisten Wolodja und ich mit der Post auf's Land. Unterwegs gingen mir die Moskauer Erinnerungen bunt durch den Kopf. Ich dachte auch an Ssonitschka Walachin, aber erst Abends, als wir schon fünf Stationen hinter uns hatten. Es ist doch sonderbar, dachte ich, daß ich verliebt bin und es ganz vergessen habe. Ich muß an sie denken. Und ich dachte an sie, wie man eben auf der Reise denkt, unzusammenhängend, aber lebhaft und versank so in Gedanken, daß ich zwei Tage lang noch auf dem Lande für nothwendig hielt, traurig und gedankenvoll vor allen Angehörigen zu erscheinen, besonders vor Katjenka, die ich für eine große Kennerin in derartigen Dingen

hielt, und der ich eine flüchtige Andeutung über den Zustand, in dem sich mein Herz befand, gemacht hatte. Aber trotz der Anstrengung, die ich machte, mich vor andern und vor mir selber zu verstellen, trotz der absichtlichen Nachahmung all der Merkmale, die ich bei anderen im verliebten Zustande beobachtet hatte, dachte ich doch nur zwei Tage hindurch und zwar nicht beständig und vorzugsweise Abends daran, daß ich verliebt sei, und schließlich, sobald ich in die neuen Geleise des Landlebens und der ländlichen Beschäftigungen gekommen war, vergaß ich meine Liebe zu Ssonitschka ganz.

Wir kamen in Petrowskoje zur Nachtzeit an, und ich schlief so fest, daß ich weder das Haus, noch die Fichtenallee, noch irgend Jemanden von den Angehörigen sah, die längst schon alle schlafen gegangen waren. Der alte Foka mit dem krummen Rücken öffnete uns barfuß in einer Art wattirten Weiberjäckchen, das Licht in der Hand, den Riegel der Thür. Als er uns erblickte, begann er vor Freude zu zittern, küßte uns auf die Schulter, griff eilig nach seinem Mantel und kleidete sich an. Flur und Treppe durchschritt ich noch halb im Schlaf. Aber das Thürschloß im Vorzimmer, der Riegel, der schief laufende Fußboden, die Truhe, der alte Leuchter, der wie früher mit Talg betropft war, der Schatten des schiefen, kalten, eben erst angezündeten Dochtes des Talglichts, das stets staubige, nie ausgehobene Doppelfenster, unter welchem, wie ich mich erinnerte, ein Vogelbeerbaum wuchs — all dies war mir so bekannt, so voll von Erinnerungen, so unter einander in Freundschaft verbunden, als wäre es von einem Gedanken beherrscht, — daß ich plötzlich die Seligkeit dieses lieben, alten Hauses über mich kommen fühlte. Unwill-

kürlich regte sich in mir die Frage, wie konnten wir beide, ich und das Haus, so lange von einander getrennt bleiben? Und eilends lief ich ohne Ziel, um zu sehen, ob die anderen Zimmer noch dieselben waren. Alles war wie früher, nur kleiner, niedriger schien es, und ich schien größer geworden zu sein, behäbiger und dicker. Aber wie ich war, nahm mich das Haus freudig in seine Arme auf und weckte in mir mit jeder Diele, mit jedem Fenster, mit jeder Treppenstufe, mit jedem Laut, zahllose Bilder, Empfindungen, Ereignisse einer unwiederbringlichen glücklichen Vergangenheit. Wir kamen in unser Schlafzimmer aus der Kinderzeit. Alle die Schreckbilder der Kinderjahre tauchten wieder in dem Dunkel der Ecken und Thüren auf; wir gingen durch das Gastzimmer — dieselbe ruhige, zarte, mütterliche Liebe war über alle Gegenstände ergossen, die im Zimmer standen; wir gingen durch den Saal — die lärmende, sorglose, kindliche Heiterkeit schien in diesem Zimmer fortzudauern und darauf zu warten, daß man sie wieder ins Leben rufe. Im Boudoir, wo uns Foka hineinführte, und wo er uns aufgebettet hatte, schien alles: der Spiegel, die Wandschirme, das alte hölzerne Heiligenbild, jede Unebenheit der weiß tapezirten Wand, alles schien von Leiden und Tod zu sprechen, von etwas, was nie wiederkehrt.

Wir legten uns zu Bett. Foka sagte uns „gute Nacht“ und ging.

— Ist in diesem Zimmer Maman gestorben? sagte Wolodja.

Ich antwortete ihm nicht und that, als ob ich schliefe. Wenn ich ein Wort gesagt hätte, wäre ich in Thränen ausgebrochen. Als ich am anderen Morgen erwachte, saß

Papa, noch nicht angezogen, in Hausschuhen und Schlafrock, die Cigarre im Munde, auf Wolodjas Bett und plauderte und lachte mit ihm. Mit heiterem Achselzucken sprang er von Wolodja auf und kam zu mir, klopfte mir mit seiner großen Hand auf den Rücken, hielt mir seine Wange hin und drückte sie an meine Lippen.

— Nun, Diplomat, vortrefflich, danke dir! sagte er mit seiner eigenartigen lustigen Zärtlichkeit und sah mich mit seinen kleinen glänzenden Aeuglein an — Wolodja sagt, Du hast die Prüfung gut bestanden, bist ein tüchtiger Junge, vortrefflich, wirst du keine Dummheiten machen, so sollst du auch für mich ein vortrefflicher Junge sein. Danke schön, mein Herzchen, jetzt wollen wir hier lustig leben, und im Winter ziehen wir vielleicht nach Petersburg. Schade nur, daß die Jagd vorüber ist, da hätte ich euch ein Vergnügen gemacht. Nun, du kannst mit der Flinte jagen, Woldemar, Wild giebt's die Menge, und manchmal gehe ich vielleicht auch mit, und im Winter, so Gott will, ziehen wir nach Petersburg. Ihr sollt Menschen kennen lernen, Beziehungen anknüpfen, ihr seid jetzt erwachsene Kinder. Ich habe es eben Woldemar gesagt, ihr steht jetzt am Scheidewege. Meine Pflicht ist gethan, ihr könnt jetzt allein euren Weg gehen; ihr könnt, wenn ihr wollt, euch mit mir berathen. Ich bin nicht mehr euer Erzieher, sondern euer Freund, wenigstens wünsche ich euer Freund und Genosse und Rathgeber zu sein, wo ich kann, weiter nichts. Wie denkt denn deine Philosophie darüber, Koko? Sag, hab ich Recht oder nicht? Nun?

Ich sagte natürlich, es sei ganz vortrefflich, und ich fand es auch wirklich so. Papa hatte an diesem Tage ein merkwürdig anziehendes, heiteres, glückliches Aussehen.

Dieses neue Verhältniß zu mir wie zu einem Gleichgestellten, zu einem Genossen vergrößerte noch meine Liebe zu ihm.

— Nun erzähle mir, warst du auch bei allen Verwandten, bei Ilins? Hast du den Alten gesehen? Was hat er dir gesagt? fuhr er fort mich auszufragen. — Bist du bei dem Fürsten Iwan Iwanowitsch gewesen?

Und wir plauderten so lange, ohne uns anzuziehen, daß die Sonne schon die Fenster des Boudoirs verließ, und Jakob, der immer noch, so alt er auch war, hinter dem Rücken die Finger drehte und immer noch „trotz alledem" sagte, in unser Zimmer kam und Papa meldete, daß die kleine Kalesche bereit sei.

— Wo fährst du hin? fragte ich Papa.

— Ach, das hatte ich ganz vergessen, sagte Papa mit ärgerlichem Achselzucken und Hüsteln — ich habe den Epifanows versprochen, heute hinzukommen. Erinnerst du dich noch des Fräulein Epifanows, la belle Flamande? Sie hat euere Maman immer besucht. Ausgezeichnete Menschen. — Und Papa verließ mit einem, wie mir schien, schüchternen Achselzucken das Zimmer.

Ljubotschka war während unseres Plauderns schon mehrere Male an die Thür gekommen und hatte immer gefragt: darf man zu euch hinein? Aber jedes Mal rief ihr Papa durch die Thür zu: keineswegs, wir sind noch nicht angekleidet.

— Was ist da schlimm? Ich habe dich doch im Schlafrock gesehen.

— Du darfst die Brüder nicht ohne die „Unaussprechlichen" sehen, rief er — aber jeder von ihnen wird an deine Thür klopfen — genügt dir das? Klopfet also!

Es paßt sich gar nicht einmal für sie, in solchem Negligé mit dir zu sprechen.

— Ach, ihr seid unausstehlich. So kommt doch wenigstens schneller ins Gastzimmer. Mimi sehnt sich so sehr danach, euch zu sehen, rief Ljubotschka hinter der Thür.

Als Papa gegangen war, zog ich schnell meinen Studentenrock an und ging ins Gastzimmer. Wolodja dagegen hatte gar keine Eile, saß noch lange oben und plauderte mit Jakob darüber, wo Schnepfen und Bekassinen zu treffen seien. Er scheute, wie ich schon erzählt habe, nichts in der Welt so sehr als Zärtlichkeit gegen den Bruder, gegen Papa oder die Schwester, wie er sich ausdrückte, und verfiel, indem er jeder Gefühlsäußerung aus dem Wege ging, in das andere Extrem, die Kälte, welche oft schmerzlich kränkt, weil man ihre Ursache nicht kennt. Im Vorzimmer traf ich mit Papa zusammen, der mit kleinen schnellen Schritten der Equipage zueilte. Er hatte seinen neuen modernen Moskauer Ueberrock angelegt und duftete nach Parfüm. Als er mich erblickte, nickte er mir fröhlich mit dem Kopfe zu, als wollte er sagen: wie, fein? und wieder überraschte mich der glückselige Ausdruck seiner Augen, den ich schon am Morgen bemerkt hatte.

Das Gastzimmer war immer noch dasselbe helle, große Zimmer mit dem gelben englischen Klavier und mit dem großen offenen Fenster, durch welches die grünen Bäume und die geblich röthlichen Gartenpfade lustig hineinschauten. Ich küßte Mimi und Ljubotschka und ging auf Katjenka zu, als mir plötzlich einfiel, es sei nicht mehr passend, sie zu küssen, und ich stumm und erröthend stehen blieb. Katjenka war nicht im mindesten verlegen, streckte

mir ihre weißen Händchen entgegen und beglückwünschte mich zu meinem Eintritt in die Universität. Als Wolodja in das Gastzimmer kam, ging es ihm bei der Begrüßung mit Katjenka ganz ebenso. Es war wirklich schwer zu sagen, wie wir, die wir zusammen aufgewachsen waren und uns während dieser ganzen Zeit täglich gesehen hatten, uns jetzt nach der ersten Trennung gegenübertreten sollten. Katjenka erröthete viel mehr als wir alle; Wolodja war nicht im mindesten verlegen. Er verbeugte sich leicht vor ihr, ging zu Ljubotschka und sprach mit ihr nur wenig und kaum ernsthaft und ging dann allein irgendwohin spazieren.

XXIX.

Unser Verhältniß zu den Mädchen.

Wolodja betrachtete die Mädchen so merkwürdig, daß ihn beschäftigen konnte: ob sie satt seien, ob sie ausgeschlafen hätten, ob sie anständig gekleidet waren, ob sie keine Fehler im Französischen machten, denn er hätte sich dessen den Fremden gegenüber geschämt — aber er ließ den Gedanken nicht aufkommen, daß sie irgend etwas Menschenwürdiges denken oder empfinden könnten, und noch weniger gab er die Möglichkeit zu, mit ihnen über irgend etwas seine Ansichten auszutauschen. Wenn sie sich zufällig einmal an ihn mit einer ernsten Frage wandten (was sie übrigens zu vermeiden suchten), wenn sie ihn nach seiner Ansicht über einen Roman oder über seine Beschäftigung an der Universität ausfragten, schnitt er ihnen ein Gesicht und ging schweigend fort oder antwortete mit einer radebrechenden französischen Phrase: komme ßi tri scholi u. s. w.

oder er machte ein ernstes, beabsichtigt blödes Gesicht, sagte irgend etwas, was keinen Sinn und keine Beziehung zu der Frage hatte und schleuderte dann, die Augen zusammenkneifend, ein Wort heraus wie: Kuchen — Sie sind fort — oder Sauerkraut, oder irgend so etwas. Wenn ich ihm einmal wiederholte, was ich zu Ljubotschka oder Katjenka gesagt hatte, antwortete er mir immer: hm, du läßt dich auch noch mit ihnen in Auseinandersetzungen ein. Nein, du bist, wie ich sehe, noch recht grün.

Und man mußte ihn in einem solchen Augenblick sehen und hören, um die tiefe, unerschütterliche Verachtung zu beurtheilen, die sich in dieser Phrase aussprach. Wolodja war schon seit zwei Jahren erwachsen, war ununterbrochen in alle hübschen Frauen verliebt gewesen, denen er begegnete; obgleich er aber jeden Tag Katjenka sah, die ebenfalls schon seit zwei Jahren lange Kleider trug und mit jedem Tage schöner wurde, war ihm doch nie der Gedanke an die Möglichkeit, sich in sie zu verlieben, gekommen. Kam das daher, daß die prosaischen Erinnerungen der Kinderjahre: das Lineal, das Laken noch zu frisch in seinem Gedächtniß waren oder von der Scheu, welche sehr junge Menschen gegen ihre ganze Umgebung haben, oder von der allgemeinen menschlichen Schwäche, das Gute und Schöne, das so nahe liegt, in der Ferne zu suchen und sich zu sagen: Eh, so etwas finde ich noch oft im Leben — genug, Wolodja betrachtete Katjenka bisher gar nicht, wie man ein Weib betrachtet.

Wolodja langweilte sich den ganzen Sommer über offenbar sehr. Seine Langweile war die Folge seiner Geringschätzung unser, einer Geringschätzung, die er, wie ich schon sagte, nicht einmal zu bemänteln bemüht war.

Der beständige Ausdruck seiner Züge sprach etwa: Pfui, wie langweilig! Kein Mensch, mit dem man ein Wort reden könnte! Am frühen Morgen ging er mit der Flinte auf die Jagd, oder saß unangezogen bis zum Mittag in seinem Zimmer und las ein Buch. War Papa nicht zu Hause, so kam er selbst zu Tisch mit dem Buch, hörte nicht auf zu lesen, sprach mit keinem von uns ein Wort, und that gerade so, als ob wir ihm gegenüber in einer Schuld wären. Am Abend streckte er sich mit den Füßen auf das Sopha im Gastzimmer, schlief, auf die Ellbogen gestützt, oder log mit dem ernstesten Gesicht den schrecklichsten Unsinn zusammen; bisweilen ging er sogar über die Grenzen des Anstands hinaus, so daß Mimi böse wurde, rothe Flecken im Gesicht bekam, und wir uns zu Tode lachen mochten. Aber nie würdigte er irgend Jemanden aus der Familie, außer Papa und manchmal auch mich, einer ernsten Unterhaltung. Ich ahmte ganz unwillkürlich meinem Bruder in seinen Anschauungen von Mädchen nach, obgleich ich nicht wie er die Zärtlichkeiten mied, und meine Geringschätzung der Mädchen bei weitem nicht so eingewurzelt und tief war, wie seine. Ich versuchte sogar in diesem Sommer aus Langweile zu wiederholten Malen Ljubotschka und Katjenka näher zu treten und mit ihnen zu plaudern. Aber jedes Mal begegnete ich einem solchen Mangel an logischer Denkfähigkeit, einer solchen Unkenntniß der einfachsten gewöhnlichsten Dinge, wie z. B., was Geld bedeutet, was man an der Universität lernt, was der Krieg ist u. s. w., und einer solchen Gleichgiltigkeit gegen eine Aufklärung all dieser Dinge, daß die Versuche dazu meine ungünstige Meinung nur noch mehr bestärkten.

Ich erinnere mich, eines Abends pauckte Ljubotschka zum hundertsten Male ein unerträglich banales Stück auf dem Klavier. Wolodja lag im Gastzimmer träumend auf dem Sopha und brummte mit einer gewissen boshaften Ironie, ohne sich an Jemanden unmittelbar zu wenden, vor sich hin: „O, wie sie einhaut . . . die Musikerin . . . Beethoven (diesen Namen sprach er mit besonderer Ironie, aus) . . . scheußlich . . . nun von vorn . . . so ist's recht" u. s. w.

Katjenka und ich saßen am Theetisch, und ich erinnere mich nicht mehr, wie Katjenka das Gespräch auf ihren Lieblingsgegenstand, die Liebe brachte. Ich war in der Stimmung zu philosophiren und begann hochtrabend die Liebe zu definiren als das Verlangen, in dem anderen Wesen das zu finden, was man selbst nicht hat, u. s. w. Katjenka aber antwortete mir, es sei nicht mehr Liebe, wenn das Mädchen daran denkt, einen reichen Mann zu heirathen, und Wohlhabenheit sei nach ihrer Meinung — unnützes Zeug; echt sei nur die Liebe, welche die Trennung ertragen könne (damit deutete sie, wie ich verstand, auf ihre Liebe zu Dubkow hin). Wolodja, der gewiß unser Gespräch mit angehört hatte, richtete sich plötzlich auf den Ellbogen auf und rief fragend herein: Katjenka, die Russen?

— Du ewig mit deinem Unsinn! sagte Katjenka.

— 'Nein in die Tinte, fuhr Wolodja fort und betonte jeden Vokal. Und ich war überzeugt, daß Wolodja vollkommen Recht hatte. Neben den den Menschen gemeinsamen, mehr oder weniger entwickelten geistigen Fähigkeiten, der Empfänglichkeit, dem künstlerischen Empfinden, giebt es noch eine besondere mehr oder weniger in den ver-

schiedenen Gesellschaftskreisen, besonders aber in einzelnen Familien entwickelte Fähigkeit, die ich die „Auffassungsgabe" nennen möchte. Das Wesen dieser Fähigkeit besteht in einem gleichartigen Gefühl des Maßes und in einer gleichartigen einseitigen Betrachtung der Dinge. Zwei Menschen eines Kreises oder einer Familie, die diese Fähigkeit besitzen, dulden immer nur bis zu ein und demselben Punkt den Ausdruck eines Gefühls; über diesen Punkt hinaus sehen beide schon Phrase. In einer und derselben Minute sehen sie, wo das Lob endet und die Ironie anfängt, wo die Begeisterung aufhört und die Heuchelei beginnt, was Menschen mit anderer Auffassung durchaus anders scheinen kann. Haben die Menschen eine gleiche Auffassung, so fällt jeder Gegenstand beiden gleichmäßig in die Augen, vorzugsweise durch seine komische oder schöne oder häßliche Seite. Zur Erleichterung dieser gleichmäßigen Auffassung haben sich die Menschen eines und desselben Kreises oder einer Familie ihre eigene Sprache gebildet, ihre Redewendungen, ja Wörter, welche solche Schattirungen der Auffassungen bezeichnen, die für andere gar nicht vorhanden sind. In unserer Familie war zwischen Papa und uns, den Brüdern, diese Auffassungsgabe im höchsten Grade entwickelt. Auch Dubkow paßte sich unserem Kreise an und hatte unsere Auffassung. Dmitrij dagegen war trotz seiner bei weitem größeren Klugheit stumpf dafür, aber bei keinem war diese Fähigkeit des gegenseitigen Verständnisses zu solcher Feinheit ausgebildet, wie zwischen mir und Wolodja, mit dem ich mich in den gleichen Verhältnissen entwickelt hatte. Auch Papa hatte sich schon lange von uns entfernt und Vieles, was uns so einleuchtend war, wie zweimal zwei ist vier,

war ihm unverständlich. So hatten sich z. B., Gott weiß woher, zwischen mir und Wolodja folgende Worte mit den entsprechenden Begriffen festgesetzt: „Perle“ bedeutete das eitle Verlangen zu zeigen, daß ich Geld habe; „Feige“ (wobei man die Finger zusammenlegen und das F besonders betonen mußte) bedeutete etwas Frisches, Gesundes, Vornehmes und doch nicht Geckenhaftes; ein Hauptwort in der Mehrzahl gebraucht bedeutete eine unberechtigte Leidenschaft für diesen Gegenstand u. s. w., u. s. w. Im Uebrigen aber hing die Bedeutung mehr von dem Gesichtsausdruck ab, von dem allgemeinen Gespräch, so daß jeder neue Ausdruck für eine neue Schattirung, den einer von uns erfinden mochte, sofort von dem anderen ganz richtig verstanden wurde. Die Mädchen hatten unsere Auffassungsgabe nicht, und dies war die hauptsächliche Ursache unserer moralischen Trennung und der Geringschätzung, die wir für sie empfanden.

Vielleicht hatten sie ihre eigene Auffassung, aber diese stimmte so wenig zu der unseren, daß sie da, wo wir schon Phrase erblickten, Empfindung sahen, unsere Ironie war für sie Wahrheit u. s. w. Aber damals verstand ich nicht, daß sie in diesem Falle ganz schuldlos waren, und daß dieser Mangel an Auffassung sie nicht verhinderte, hübsche und kluge Mädchen zu sein, und ich schätzte sie gering. Ueberdies bezichtigte ich, nachdem ich einmal auf die Idee der Offenheit gekommen war und die Anwendung dieser Idee in mir zum äußersten trieb, die stille, vertrauende Natur Ljubotschkas der Verheimlichung und Heuchelei, da sie nicht die Nothwendigkeit einer Bloßlegung und Prüfung aller ihrer Gedanken und seelischen Erregungen einsehen wollte. Daß Ljubotschka z. B. jeden

Abend mit Kreuzschlagen dem Papa „gute Nacht" sagte, daß sie und Katjenka in der Kapelle weinten, wenn die Leute den Trauergottesdienst um Mama abhielten, daß Katjenka seufzte und die Augen zusammenkniff, wenn sie Klavier spielte — all dies erschien mir als eine übertriebene Verstellung, und ich fragte mich: wann haben sie eigentlich gelernt wie Erwachsene heucheln, und wie schämen sie sich dessen nicht?

XXX.

Meine Beschäftigung.

Trotzdem trat ich ihnen in diesem Sommer näher als in den vergangenen Jahren, da in mir eine Leidenschaft für die Musik erwacht war. Im Frühling war ein Nachbar zu uns ins Haus gekommen, ein junger Mann, der, sobald er ins Gastzimmer getreten war, beständig das Klavier ansah und ihm unmerklich mit seinem Stuhle näher rückte, während er im übrigen mit Mimi und Katjenka eine Unterhaltung führte. Er sprach vom Wetter, von den Annehmlichkeiten des Landlebens und brachte das Gespräch künstlich auf den Klavierstimmer, auf die Musik, auf das Klavier, erklärte endlich, er spiele, und spielte auch bald drei Walzer herunter, wobei Ljubotschka, Mimi und Katjenka um das Klavier herumstanden und ihn ansahen. Dieser junge Mann war nie wieder in unserem Hause, aber mir hatte sein Spiel, seine Haltung am Klavier, sein Zurückwerfen des Haares sehr gefallen, besonders aber die Art, wie er mit der linken Hand die Oktaven griff, indem er den Daumen und den kleinen Finger in der Breite einer Oktave auseinander

hielt, dann wieder langsam einander näherte und wieder schnell auseinander brachte. Diese anmuthige Handbewegung, die ungezwungene Haltung, das Zurückwerfen des Haars und die Aufmerksamkeit, welche unsere Damen seinem Talente schenkten, weckten in mir die Idee, Klavier zu spielen. Infolge dieser Idee ward mir klar, daß ich Talent und Neigung zur Musik hatte, und ich begann zu lernen. Ich handelte in diesem Falle wie Millionen von Männern und Abermillionen Frauen, die ohne einen guten Lehrer, ohne echten Beruf, ohne die geringste Vorstellung von dem, was die Kunst gewähren kann, und wie man an sie herantreten müsse, damit sie etwas gewähre, Musik treiben. Für mich war die Musik oder richtiger das Klavierspiel ein Mittel, die Mädchen durch mein tiefes Gefühl zu entzücken. Mit Katjenkas Hilfe lernte ich die Noten und machte meine dicken Finger ein wenig gelenker, worauf ich übrigens zwei Monate solchen Eifers verwandte, daß ich selbst nach Tisch auf den Knieen, und im Bett auf den Kissen mit dem widerspenstigen Mittelfinger hin und her arbeitete. Dann begann ich „Stücke“ zu spielen und spielte sie natürlich mit Gefühl, avec âme, was mir auch Katjenka zugestand, aber ganz und gar ohne Takt.

Die Wahl der Stücke war die bekannte — Walzer, Galopp, Romanzen, Arrangements u. dergl. — von den reizenden Komponisten, von welchen jeder Mensch, der nur einigen gesunden Geschmack hat, euch im Notenladen eine handvoll aus einem Haufen schöner Sachen herausgreift und sagt: Das dürft ihr nicht spielen, denn etwas Schlechteres, Geschmack- und Sinnloseres als dies Zeug ist nie und nirgend auf Notenpapier geschrieben worden —

und die ihr, wahrscheinlich gerade deshalb, auf dem Klavier jeder russischen jungen Dame findet. Wir hatten zwar auch die unglückseligen, für alle Zeiten von den jungen Damen mißhandelten sonates pathétiques und die Cis-moll von Beethoven, die Ljubotschka zur Erinnerung an Mama spielte, und noch andere schöne Sachen, welche ihr ihr Moskauer Lehrer aufgegeben hatte, aber auch die Werke dieses Lehrers waren da, die lächerlichsten Märsche und Galopps, und auch diese spielte Ljubotschka. Katjenka und ich hatten die ernsteren Sachen nicht gern; wir gaben „Le fou“ und der „Nachtigall“ den Vorzug, die Katjenka so spielte, daß man ihren Fingern kaum mit den Augen folgen konnte, und die auch ich schon ziemlich kräftig und fließend zu spielen begann. Ich hatte mir die Geste des jungen Mannes angeeignet und bedauerte oft, daß kein Fremder da sei, der meinem Spiele zusah. Aber bald erschien mir Liszt und Kalkbrenner über meine Kräfte zu gehen, und ich sah die Unmöglichkeit ein, Katjenka einzuholen. Infolgedessen bildete ich mir ein, die klassische Musik sei leichter, und ich kam, zum Theil aus Originalitätssucht, plötzlich zu dem Schluß, daß ich die gelehrte deutsche Musik liebe, gerieth in Entzücken, wenn Ljubotschka die „sonate pathétique“ spielte; und obgleich mir in Wirklichkeit diese Sonate schon längst aufs Aeußerste überdrüssig geworden war, begann ich selbst Beethoven zu spielen und sprach den Namen des Meisters mit langgedehntem e. Und doch, trotz all' dieser Unklarheit und Heuchelei steckte in mir, wie ich mich jetzt noch erinnere, etwas wie Talent, denn oft machte die Musik auf mich einen so starken Eindruck, daß mir die Thränen kamen, und die Stücke, die mir gefielen, konnte ich ungefähr auch

ohne Noten auf dem Klavier herausfinden, sodaß ich vielleicht, wenn mich damals jemand gelehrt hätte, die Musik als Selbstzweck zu betrachten, als einen selbständigen Genuß, und nicht als ein Mittel, den jungen Damen durch die Schnelligkeit und das Gefühlvolle des Spiels zu gefallen, wirklich ein recht guter Musiker geworden wäre.

Die Lectüre französischer Romane, deren Wolodja eine Menge mit nach Hause brachte, war meine zweite Beschäftigung in diesem Sommer. Es war gerade die Zeit, wo die Monte Christo und die verschiedenen „Geheimnisse“ zu erscheinen anfingen, und ich verschlang die Romane von Sue, Dumas und Paul de Cock. Die unnatürlichsten Personen und Ereignisse waren für mich so lebendig wie die Wirklichkeit; ich wagte nicht nur nicht, den Autor der Lüge zu zeihen, der Autor war für mich gar nicht vorhanden. Leibhaftig traten aus dem gedruckten Buch die lebendigen, wirklichen Menschen und Ereignisse vor mich hin. Wenn ich auch nie Menschen begegnete, denen ähnlich, deren Schicksale ich las, so zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß es solche geben müsse.

Ich fand in mir selbst all' die geschilderten Leidenschaften wieder und eine Aehnlichkeit mit allen Charakteren, mit den Helden und mit den Bösewichtern jedes Romans, wie ein Hypochonder in sich die Merkmale aller möglichen Krankheiten wiederfindet, wenn er ein medicinisches Buch liest. Mir gefielen in diesen Romanen die blendenden Gedanken, die glühenden Empfindungen, die zauberhaften Vorgänge und die vortrefflichen Charaktere: war einer gut, so war er vollendet gut; war einer schlecht, so war er in Grund und Boden schlecht — gerade so, wie ich mir die Menschen in meiner ersten Jugend vorgestellt

hatte; auch das gefiel mir sehr, außerordentlich, daß alles französisch war, daß die tugendhaften Worte, welche die tugendhaften Helden gebrauchten, in meinem Gedächtniß haften blieben, und daß ich sie bei Gelegenheit anwenden konnte bei einer tugendhaften Handlung. Wie viel französische Phrasen bildete ich mir mit Hülfe dieser Romane für Kolpikow, wenn ich ihm je begegnen sollte, und für Sie, wenn ich ihr endlich begegne und ihr meine Liebe enthülle. Ich bereitete mich darauf vor, ihnen „Dinge" zu sagen, daß sie verloren waren, wenn sie mich hörten. Auf Grund der Romane bildeten sich bei mir auch neue Ideale sittlicher Vorzüge, denen ich nachstreben wollte; vor allem wollte ich in allen meinen Angelegenheiten und Handlungen „noble" sein (ich sage „noble" und nicht „edel", weil das französische Wort eine andere Bedeutung hat, was die Deutschen begriffen haben, da sie sich „nobel" angeeignet und es von dem Worte „ehrenhaft" unterscheiden). Dann wollte ich leidenschaftlich sein und endlich, wozu ich auch schon vorher Neigung hatte, so comme il faut als möglich. Ich gab mir sogar Mühe, auch im Aeußeren und in Manieren den Helden ähnlich zu werden, die irgend einen von diesen Vorzügen hatten. Ich erinnere mich, in einem von den hundert Romanen, die ich diesen Sommer las, war ein außerordentlich leidenschaftlicher Held mit dichten Augenbrauen, und ich hatte so große Lust, ihm äußerlich ähnlich zu sein, (moralisch fühlte ich mich ihm vollkommen gleich) daß ich meine Augenbrauen vor dem Spiegel betrachtete und auf den Gedanken kam, sie leicht zu scheren, damit sie desto dichter wiederwüchsen; aber als ich sie zu scheren anfing, geschah's, daß ich an einer Stelle mehr fortschnitt,

nun mußte ich es ausgleichen, und es endete damit, daß ich zu meinem Schrecken mich im Spiegel brauenlos und infolgedessen sehr häßlich erblickte. Ich tröstete mich aber mit der Hoffnung, daß mir die Brauen bald wieder dicht wachsen würden wie dem leidenschaftlichen Manne, und nur das eine beunruhigte mich, was ich allen unseren Leuten sagen sollte, wenn sie mich ohne Brauen sahen. Ich nahm etwas von Wolodja's Pulver, rieb damit die Brauen ein und zündete es an; obwohl das Pulver nicht losging, sah es doch so aus, als ob ich mich verbrannt hätte. Niemand kam hinter meine Schliche, und meine Augenbrauen wuchsen wirklich, als ich längst den leidenschaftlichen Helden vergessen hatte, bei weitem dichter.

XXXI.

Comme il faut.

Schon öfter habe ich im Verlaufe dieser Erzählung einen Begriff berührt, der dieser französischen Ueberschrift entspricht, und ich fühle jetzt die Nothwendigkeit, diesem Begriff, der in meinem Leben einer der verderblichsten, lügenhaftesten Begriffe war, die mir die Erziehung und die Gesellschaft eingeimpft hatten ein ganzes Kapitel zu widmen.

Man kann das Menschengeschlecht in viele Gattungen eintheilen, in Reiche und Arme, in Gute und Schlechte, in Krieger und Bürger, in Kluge und Dumme u. s. w., u. s. w., aber jeder Mensch hat sicher seine Haupt- und Lieblingseintheilung, in die er unbewußt jede neue Person einordnet. Meine Lieblings- und Haupteintheilung der Menschen war in der Zeit, von der ich spreche, die in Menschen comme il faut und comme il ne faut pas.

Die zweite Gattung zerfällt noch in solche Menschen, die eigentlich nicht comme il faut sind und in das niedrige Volk. Die comme il faut achtete ich und hielt sie für würdig, mit mir auf gleicher Stufe zu stehen; die zweite — bildete ich mir ein zu verachten, in Wirklichkeit aber haßte ich sie und empfand gegen sie ein Gefühl persönlicher Kränkung; die dritten waren für mich nicht vorhanden — diese verachtete ich vollkommen. Mein comme il faut bestand erstens und hauptsächlich in einem vortrefflichen Französisch und besonders in einer guten Aussprache. Der Mensch, der eine schlechte französische Aussprache hatte, erweckte in mir sofort das Gefühl des Hasses. Warum willst du durchaus wie wir sprechen, wenn du es nicht kannst? fragte ich ihn in Gedanken mit giftigem Spotte. Die zweite Vorbedingung des comme il faut waren lange, gepflegte und saubere Nägel; die dritte war die Kunst zu grüßen, zu tanzen und Unterhaltung zu machen; die vierte und sehr wichtige Vorbedingung war Gleichgiltigkeit gegen alles und der beständige Ausdruck einer gewissen vornehmen, verächtlichen Langweile. Außerdem hatte ich noch allgemeine Merkmale, nach welchen ich, ohne mit einem Menschen gesprochen zu haben, ihn in eine bestimmte Abtheilung einordnete. Das hauptsächlichste von diesen Merkmalen waren außer der Einrichtung des Zimmers, der Handschuhe, der Handschrift, der Equipage: die Füße. Das Verhälniß der Stiefel zu den Pantalons entschied in meinen Augen sofort die Stellung eines Menschen. Trug Jemand Stiefel ohne Absätze mit eckiger Spitze und eng auslaufende Pantalons ohne Strippen — so war es ein einfacher Mann; trug er Stiefel mit einer schmalen, runden Spitze und mit Absätzen, und liefen seine Pantalons unten eng

aus und hatten Strippen, welche fest um den Fuß lagen, oder ließen sie breit aus und hatten Strippen, die wie ein Baldachin über der Stiefelspitze standen, so war der Mensch mauvais genre u. dgl.

Merkwürdig, daß mir, der ich durchaus unfähig war zum comme il faut, dieser Begriff so tief eingeimpft war. Vielleicht auch war er gerade darum so stark bei mir eingewurzelt, weil es mir so ungeheure Mühe machte, mir dieses comme il faut anzueignen. Es ist schrecklich daran zu denken, wie viel kostbare Zeit ich von meinem sechzehnten Lebensjahre vergeudet habe, um mir diese Eigenschaft zu erwerben. Allen denen, welchen ich nachahmte — Wolodja, Dubkow und dem größten Theil meiner Bekannten — schien all' das leicht zu werden. Ich sah mit Neid auf sie und mühte mich im Geheimen ab an französischen Sprachübungen, an der Kunst zu grüßen, ohne den anzusehen, den man grüßte, an der Unterhaltung, am Tanz, an der Kunst, Gleichgiltigkeit und Langweile allem gegenüber zu äußern, an meinen Nägeln, an welchen ich mit der Scheere herumschnitt bis in das Fleisch hinein — und trotz alledem fühlte ich, daß mir noch viel zu thun übrig bliebe, wenn ich das Ziel erreichen wollte. Und das Zimmer, den Schreibtisch, die Equipage — all dies vermochte ich um nichts in der Welt so herzurichten, daß sie comme il faut waren, obwohl ich mir trotz meiner Abneigung gegen alle praktische Thätigkeit Mühe gab, mich dieser Beschäftigung zu widmen. Bei den Anderen schien alles ganz ohne Mühe vortrefflich zu gehen, als könnte es garnicht anders sein. Ich erinnere mich: eines Tages, nachdem ich mir angestrengt und sorgfältig Mühe mit meinen Nägeln gegeben hatte, fragte ich Dubkow, dessen Nägel wunderbar schön waren, wie lange er

solche Nägel habe und wie er das mache. Dubkow antwortete mir: So lange ich denke, habe ich nie etwas dazu gethan, daß sie so seien, und ich begreife nicht, wie die Nägel eines ordentlichen Menschen anders sein könnten. Diese Antwort kränkte mich sehr; ich wußte damals noch nicht, daß eine der Hauptbedingungen des comme il faut ist, die Bemühungen zu verbergen, durch welche man das comme il faut erreicht. Das comme il faut war für mich nicht nur ein großes Verdienst, eine schöne Eigenschaft, eine Vollkommenheit, die ich zu erreichen strebte, es war eine unerläßliche Lebensbedingung, ohne die es kein Glück, keinen Ruhm, nichts Gutes auf Erden geben könnte. Ich hätte weder einen hervorragenden Mann, noch einen Gelehrten, noch einen Wohlthäter der ganzen Menschheit geschätzt, wenn er nicht comme il faut gewesen wäre; der Mensch comme il faut stand höher als sie, außer allem Vergleich mit ihnen. Er veranlaßte sie, Bilder zu malen, Musik zu schreiben, Bücher zu verfassen, Gutes zu thun — er war es, der sie dafür lobte: warum auch nicht das Gute loben, worin es auch immer bestände? — aber er konnte sich nicht auf eine Stufe mit ihnen stellen, er war comme il faut und sie nicht, und das genügte. Ich glaube sogar, wenn wir einen Bruder, eine Mutter oder einen Vater gehabt hätten, die nicht comme il faut gewesen wären, ich hätte gesagt, es sei ein Unglück, und es könne zwischen mir und ihnen keine Gemeinschaft geben. Aber weder der Verlust der goldenen Zeit, die ich an die beständige Bemühung vergeudete, all die für mich so schwer erreichbaren Voraussetzungen des comme il faut zu beobachten, die jede ernste Begeisterung ausschlossen, noch der Haß und die Verachtung von neun Zehnteln des Menschengeschlechts, auch nicht der Mangel

an Aufmerksamkeit für all das Schöne, welches außerhalb des Kreises des comme il faut vollbracht wird — all' das war noch nicht das Hauptübel, welches mir dieser Begriff angethan hatte. Das Hauptübel bestand in der Ueberzeugung, das comme il faut sei die unabhängige Position in der Gesellschaft, und der Mensch brauche sich nicht zu bemühen, Beamter, Wagenbauer, Soldat oder Gelehrter zu sein, wenn er comme il faut ist, und er habe mit der Erreichung dieser Position seine Bestimmung schon erfüllt, ja er stände damit höher als der größte Theil der Menschen.

In einer bestimmten Zeit der Jugend kommt der Mensch, nach vielen Irrthümern und Enttäuschungen, gewöhnlich zu der Nothwendigkeit einer thätigen Theilnahme an dem gesellschaftlichen Leben. Er wählt irgend einen Berufszweig und widmet sich ihm; aber bei dem Menschen comme il faut kommt das selten vor. Ich kannte und kenne sehr, sehr viele alte, stolze, selbstbewußte, in ihren Urtheilen schnellfertige Menschen, welche, würde ihnen auf jener Welt die Frage vorgelegt werden: Was bist du und was hast du dort gethan? — nicht anders zu antworten vermöchten als:

Je fus un homme très comme il faut.

Dieses Schicksal stand mir bevor.

XXXII.

Jünglingsjahre.

Abgesehen von dieser Begriffsverwirrung in meinem Kopfe, war ich in diesem Sommer jugendlich, unschuldig, frei und daher fast glücklich.

Bisweilen und ziemlich häufig stand ich früh auf (ich

schlief in freier Luft auf der Terrasse und die hellen, schräg herabfallenden Strahlen der Morgensonne weckten mich). Ich zog mich schnell an, nahm ein Handtuch und einen französischen Roman unter den Arm und ging an den Fluß, um im Schatten des Fichtenwäldchens zu baden, das eine halbe Werst vom Hause entfernt war. Dort legte ich mich im Schatten in das Gras und las. Von Zeit zu Zeit ließ ich die Augen von dem Buche in die Höhe schweifen, um die beschattete violette Wasserfläche zu betrachten, welche der Morgenwind leicht hin und her bewegte, die Felder voll gelblichen Roggens am anderen Ufer, den hellrothen Morgenglanz der Sonnenstrahlen, der immer niedriger und niedriger die weißen Stämme der Fichten vergoldete, die sich eine hinter der anderen verbargen und in der Ferne im Waldesdickicht meinem Auge entschwanden, und ich ergötzte mich an dem Bewußtsein, daß mich dieselbe frische, jugendliche Kraft des Lebens erfüllte, welche die Natur rings um mich her athmete. Wenn am Himmel graue Morgenwölkchen standen und ich nach dem Bade fror, ging ich häufig abseits von den Wegen durch Feld und Wald und näßte mit Genuß Stiefel und Füße im frischen Thau. Dann zogen die Helden des letzten Romans, den ich gelesen hatte, lebhaft durch meinen Sinn, und ich sah mich selbst als Feldherrn, als Minister oder als ungewöhnlichen Kraftmenschen oder als einen leidenschaftlichen Menschen, und mit einem gewissen Schauer blickte ich unaufhörlich umher und hoffte, plötzlich irgendwo ihr auf dem Felde oder hinter einem Baume zu begegnen. Wenn ich auf solchen Spaziergängen Bauern und Bäuerinnen bei der Arbeit antraf, empfand ich stets, obgleich „das gemeine Volk“ für mich nicht vorhanden war, eine un-

bewußte, mächtige Erregung; und ich bemühte mich, von ihnen nicht gesehen zu werden. Wenn es dann schon heiß wurde, unsere Damen aber immer noch nicht zum Thee herauskamen, ging ich häufig in den Gemüse- oder Obstgarten, um die Früchte zu verzehren, die schon reif waren. Und diese Beschäftigung war eine meiner Hauptvergnügungen. Ich gehe mitten in den Obstgarten hinein, wo hoher, dichter Himbeer wächst; über mir hellleuchtend, glühend der Himmel, ringsumher die blaßgrüne, stechende Farbe der Himbeerstauden zwischen dichtem Strauchwerk. Dunkelgrüne Nesseln mit dünnen, blühenden Köpfchen ziehen sich malerisch in die Höhe, das klauenartige Hexenkraut mit den unnatürlich violetten stechenden Blüthen wächst üppig über dem Himbeer und über meinen Häupten und reicht mit dem Ahorn vereint hie und da an die herabhängenden blaßgrünen Zweige der alten Apfelbäume, auf welchen hoch oben, der brennenden Sonne zum Trotz, runde noch rothe wie Bäckchen glänzende Aepfel reifen. Unten zieht sich ein junger, fast trockener, blattloser Himbeerstrauch in Schlangenlinien der Sonne entgegen, das grüne nadelspitze Gras und der junge Salvei zwängt sich durch das vorjährige Laub und grünt, vom Thau getränkt, saftig im ewigen Schatten, als wüßten sie garnicht wie hell im Laube des Apfelbaums die Sonne spielt.

In diesem Dickicht ist es immer feucht, duftet es nach dichtem, beständigen Schatten, nach Spinnweb, nach herabgefallenen überreifen Aepfeln, die faulend auf dem feuchten Boden liegen, nach Himbeer, oft auch nach der Waldwanze, die man unerwartet mit einer Beere verschluckt. Schnell ißt man dann eine zweite nach. Geht man einen Schritt vorwärts, so scheucht man die Sperlinge auf, die immer in

diesem Dickicht wohnen, man hört ihr hastiges Zwitschern, man hört, wie sie mit ihren kleinen eiligen Flügeln an die Zweige schlagen, man hört das Summen der honigtragenden Biene immer an demselben Orte und irgendwo den Pfad entlang die Schritte des Gärtners, des dummen Akim, und sein ewiges In-den-Bart-Brummen. Man denkt: Gewiß, weder er noch irgend jemand kann mich hier finden . . . und nimmt, mit beiden Händen rechts und links ausgreifend, von den weißen kegelförmigen Stäben die saftigen Beeren und schluckt mit Genuß eine nach der anderen herunter. Die Füße sind bis über die Knie durch und durch naß, der Kopf steckt voll von dem furchtbarsten Unsinn (zehnmal hintereinander sagst du in Gedanken Ja-a-a, Zwa-a-a-nzig, ja-a-a, sie-ic-ieben), Arme und Beine sind durch die feuchten Pantalons hindurch von Brennesseln verbrannt, der Kopf beginnt schon zu glühen unter den Sonnenstrahlen, die senkrecht herniederscheinen und sich durch das dichte Laubwerk drängen. Die Essenslust ist längst vergangen, und so sitze ich im Haine, schaue umher, horche auf, träume und pflücke mechanisch die schönsten Beeren und schlucke sie herunter.

Um elf Uhr pflegte ich in das Gastzimmer zu gehen, meist nach dem Thee, wenn die Damen schon bei ihrer Handarbeit saßen. In der Nähe des ersten Fensters mit dem herabgelassenen ungebleichten Leinenvorhang, durch welches der grelle Sonnenschein glänzende Feuerkreise hindurchzeichnet, daß die Augen schmerzen, wenn man sie ansieht, steht ein Stickrahmen, und über seine weiße Leinwand spazieren träg die Fliegen. Mimi sitzt an dem Rahmen, wirft ärgerlich immer wieder den Kopf zurück und rückt von einer Stelle zur anderen, um der Sonne zu entgehen, die, überall hindurchschimmernd, bald hier,

bald dort auf ihr Gesicht oder auf ihre Hand eine Feuerkugel zeichnet. Durch die anderen drei Fenster zeichnen sich mit dem Schatten der Rahmen grell die vollen Vierecke; auf dem ungestrichenen Fußboden des Gastzimmers liegt auf einer Diele nach seiner alten Gewohnheit Milka. Sie spitzt die Ohren und betrachtet die Fliegen, die auf dem leuchtenden Viereck hin- und herwandeln. Katjenka strickt oder liest auf dem Sopha und verjagt ungeduldig mit ihren weißen, im hellen Sonnenschein durchsichtig schimmernden Händchen die Fliegen oder schüttelt mit gerunzelter Stirn ihr Köpfchen, um die Fliegen zu verscheuchen, die sich in ihr dichtes goldenes Haar verkrochen haben. Ljubotschka geht, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und nieder, der Stunde wartend, wo Alle in den Garten gehen, oder spielt auf dem Klavier ein Stück, von dem ich längst jeden Ton kenne. Ich setze mich auf einen beliebigen Platz, lausche der Musik oder dem Vorlesen und warte darauf, daß ich selbst mich an das Klavier setzen kann. Nach dem Mittagessen belohne ich bisweilen die Mädchen mit einem Spazierritt. (Zu Fuß spazieren zu gehen halte ich für meine Jahre und für meine Stellung in der Welt für unangemessen.) Und unsere Spazierritte, bei welchen ich sie an ungewohnte Oertlichkeiten und Schluchten führe, sind sehr angenehm. Bisweilen erleben wir Abenteuer, bei welchen ich mich als ein Mann zeigen kann, und die Damen rühmen meine Kühnheit und nennen mich ihren Beschützer. Am Abend, wenn keine Gäste da sind, setze ich mich nach dem Thee, den wir in der schattigen Gallerie einnehmen, und nach einem Rundgang in der Wirthschaft mit dem Papa, auf meinen alten Platz, in den Voltaire-Stuhl und

höre zu, wie Katjenka oder Ljubotschka spielen und lese und träume dabei wie früher. Oft wenn ich allein im Gastzimmer geblieben bin und Ljubotschka ein altbekanntes Stück spielt, lasse ich unwillkürlich das Buch sinken, starre durch die geöffnete Balkonthür in die geringelten Zweige der hohen Birken, über die schon der Abendschatten sich senkt und in den klaren Himmel, an dem sich plötzlich, wenn man unverwandt hinschaut, ein staubiges, gelbliches Fleckchen zeigt und schwindet, horche auf den Klang der Musik, die aus dem Saale hereindringt, auf das Knarren der Thüren, auf die Stimmen der Weiber und die Heerden, die in das Dorf zurückkommen, und plötzlich treten Natalia Ssawischna, maman und Karl Iwanowitsch lebhaft vor meine Erinnerung, und Traurigkeit ergreift mich einen Augenblick. Aber meine Seele ist in solcher Stunde so voll Leben und Hoffnung, daß diese Erinnerung mich nur mit dem Flügel berührt und vorüberschwebt.

Nach dem Abendbrod, häufig auch nach einem Abendspaziergange durch den Garten mit irgend Jemandem — allein fürchtete ich mich durch die dunklen Alleen zu gehen — legte ich mich in der Gallerie auf dem Fußboden schlafen, und das bereitete mir, trotz der Millionen von Nachtmücken, die mich stachen, ein großes Vergnügen. Beim Vollmond verbrachte ich oft ganze Nächte mit wachen Augen. Ich saß auf meiner Matratze und betrachtete Luft und Schatten, lauschte auf die Stille und die Töne, dachte an tausend Gegenstände, besonders an das paradiesische, wonnige Glück, das mir damals als das höchste Glück des Lebens erschien, und war betrübt darüber, daß es bis heute nur in meiner Vorstellung lebte. Oft auch, sobald Alle auseinandergegangen sind und die Flammen im Gast=

zimmer sich nach den Stuben oben verzogen haben, wo die Stimmen der Frauen und das Klappern der Fenster hörbar wird, die geöffnet und geschlossen werden, begebe ich mich in die Gallerie, gehe auf und nieder und lausche gierig auf jeden Laut des einschlummernden Hauses. So lange noch die kleinste grundlose Hoffnung wenigstens auf ein unvollständiges Glück vorhanden ist, wie ich es träume, kann ich mir noch nicht ruhig das eingebildete Glück ausmalen.

Bei jedem Tone barfüßiger Schritte, bei einem Husten, Seufzen, beim Zuschlagen des Fensters, dem Rauschen eines Kleides springe ich von meinem Bette auf, lausche wie ein Dieb, richte meine Blicke dorthin und werde ohne greifbare Ursache von einer Erregung erfaßt. Da verschwinden die Flammen in den Fenstern oben, der Ton der Schritte und des Gespräches verwandelt sich in Schnarchen. Der Wächter beginnt zur Nacht an das Brett zu klopfen. Der Garten ist bald dunkler, bald heller geworden, sobald die rothen Lichtkreise, die durch das Fenster auf ihn gefallen sind, verschwunden, das letzte Flämmchen aus der Speisekammer ins Vorzimmer gewandert ist und seinen Lichtschein über den thaufrischen Garten wirft. Ich sehe durch das Fenster die gebückte Gestalt Fokas, der in seiner Nachtjacke, das Licht in der Hand, auf sein Bett zuschreitet. Oft fand ich einen großen erregenden Genuß darin, mich in dem schwarzen Schatten des Hauses über das feuchte Gras zu schleichen, an das Fenster des Vorzimmers zu gehen und mit verhaltenem Athem auf das Schnarchen des Burschen und das Stöhnen Fokas zu lauschen, welcher glaubte, von Niemandem gehört zu werden, und auf seine altersschwache Stimme, wie sie lange Gebete herunter las. Endlich erlosch auch sein Licht,

das letzte im Hause. Das Fenster schlug zu. Ich war allein. Ich sah mich scheu nach allen Seiten um, ob nicht irgendwo hinter einem Strauche oder hinter meinem Bett ein weißes Weib sich zeige — und rannte eilig in die Gallerie. Dann legte ich mich in mein Bett. Das Gesicht dem Garten zugekehrt, deckte ich mich so hoch als möglich zu, um mich vor den Mücken und Fledermäusen zu schützen, sah in den Garten, lauschte auf die Stimmen der Nacht und träumte von Liebe und Glück.

Da bekam Alles für mich einen anderen Inhalt: der Anblick der alten Birken, die von der einen Seite auf dem mondhellen Himmel mit ihren verschlungenen Zweigen glänzten, auf der andern düster die Sträucher und die Wege in ihre schwarzen Schatten hüllten, und das stille, herrliche, wie ein Ton gleichmäßig anwachsende Plätschern des Weihers, der Mondenschimmer der Thautropfen auf den Blumen vor der Gallerie, die auch ihre anmuthigen Schatten über die grauen Rabatten warfen, und der Wachtelschlag hinter dem Weiher und die Stimme des Wanderers von der Landstraße und das stille, kaum hörbare Knarren der beiden alten Birken, die sich zu einander neigten, und das Surren der Mücken um mein Ohr unter der Ueberdecke und das Herabfallen eines Apfels in das dürre Laub und die Sprünge der Eidechsen, die oft bis an die Stufen der Terrasse herankamen und mit ihren grünen Rücken geheimnißvoll im Mondenlicht schimmerten. All das bekam für mich einen sonderbaren Inhalt — die Bedeutung überwältigender Schönheit und unendlichen Glückes. Und da erschien s i e mit einem langen schwarzen Zopf, mit voller Brust, immer traurig und schön, mit entblößten Armen, mit wonnigen Umarmungen. Sie

liebte mich. Ich gab für einen Augenblick ihrer Liebe mein ganzes Leben hin. Aber der Mond stieg immer höher und höher, heller und heller am Himmel empor. Der herrliche Glanz des Weihers, der gleichmäßig wie ein Ton anwuchs, wurde lichter und lichter, die Schatten wurden schwärzer und schwärzer, die Welt durchsichtiger, immer durchsichtiger, und wenn ich hineinblickte und hineinhorchte in all dies, sagte mir Etwas, daß Sie mit den entblößten Armen und den feurigen Umarmungen noch lange nicht das ganze Glück sei, daß auch die Liebe zu ihr noch lange nicht alle Glückseligkeit sei; und je mehr ich den hohen vollen Mond betrachtete, desto höher und höher, reiner und reiner, näher und näher zu Ihm, zu dem Urquell alles Schönen, alles Glückes schien mir die wahre Schönheit, das wahre Glück; und Thränen einer unbefriedigten, aber hoch erregten Freude traten mir in die Augen.

Und immer war ich allein und immer schien es mir, daß die geheimnißvoll majestätische Natur, welche den lichten Kreis des Mondes an sich zog, der an einer hohen unbestimmten Stelle des blaßblauen Himmels zu ruhen und doch gleichzeitig überall zu sein und den ganzen unermeßlichen Raum zu erfüllen schien, und ich, der nichtige Wurm, schon befleckt von allen kleinlichen, jämmerlichen menschlichen Leidenschaften, und doch mit der ganzen unermeßlichen mächtigen Kraft der Liebe — mir war es in solchen Stunden, als wäre die Natur und der Mond und ich — als wären wir eins.

XXXIII.

Die Nachbarn.

Mich hatte es schon am ersten Tage unserer Ankunft sehr verwundert, daß Papa unsere Nachbarn, die Epifanows, prächtige Menschen genannt hatte. Noch mehr aber verwunderte es mich, daß er sie besuchte. Wir hatten mit den Epifanows aus alten Zeiten einen Streit um ein Stück Land. Als ich noch ein Kind war, hatte ich oft gehört, wie Papa sich über diesen Streit ärgerte, wie er die Epifanows schalt, wie er verschiedene Leute zu sich berief, um sich, wie ich es auffaßte, gegen sie zu vertheidigen, und hatte gehört, wie Jacob sie unsere „Feinde“ und die „schwarzen Menschen“ genannt hatte. Ich erinnerte mich auch, wie Mama gebeten hatte, in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart ihrer nie zu erwähnen.

Danach hatte ich mir in meiner Kindheit eine so feste, so bestimmte und klare Vorstellung davon gebildet, daß die Epifanows unsere Feinde seien, die fähig wären, nicht bloß Papa abzuschlachten oder zu erwürgen, sondern auch seinen Sohn, wenn er in ihre Hände fiele, und daß sie in buchstäblichem Sinne schwarze Menschen seien, daß ich, als ich in Mamas Todesjahre Awdotja Wassiljewna Epifanowa, la belle Flamande sah, wie sie Mamachen zu nennen pflegte, kaum glauben mochte, sie sei aus der Familie der schwarzen Menschen, und ich behielt trotzdem von der Familie die allerniedrigste Meinung. Obwohl wir uns diesen Sommer oft sahen, war ich merkwürdig voreingenommen gegen diese ganze Familie. In Wirklichkeit aber waren die Epifanows so beschaffen: Die Familie bestand aus der Mutter, einer fünfzigjährigen Wittwe, einer immer noch lebhaften,

heitern alten Dame, der schönen Tochter Awdotja Wassiljewna und dem Sohne Peter Wassiljewitsch, einem Stotterer, Lieutenant a. D. und Junggesellen von sehr ernstem Wesen.

Frau Anna Dmitrijewna Epifanow hatte sich 20 Jahre vor dem Tode des Mannes von ihm getrennt und lebte zuweilen in Petersburg, wo sie Verwandte hatte, größtentheils aber auf ihrem Gute Mytischtschi, das drei Werst von uns entfernt lag. In der Umgegend erzählte man von ihrer Lebensweise so entsetzliche Dinge, daß Messalina im Vergleich zu ihr ein unschuldiges Kind war. Darum hatte Mama gebeten, in ihrem Hause nicht einmal den Namen der Frau Epifanow zu erwähnen; aber, ganz ohne Ironie gesprochen, konnte man nicht den zehnten Theil von diesen boshaftesten aller Klatschereien — den Klatschereien der Gutsnachbaren — glauben. Als ich Anna Dmitrijewna kennen lernte, war in ihrem Hause ein leibeigener Verwalter Mitjuscha, der stets pomadirt, mit gebrannten Haaren und in einem tscherkessischen Rocke einherging, bei Tische aber hinter Anna Dmitrijewnas Stuhle stand; und sie forderte häufig in seiner Gegenwart ihre Gäste französisch auf, sich an seinen schönen Augen und seinem schönen Munde zu ergötzen; und doch war Nichts von alle dem, was man nicht aufhörte, sich von Mund zu Mund zu erzählen, wahr. Anna Dmitrijewna hatte seit zehn Jahren, seit damals, wo sie ihren ehrenwerthen Petruscha vom Militär hatte nach Hause kommen lassen, ihre Lebensweise völlig verändert. Anna Dmitrijewnas Vermögen war nicht groß, im Ganzen etwa an die hundert Seelen und der Gebrauch war in der Zeit ihres lustigen Lebens groß gewesen, so daß vor zehn Jahren, wo natürlich das Gut über und über mit Schulden belastet war, der zwangs-

weise Verkauf unvermeidlich schien. In dieser schwierigen Lage schrieb Anna Dmitrijewna, in dem Glauben, die Beschlagnahme ihres Vermögens, der Besuch von Gerichtspersonen und ähnliche Unannehmlichkeiten hätten weniger ihren Grund in der Nichtzahlung der Zinsen als vielmehr darin, daß sie eine Frau sei, ihrem Sohne nach dem Regiment, er möchte nach Hause kommen, um seine Mutter aus der schlimmen Lage zu befreien. Obgleich nun Peter Wassiljewitsch so gute Aussichten hatte, daß er hoffte, bald sein Stückchen Brot zu haben, gab er doch Alles auf, nahm seinen Abschied und kehrte als ihr ehrerbietiger Sohn, der es für seine erste Pflicht hielt, der Mutter ein sorgloses Alter zu bereiten (was er auch mit vollkommener Offenheit in dem Briefe an sie schrieb) in die Heimath aufs Land zurück.

Peter Wassiljewitsch war trotz seines unschönen Gesichts, seines linkischen Wesens und seines Stotterns ein Mann von ungewöhnlich festen Grundsätzen und außerordentlichem praktischen Verstand. Er brachte es fertig, durch kleine Anleihen, durch Spekulationen, Bitten und Versprechungen den Besitz zu erhalten. Er wurde Landwirth, zog des Vaters Ueberrock an, der in einer Rumpelkammer aufbewahrt lag, schaffte Equipagen und Pferde ab, gewöhnte den Gästen die häufigen Besuche in Mytischtschi ab, legte Kanäle an, vergrößerte den Frohndienst, verminderte das Bauernland, holzte seine Wälder aus, verkaufte das Holz und brachte die Verhältnisse in die Höhe. Peter Wassiljewitsch hatte sich das Wort gegeben, und er hat es getreu gehalten, ehe nicht alle Schulden getilgt sein würden, nie einen andern Rock als den Ueberrock vom Vater und einen Mantel aus Segeltuch zu tragen, den er sich selbst ge-

macht hatte, und nie anders zu fahren als mit einer gewöhnlichen Telega und mit Bauernpferden. Diese stoische Lebensweise suchte er der ganzen Familie beizubringen, so weit ihm dies seine sklavische Hochachtung der Mutter, die er für Pflicht hielt, gestattete. Im Gastzimmer beugte er sich vor seiner Mutter, führte er stotternd in Gegenwart der Mutter eine Sprache von knechtischer Ergebenheit, erfüllte er alle ihre Wünsche, schalt die Leute, wenn sie nicht thaten, wie Anna Dmitrijewna befohlen hatte. In dem eigenen Arbeitszimmer aber und im Comtoir forderte er Rechenschaft, wenn ohne seinen Befehl Jemand eine Ente zum Mittag geholt hatte oder wenn ein Bauer auf Anna Dmitrijewnas Wunsch zur Nachbarin geschickt wurde, um sich nach ihrem Wohlsein zu erkundigen, oder wenn man Bauernmädchen statt in den Garten zum Jäten — in den Wald nach Himbeeren schickte.

In etwa vier Jahren waren alle Schulden getilgt, und Peter Wassiljewitsch fuhr nach Moskau und kam von dort in einem neuen Anzuge und in einem Tarantas zurück. Aber trotz des blühenden Standes der Geschäfte behielt er seine stoischen Neigungen bei. Er schien sich mit ihnen vor seinen eigenen Leuten und vor Fremden mürrischen Stolzes zu brüsten und sagte oft stotternd: Wer wirklich das Verlangen hat, mich zu sehen, der wird mich auch gern im Schafpelz sehen, der wird auch meine Kohlsuppe und meine Grütze mit mir essen. Ich esse sie doch, fügte er hinzu. Auch in jedem seiner Worte, in jeder seiner Geberden drückte sich der Stolz aus, der aus dem Bewußtsein hervorging, daß er der Mutter sein Leben geopfert und das Vermögen erhalten hatte, und mit Gering-

schätzung betrachtete er alle Anderen, die nichts Aehnliches geleistet hatten.

Mutter und Tochter waren ganz anders geartet und waren wiederum in Vielem von einander verschieden. Die Mutter gehörte zu den heiteren, in der Gesellschaft stets gleichmäßig freundlichen Frauen. Alles Angenehme, Heitere machte ihr aufrichtige Freude. Auch die Fähigkeit — ein Zug, den man nur bei sehr gutmüthigen alten Leuten antrifft — sich an dem Anblick fröhlicher Jugend zu ergötzen, besaß sie im höchsten Grade. Ihre Tochter Awdotja Wassiljewna dagegen hatte ein ernstes oder richtiger jenes besonnene, gleichgültig zerstreute Wesen und jene ohne alle Ursache hochmüthige Art, welche schönen jungen Mädchen eigen ist. Wollte sie heiter sein, so nahm ihre Heiterkeit eine besondere Art an. Bald lachte sie über sich, bald über den, mit dem sie sprach, bald über die ganze Welt, was sie gewiß gar nicht beabsichtigte. Oft wunderte ich mich und fragte mich, was sie eigentlich damit sagen wollte, wenn sie Phrasen gebrauchte wie: „Ich bin ungeheuer schön; wie Alle in mich verliebt sind“ und dergleichen. Anna Dmitrijewna war stets beschäftigt; sie wirthschaftete eifrig in Haus und Garten, beschäftigte sich mit Blumen, Kanarienvögeln und anderen hübschen Dingen. Ihr Stübchen und ihr Gärtchen waren nicht groß und nicht reich, aber es war Alles in so peinlicher Ordnung und Sauberkeit, Alles trug den allgemeinen Charakter jener leichten Heiterkeit an sich, den ein hübscher Walzer oder einen Polka ausdrückt, daß das Wort Schmuckkästchen, das die Gäste häufig zu ihrem Lobe brauchten, auf das Gärtchen und die Zimmer Anna Dmitrijewnas vortrefflich paßte. Anna Dmitrijewna selbst

war wie ein Schmuckgegenstand zierlich und schmal, hatte eine frische Gesichtsfarbe, hübsche kleine Händchen, sie war immer heiter und immer kleidsam angezogen. Nur die stark hervortretenden dunkelbläulichen Aederchen auf ihren kleinen Händchen störten ein wenig diesen allgemeinen Charakter. Awdotja Wassiljewna dagegen war fast immer unbeschäftigt. Sie widmete sich nicht nur nicht gern den Blumen und anderen Dingen; sie beschäftigte sich sogar mit ihrer eigenen Person zu wenig, und wenn Gäste kamen, dann erst kleidete sie sich eiligst an. Kehrte sie aber angekleidet ins Zimmer zurück, so war sie außerordentlich schön, abgesehen von dem allgemeinen, allen sehr schönen Gesichtern gemeinsamen kühlen und einförmigen Ausdruck der Augen und des Lächelns. Ihr streng regelmäßiges, schönes Gesicht und ihre schlanke Gestalt schienen zu sagen: Bitte, schauen Sie mich nur an.

Aber trotz des lebhaften Wesens der Mutter und des gleichgültig zerstreuten äußeren Wesens der Tochter sprach doch ein Etwas vernehmlich, daß die Erstere weder früher noch jetzt irgend etwas geliebt hatte, außer allem Hübschen und Heiteren, und daß Awdotja Wassiljewna eine von jenen Naturen war, welche dem, den sie einmal lieben, ihr ganzes Leben opfern.

XXXIV.

Die Heirath des Vaters.

Unser Vater war achtundvierzig Jahre alt, als er sich zum zweiten Male verheirathete und zwar mit Awdotja Wassiljewna Epifanowa.

Als Papa einmal im Frühling allein mit den Mäd-

chen aufs Land kam, befand er sich, so stelle ich mir vor, in jener besonderen, glückselig erregten und mittheilsamen Stimmung, in der sich Spieler zu befinden pflegen, wenn sie sich nach einem großen Gewinn vom Spieltisch zurückgezogen haben. Er empfand, daß ihm noch viel unverbrauchtes Glück geblieben wäre, und daß er dies, wenn er es nicht mehr auf das Spiel verwenden wollte, noch im Allgemeinen auf Erfolge im Leben verwenden konnte. Es war überdies Frühling. Er hatte unerwartet viel Geld. Er war vollkommen allein und langweilte sich. Während er mit Jacob Geschäfts-Angelegenheiten besprach und sich des endlosen Streites mit den Epifanows und der schönen Awdotja Wassiljewna erinnerte, die er schon lange nicht gesehen hatte, so stelle ich es mir vor, sagte er zu Jacob: Weißt Du, Jacob Charlampytsch — was sollen wir uns mit diesem Streit lange herumschlagen. Ich denke, ich trete ihnen einfach dieses vermaledeite Stück Land ab. Nun? Wie denkst Du? . . .

Ich stelle mir vor, wie Jacobs Finger sich bei dieser Frage verneinend auf seinem Rücken bewegten, und wie er nachwies „trotz alledem“ ist das Recht auf unserer Seite, Peter Alexandrowitsch.“

Papa aber befahl die Kalesche anzuspannen, legte seinen modernen olivenfarbenen Ueberrock an, kämmte die Reste seines Haars zurecht, besprengte sein Taschentuch mit Parfüm und fuhr in der heitersten Gemüthsstimmung, in welche ihn die Ueberzeugung, daß er wie ein vornehmer Mann handle, hauptsächlich aber die Hoffnung, ein hübsches Weib zu sehen, versetzte, zu den Nachbarn.

Bekannt ist mir nur, daß Papa bei seinem ersten Besuch Peter Wassiljewitsch nicht antraf. Er war auf dem

Felde, und so blieb Papa zwei Stunden allein mit den Damen. Ich stelle mir vor, wie er sich in Liebenswürdigkeiten erschöpfte, wie er sie bezauberte, wenn er mit seinen weichen Schuhen aufschlug, zärtlich flüsterte und verliebte Augen machte. Ich stelle mir auch vor, wie ihn plötzlich die heitere Alte lieb gewann und wie ihre kalte Schönheit von Tochter aufthaute.

Als eine Hofmagd athemlos gerannt kam und Peter Wassiljewitsch meldete, daß der alte Irtenjew gekommen sei, stelle ich mir vor, wie er ärgerlich antwortete: Was ist dabei, daß er gekommen ist" — und wie er in Folge dessen so ruhig als möglich nach Hause ging, vielleicht gar noch einen Abstecher in sein Arbeitszimmer machte, um absichtlich seinen ungesäuberten Anzug anzulegen, und dem Koch den Auftrag sandte, er solle sich keineswegs unterstehen, wenn es etwa die Damen bestellen sollten, zu Mittag etwas Besonderes zu machen.

Ich habe Papa später oft mit Epifanows zusammengesehen. Darum kann ich mir auch lebhaft diese erste Begegnung ausmalen. Ich stelle mir vor, wie Peter Wassiljewitsch, obgleich ihm Papa den Vorschlag machte, den Rechtsstreit auf gütlichem Wege beizulegen, mürrisch und ärgerlich darüber war, daß er seiner Mutter seine Laufbahn geopfert, während Papa nichts Derartiges gemacht hatte, wie Nichts ihn in Erstaunen setzte, und wie Papa, als ob er diese düstere Stimmung nicht bemerkte, den scherzhaften heiteren Ton beibehielt und mit ihm wie mit einem seltsamen Spaßvogel sprach, worüber Peter Wassiljewitsch oft beleidigt war und dem er sich doch oft, gegen den eigenen Willen, nicht entziehen konnte. Papa nannte Peter Wassiljewitsch, bei seiner Neigung Alles scherzhaft

zu behandeln, aus irgend einem Grunde Obrist, und obgleich Epifanow in meiner Gegenwart schlimmer als gewöhnlich stotternd und roth vor Aerger bemerkte, er sei nicht Ob-Ob-Ob-Obrist, sondern L-L-L-Lieutenant, nannte ihn Papa doch fünf Minuten später wieder Obrist.

Ljubotschka erzählte mir, sie wären, als wir noch nicht auf dem Lande waren, jeden Tag mit den Epifanows zusammen gekommen, und da sei's sehr heiter gewesen. Papa veranstaltete mit seiner Geschicklichkeit, Allem einen originellen, scherzhaften und gleichzeitig einfachen und schönen Anstrich zu geben, bald Jagden, bald Fischfang, bald Feuerwerk, und immer nahmen die Epifanows daran Theil, und es wäre noch viel fröhlicher dabei hergegangen, wäre dieser unausstehliche Peter Wassiljewitsch, welcher schmollte, stotterte und immer verstimmt war, nicht dabei gewesen, meinte Ljubotschka.

Seit wir gekommen waren, waren die Epifanows nur zwei Mal bei uns gewesen, und einmal waren wir Alle zu ihnen zum Besuch gefahren. Nach Peter-Paul aber, an Papas Namenstage, wo sie und eine Menge Gäste bei uns waren, hörte unser Verkehr mit den Epifanows gänzlich auf, und nur Papa besuchte sie noch.

In der kurzen Zeit, in welcher ich Papa mit Dunitschka, wie unsere Mutter sie genannt hatte, zusammen sah, habe ich Folgendes beobachtet: Papa war beständig in der glücklichen Gemüthsstimmung, welche mir bei ihm an dem Tage unserer Ankunft aufgefallen war. Er war so fröhlich, so jugendlich, so voll Leben und so glücklich, daß die Strahlen dieses Glücks auf seine Umgebung zurückfielen und ihr unwillkürlich dieselbe Stimmung mittheilten. Er entfernte sich keinen Augenblick von Awdotja

Wassiljewna, wenn sie im Zimmer war, sagte ihr unaufhörlich so zärtliche Komplimente, daß ich mich für ihn schämte, oder er sah sie schweigsam an und zog mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit und Selbstzufriedenheit die Schultern hoch und hüstelte; oft auch lachte er und sprach mit ihr sogar flüsternd. Alles dies aber that er mit dem Ausdruck von „so so", von Scherz, der ihm auch in den ernstesten Dingen eigen war.

Awdotja Wassiljewna hatte sich vom Papa den Ausdruck des Glückes angeeignet, der damals aus ihren großen blauen Augen fast beständig leuchtete, nur die Augenblicke ausgenommen, wenn sie plötzlich eine solche Schüchternheit überkam, daß es mir, der ich dieses Gefühl kenne, leid und schmerzlich war, sie anzusehen. In solchen Augenblicken fürchtete sie zweifellos jeden Blick, jede Bewegung. Ihr war dann, als wären Aller Blicke auf sie gerichtet, als dächten Alle nur an sie, und als fänden sie Alles an ihr unziemlich. Dann sah sie scheu Alle an. Ihr Gesicht wurde roth und blaß, und sie begann laut und keck zu sprechen, meist thörichtes Zeug; empfand sie das, empfand sie, daß Alle, auch Papa, es hörten, so erröthete sie noch mehr; aber Papa beachtete in solchen Fällen ihre Thorheiten nicht. Er hüstelte in seiner sonderbaren Weise und betrachtete sie in froher Begeisterung ruhig weiter. Ich machte die Beobachtung, daß die Schüchternheitsanfälle, obwohl sie bei Awdotja Wassiljewna auch ohne jede Ursache kamen, oft unmittelbar eintraten, wenn man in Papas Gegenwart von irgend einem jungen und hübschen Mädchen gesprochen hatte. Der häufige Uebergang von Nachdenklichkeit zu dieser Art sonderbarer verlegener Heiterkeit, von der ich gesprochen habe, die Wiederholung von Lieblingsworten und Redewendungen Papas, die Fortsetzung

von Gesprächen, die sie mit Papa begonnen hatte, mit Anderen, all dies, hätte mir, wäre nicht die handelnde Person mein Vater und ich so jung gewesen, Papas Beziehungen zu Awdotja Wassiljewna klar machen müssen. Aber so ahnte ich Nichts, selbst dann nicht, als Papa in meiner Gegenwart durch einen Brief von Peter Wassiljewitsch sehr mißgestimmt wurde und bis Ende August seine Besuche bei den Epifanows einstellte.

Ende August nahm Papa seine Besuche bei den Nachbarn wieder auf, und einen Tag vor unserer (meiner und Wolodjas) Abreise nach Moskau machte er uns die Mittheilung, er würde Awdotja Wassiljewna Epifanowa heirathen.

XXXV.

Wie wir diese Mittheilung aufnahmen.

Schon einen Tag vor dieser officiellen Mittheilung wußte Alles im Hause davon und urtheilte verschieden darüber. Mimi blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer und weinte. Katjenka saß bei ihr und kam blos zum Mittagessen heraus. Ihr Gesicht hatte einen merkwürdig beleidigten Ausdruck, den sie offenbar ihrer Mutter abgesehen; Ljubotschka dagegen war sehr heiter und sagte bei Tische, sie kenne ein reizendes Geheimniß, das sie aber Niemandem erzählen wolle.

An Deinem Geheimniß ist Nichts reizend, sagte ihr Wolodja, der ihre Freude nicht theilte. Wenn Du ernsthaft über Etwas nachdenken könntest, würdest Du begreifen, daß es im Gegentheil sehr schlimm ist.

Lubotschka sah ihn verwundert, unverwandt an und sprach kein Wort.

Nach Tisch wollte Wolodja mich bei der Hand nehmen. Aber er erschrak wohl bei dem Gedanken, daß dies wie eine Zärtlichkeit aussehen könnte, stieß mich nur leicht an den Ellbogen und winkte mir, in den Saal zu kommen.

Weißt Du, von welchem Geheimniß Ljubotschka gesprochen hat? sagte er mir, nachdem er sich überzeugt hatte, daß wir allein waren.

Wolodja und ich sprachen selten unter vier Augen und über ernste Dinge, so daß, wenn es ein Mal vorkam, uns Beide eine gewisse Unbehaglichkeit überkam, und in unseren Augen, wie Wolodja sich auszudrücken pflegte, die Männlein tanzten; dies Mal aber sah er in Erwiderung der Verlegenheit, die sich in meinen Augen abspiegelte, mir unverwandt und ernst lange ins Gesicht mit einem Ausdruck, welcher sagte: Hier ist gar kein Grund zur Verlegenheit. Wir sind ja doch Brüder und müssen über eine Familien-Angelegenheit berathen. Ich verstand ihn und er fuhr fort:

Papa heirathet Fräulein Epifanow. Weißt Du?

Ich nickte mit dem Kopfe; denn ich hatte schon davon gehört.

Das ist sehr schlimm, fuhr Wolodja fort.

Warum das?

Warum? antwortete er ärgerlich.

Ist es etwa angenehm, einen solchen Onkel Stotterer zu haben, solch einen Obristen und diese ganze Verwandtschaft. Jetzt scheint sie gut und nett zu sein. Aber Gott weiß, was nachkommt. Uns, uns kann es freilich gleich sein; Ljubotschka aber muß in die Gesellschaft eingeführt werden. Mit einer solchen belle mère ist das kein Vergnügen. Sie spricht auch schlecht Französisch, und was für Lebensart

kann sie ihr beibringen. Ein Hökerweib, weiter nichts; ich will zugeben, daß sie gut ist, aber doch ein Hökerweib, schloß Wolodja, offenbar sehr befriedigt von dem Spitznamen.

So seltsam es mich berührte, daß Wolodja so ruhig über Papas Wahl urtheilte, schien er mir doch im Rechte zu sein.

Weshalb heirathet Papa denn? fragte ich.

Das ist eine dunkle Geschichte. Gott weiß; ich weiß nur, daß Peter Wassiljewitsch ihm zugeredet hat, zu heirathen, ihn gedrängt hat, daß Papa nicht wollte, daß ihn später eine Laune überkam, Etwas wie Ritterthum — eine dunkle Geschichte. Ich habe erst jetzt angefangen, unsern Vater zu begreifen, fuhr Wolodja fort (daß er ihn Vater und nicht Papa nannte, that mir sehr weh) — daß er ein schöner Mann, daß er gut und vernünftig ist, aber solchen Leichtsinn und solche Flatterhaftigkeit . . . . Erstaunlich! . . . Er kann kein Weib kühlen Blutes ansehen. Du weißt ja doch, es giebt kein Weib in seiner Bekanntschaft, in das er nicht verliebt gewesen wäre. Du weißt doch, mit Mimi ist's ebenso.

Was Du sagst!

Ich sage Dir, ich habe es erst vor Kurzem erfahren. Er war in Mimi verliebt, als sie jung war. Er machte ihr Gedichte, und es gab Etwas zwischen ihnen. Mimi grämt sich noch heute — und Wolodja lachte.

Das ist nicht möglich, sagte ich mit Erstaunen.

Aber die Hauptsache ist, begann Wolodja wieder ernsthaft und ging plötzlich zum Französischen über, wie angenehm wird unserer ganzen Familie solch eine Heirath sein! Kinder wird sie doch gewiß auch haben!

Mich berührte Wolodjas gesunder Verstand und sein Scharfblick so, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte.

In diesem Augenblicke trat Ljubotschka zu uns heran.

Ihr wißt also? fragte sie mit freudigem Gesicht.

Ja, antwortete Wolodja. Ich wundere mich nur, Ljubotschka: Du bist doch kein Wickelkind mehr, wie Du Dich darüber freuen kannst, daß Papa so ein Weibstück heirathet?

Ljubotschkas Gesicht wurde plötzlich ernst und nachdenklich.

Wolodja! Wieso ein Weibstück? Wie kannst Du es wagen, so von Awdotja Wassiljewna zu sprechen? Wenn Papa sie heirathet, so ist sie wohl kein Weibstück.

Nun ja, kein Weibstück. Ich habe das nur so gesagt; aber trotzdem . . . .

Hier giebt's kein Trotzdem, fiel ihm Ljubotschka hitzig ins Wort. Ich sage auch nicht, daß die Dame, in welche Du verliebt bist, ein Weibstück ist; wie kannst Du so Etwas vom Papa und von einer ausgezeichneten Frau sagen, wenn Du auch mein älterer Bruder bist? So etwas darfst Du nicht sagen.

Warum sollte man nicht urtheilen dürfen . . . .?

Man darf nicht urtheilen, fiel ihm Ljubotschka wieder ins Wort. Über einen solchen Vater wie unseren hat man nicht zu urtheilen. Mimi kann urtheilen, aber nicht Du, der älteste Bruder.

Ach, Du verstehst noch gar nicht, sagte Wolodja geringschätzig. Erst lerne verstehen. Ist das etwa schön, daß ein Fräulein Epifanow, eine Dunitschka, Dir unsere selige maman ersetzen soll?

Ljubotschka verstummte einen Augenblick, und Thränen traten ihr plötzlich in die Augen.

Ich habe immer gewußt, daß Du ein eingebildeter Mensch bist; aber ich habe nicht geglaubt, daß Du so schlecht sein könntest, sagte sie und ging.

„Kuchen", sagte Wolodja und machte ein ernstkomisches Gesicht und trübe Augen. Da hast Du's, sprich mit ihnen, fuhr er fort, als machte er sich einen Vorwurf darüber, daß er sich so weit habe vergessen können, sich zu einem Gespräch mit Ljubotschka herabzulassen.

Am folgenden Tage war schlechtes Wetter, und weder Papa noch die Damen waren zum Thee gekommen, als ich schon in das Gastzimmer trat. In der Nacht war ein kalter Herbstregen niedergegangen. Am Himmel eilten noch die letzten Wetterwolken hin, und durch ihr Dunkel drang mit schwachem Schein, durch einen Lichtkreis kenntlich, die schon ziemlich hoch am Horizonte stehende Sonne. Es war windig, feucht und naßkalt. Die Gartenthür war geöffnet. Auf den von Feuchtigkeit schwarzen Dielen der Terrassen trockneten schon die Pfützen des Nachtregens. Die offene Thür wurde vom Wind in der eisernen Angel hin- und herbewegt. Die Wege waren feucht und schmutzig. Die alten Birken mit den kahlen weißen Aesten, Gebüsche und Gräser, Brennnesseln, Johannisbeeren, Hollunder, die blasse Seite der Blätter nach oben gekehrt, wurden hin- und hergepeitscht, als sollten sie entwurzelt werden; aus der Linden-Allee wirbelten im Wettlaufe die gelben runden Blätter einher, fielen durchnäßt auf den feuchten Weg und das feuchte dunkelgrüne Heu der Wiese nieder. Meine Gedanken waren mit der bevorstehenden Heirath unseres Vaters beschäftigt. Ich betrachtete sie von dem Standpunkte Wo-

lodjas. Die Zukunft der Schwester, unsere eigene und unseres Vaters Zukunft stellte sich mir in häßlichem Lichte dar. Mich beunruhigte der Gedanke, daß eine fremde, anders geartete und vor Allem eine junge Frau, die gar kein Recht dazu habe, plötzlich in vielen Beziehungen eine Stelle einnehmen würde — ja wessen Stelle? Ein einfaches junges Fräulein, sie soll die Stelle der seligen Mama einnehmen! Mir war schwer zu Muthe, und unser Vater erschien mir immer mehr und mehr schuldig. Da hörte ich seine und Wolodjas Stimme. Sie sprachen im Geschäftszimmer. Ich mochte den Vater in diesem Augenblick nicht sehen und entfernte mich von der Thür; Ljubotschka aber rief mich und sagte, Papa wünsche mich zu sprechen.

Er stand im Gastzimmer, die Ellbogen auf das Klavier gestützt, und sah ungeduldig und zugleich feierlich nach der Seite hin, von der ich kam. In seinen Zügen lag nicht mehr der Ausdruck von Jugend und Glück, den ich die ganze Zeit über an ihm beobachtet hatte. Er war traurig. Wolodja ging, die Pfeife in der Hand, in dem Zimmer auf und nieder. Ich trat an den Vater heran und wünschte ihm einen guten Morgen. Nun, meine Freunde, sagte er und hob dabei seinen Kopf, in dem eigenthümlich schnellen Tone, mit dem man Dinge ausspricht, die uns unangenehm, die aber unabänderlich sind, — Ihr wißt, denke ich, daß ich Awdotja Wassiljewna heirathe. — Er schwieg einen Augenblick. — Ich wollte mich nach dem Tode Eurer maman nie wieder verheirathen, aber — Er hielt eine Minute inne — aber . . . aber es scheint Bestimmung zu sein. Dunitschka ist ein gutes, liebes Mädchen und nicht mehr ganz jung; ich hoffe, Ihr werdet

sie lieb gewinnen. Sie liebt Euch schon von ganzem Herzen. Sie ist gut. Für Euch, sagte er, er wandte sich zu mir und zu Wolodja und sprach sehr schnell, als wollte er verhüten, daß wir ihm ins Wort fielen — für Euch ist es wohl Zeit, abzureisen, ich will bis Neujahr hierbleiben und komme nach Moskau — wieder stockte er — mit meiner Frau und Ljubotschka. — Mir that es weh, daß unser Vater wie verschüchtert und schuldig vor mir stand. Ich trat näher an ihn heran. Wolodja aber rauchte ruhig weiter und ging mit gesenktem Kopfe im Zimmer auf und nieder.

Das, meine Freunde, ist Euerem Vater eingefallen, schloß Papa. Er erröthete, hüstelte und reichte mir und Wolodja die Hand. Thränen standen ihm bei diesen Worten in den Augen, und die Hand, welche er Wolodja entgegenstreckte, der in diesem Augenblick am andern Ende des Zimmers war, zitterte, wie ich beobachtete, ein wenig. Der Anblick dieser zittternden Hand berührte mich schmerzlich, und mir kam ein sonderbarer Gedanke, der mich noch mehr erschütterte, der Gedanke, daß Papa anno 1812 gedient hatte und, wie bekannt, ein tapferer Offizier gewesen war. Ich ergriff seine große nervige Hand und küßte sie. Er drückte die meine kräftig, schluchzte plötzlich, umfaßte mit beiden Händen Ljubotschkas dunklen Kopf und küßte sie auf beide Augen. Wolodja that, als wäre ihm die Pfeife heruntergefallen. Er beugte sich hernieder, fuhr verstohlen mit der Hand über die Augen und verließ das Zimmer so still, daß ihn Niemand bemerken sollte.

XXXVI.

Die Universität.

Die Hochzeit sollte in zwei Wochen sein; unsere Vorlesungen hatten aber schon begonnen, und so fuhren wir, Wolodja und ich, Anfangs September nach Moskau. Die Nechljudows waren auch von ihrem Landaufenthalt zurückgekehrt. Dmitrij (der mir, wie er mir beim Abschied versprochen hatte, regelmäßig schreiben wollte und natürlich nicht ein einziges Mal geschrieben hatte) kam sofort zum Besuch und wir verabredeten, daß er mich am nächsten Tage, wo ich zum ersten Male die Universitäts-Vorlesungen hören wollte, begleiten sollte.

Es war ein heller sonniger Tag.

Als ich in den Hörsaal trat, fühlte ich, wie meine Persönlichkeit in dieser Menge junger, fröhlicher Gesichter verschwand, die in dem hellen Sonnenlicht, das durch die großen Fenster fiel, durch alle Thüren und Gänge hereinfluthete. Das Bewußtsein, ein Mitglied dieser ungeheueren Gemeinschaft zu sein, war sehr angenehm. Aber von allen diesen Gesichtern kannte ich nur wenige, und auch die Bekanntschaft mit diesen beschränkte sich auf ein Nicken des Kopfes und auf die Worte: „Guten Tag, Irtenjew.“ Rings um mich her aber schüttelte man sich die Hände, plauderte man, tauschte man Freundschaft aus und von allen Seiten hörte man Scherzen. Ich empfand überall das Band, welches diese junge Gesellschaft vereinigte und empfand schmerzlich, daß dieses Band mich nicht miteinschloß. Aber das war nur ein augenblicklicher Eindruck. Dies und der Aerger, den es hervorrief, machte vielmehr, daß ich bald einsah, es sei sehr gut, daß ich

nicht dieser ganzen Gemeinschaft angehöre, daß ich meinen eigenen Kreis haben müßte, ordentliche Menschen. So setzte ich mich denn auf die dritte Bank, wo Graf B., Baron S., Fürst R., Iwin und andere Herren dieser Art saßen, unter denen ich mit Iwin und dem Grafen B. bekannt war. Aber auch diese Herren sahen mich so an, daß ich fühlte, ich gehöre ganz und gar nicht zu dieser Gesellschaft. Ich begann Alles zu beobachten, was um mich her vorging. Semenow mit seinem grauen zerzausten Haar, seinen weißen Zähnen und dem aufgeknöpften Rock saß, die Ellbogen aufgestützt, nicht weit von mir entfernt, und kaute den Halter. Der Gymnasiast, der die Prüfung als Erster bestanden hatte, saß in der ersten Bank, immer noch die Backe mit einem schwarzen Tuch umbunden, und spielte mit dem silbernen Uhrschlüsselchen, das über seine Atlasweste herabhing. Ikonin, der ebenfalls die Universität bezogen hatte, saß auf der obersten Bank. Er trug blaue Beinkleider mit einem Vorstoß, der den ganzen Stiefel verdeckte, lachte und schrie ein über das andere Mal, er sei auf dem Parnaß. Ilinka, der mich zu meinem Erstaunen nicht nur kühl, sondern sogar geringschätzig grüßte, als ob er mich daran erinnern wollte, daß wir ja Alle gleich seien, saß vor mir, streckte seine hageren Beine nachlässig auf die Bank (wie ich glaubte, galt das mir) plauderte mit einem anderen Studenten und warf mir nur selten einen Blick zu. Neben mir sprachen Iwin und seine Commilitonen französisch. Diese Herren kamen mir entsetzlich dumm vor. Jedes Wort, das ich von ihrer Unterhaltung hörte, erschien mir nicht nur sinnlos, sondern falsch, einfach garnicht französisch (Ce n'est pas français, sagte ich in Gedanken zu mir selbst) und Semenows

Ilinkas und der andern Geberden, Reden und Benehmen erschienen mir unvornehm, ungehörig, nicht comme il faut.

Ich gehörte zu keiner Cameraderie, und da ich meine Einsamkeit und meine Unfähigkeit zur Annäherung empfand, kränkte ich mich. Ein Student auf der Bank vor mir biß sich die Nägel. Seine Finger waren voll rother Nietnägel, und das kam mir so widerwärtig vor, daß ich von ihm sogar weit abrückte. Im Innern war mir an diesem ersten Tage, wie ich mich erinnere, sehr schwer zu Muthe.

Als der Professor eintrat, und alle in Bewegung kamen und dann wieder still wurden, dehnte ich, wie ich mich erinnere, meine satyrischen Betrachtungen auch auf den Professor aus. Es überraschte mich, daß der Professor seine Vorlesung mit einer einleitenden Phrase eröffnete, welche nach meiner Ansicht gar keinen Sinn hatte. Ich hätte gewünscht, die Vorlesung wäre von Anfang bis Ende so vernünftig gewesen, daß man nicht ein Wörtchen mehr und nicht ein Wörtchen weniger hätte sagen dürfen. In dieser Enttäuschung entwarf ich sofort unter dem Titel „Erste Vorlesung", den ich in Schönschrift auf ein gebundenes Heft geschrieben hatte, das ich mitgebracht, achtzehn Profile, die sich zu einem Kreise in der Form einer Blume vereinigten und fuhr nur von Zeit zu Zeit mit der Hand über das Blatt, damit der Professor (der, wie ich überzeugt war, sich mit meiner Person beschäftigte) glaube, ich schriebe nach. In dieser Vorlesung kam ich zu dem Schluß, daß es unnütz, ja sogar thöricht sei, Alles nachzuschreiben, was irgend ein Professor sagen würde, und diesen Grundsatz befolgte ich bis zum Ende des Kursus.

In den folgenden Vorlesungen fühlte ich mich nicht

mehr so stark vereinsamt. Ich hatte viele Bekanntschaften gemacht, schüttelte die Hände, plauderte. Aber eine wirkliche Annäherung war zwischen mir und den Commilitonen trotzdem nicht eingetreten, und noch oft war ich innerlich traurig und zur Heuchelei genöthigt. Iwins Kameraden und den Aristokraten, wie man sie allgemein nannte, konnte ich mich nicht anschließen, weil ich, wie ich mich noch jetzt entsinne, grob und unhöflich gegen sie war und sie nur grüßte, wenn sie mich zuerst gegrüßt hatten. Sie ihrerseits hatten auch offenbar nicht den Wunsch nach meiner Bekanntschaft. Bei der Mehrzahl kam es wieder aus einer ganz anderen Ursache. Sobald ich fühlte, daß ein Kamerad mir freundlich entgegenkam, gab ich ihm sofort zu verstehen, daß ich bei dem Fürsten Iwan Iwanytsch speise, und daß ich meinen eigenen Wagen habe. All dies sagte ich nur, um mich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und damit mich der Kamerad noch mehr lieb gewinne. Aber fast in allen Fällen hatte die Mittheilung von meiner Verwandtschaft mit dem Fürsten Iwan Iwanytsch und von meinem Wagen zu meinem größten Erstaunen die Folge, daß mein Kamerad sofort stolz und kühl gegen mich wurde.

Wir hatten einen Studenten Operow, einen Kronsstipendiaten, einen bescheidenen, höchst befähigten und strebsamen jungen Mann, der die Hand wie ein Brett zu reichen pflegte, ohne die Finger einzubiegen und ohne irgend eine Bewegung, so daß die Spaßvögel unter den Kameraden ihm häufig ebenso die Hand gaben. Sie nannten das „das Brett reichen“. Ich setzte mich fast immer neben ihn und plauderte oft mit ihm. Operow gefiel mir besonders durch die freien Ansichten, die er über die Professoren äußerte. Er definirte sehr klar und scharf die

Vorzüge und Mängel des Unterrichts eines jeden Professors; oft sogar machte er sich über sie lustig, und das wirkte besonders seltsam und überraschend auf mich, weil er das mit seinem leisen Stimmchen sagte, das aus seinem kleinen Mündchen kam. Trotzdem schrieb er mit seiner kleinen Schrift sorgfältig alle Vorträge ausnahmslos nach. Wir besuchten uns schon gegenseitig und hatten beschlossen, gemeinsam zu arbeiten. Seine kleinen grauen kurzsichtigen Aeuglein begannen schon mit Wohlgefallen auf mir zu ruhen, wenn ich in die Bank eintrat, um mich neben ihm auf meinen Platz zu setzen. Aber ich hielt es für nöthig, ihm einmal im Gespräch auseinanderzusetzen, daß meine Mama auf dem Todtenbette unsern Vater gebeten habe, uns nicht in ein Regierungs-Institut zu geben, und daß alle Zöglinge von Regierungs-Instituten, sie mögen noch so gelehrt sein, für mich doch nicht . . . ganz „ce ne sont pas des gens comme il faut“, sagte ich, meinen Rock zuknöpfend und fühlte, daß ich dabei erröthete. Operow antwortete mit keinem Wort, begrüßte mich aber von nun an nicht mehr zuerst, reichte mir nicht sein Brett, begann kein Gespräch und wandte den Kopf, wenn ich mich auf meinen Platz setzte, auf einen Finger gestützt, seitwärts und that, als suchte er Etwas in seinem Hefte. Ich war erstaunt über Operows grundlose Gleichgültigkeit; aber pour un jeune homme de bonne maison hielt ich es für ungeziemend, mich bei dem Stipendiaten Operow einzuschmeicheln und ließ ihn in Ruhe, obgleich, wie ich bekennen muß, seine Gleichgültigkeit mich sehr betrübte. Eines Tages kam ich vor ihm. Es war die Vorlesung eines beliebten Professors, welche auch Studenten besuchten, die sonst wenig zu den Vorlesungen kamen. Alle Plätze

waren besetzt. Ich setzte mich auf Operows Platz, legte meine Hefte auf das Pult und ging hinaus. Als ich in den Hörsaal kam, sah ich, daß meine Hefte auf die hintere Bank gelegt waren; auf meinem Platz aber saß Operow. Ich bemerkte ihm, daß ich die Hefte dahin gelegt hätte.

Ich weiß nichts, antwortete er plötzlich auffahrend, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Ich sage Ihnen, ich habe die Hefte hingelegt, sagte ich und begann hitzig zu werden, weil ich glaubte, ihn durch meine Kühnheit einzuschüchtern. — Alle haben es gesehen, fügte ich hinzu und sah im Kreis umher die Studenten an. Aber obgleich Viele mir neugierig zuschauten, antwortete doch Niemand.

Hier kauft man keine Plätze, und wer erst kommt, der mahlt zuerst, sagte Operow, rückte ärgerlich auf seinem Platze hin und her und sah mich einen Augenblick mit verlegenen Blicken an.

Das heißt, Sie sind ein unerzogener Mensch, sagte ich.

Ich glaube, Operow brummte Etwas vor sich hin. Ich glaube sogar, er brummte: „Ach, Du dummer Bengel“; aber ich hörte es nicht. Wohin hätte es auch geführt, wenn ich es gehört hätte? Wir hätten uns Grobheiten gesagt, wie hergelaufene manants. Was weiter? (Dieses Wort „manants“ hatte ich sehr gern. Es beantwortete und löste mir viele verworrene Beziehungen.) Vielleicht hätte ich doch noch Etwas gesagt. Aber in dem Augenblick ging die Thür auf. Der Professor trat im blauen Frack scharrend ein und bestieg eilig das Katheder. Vor dem Examen aber, als ich die Hefte brauchte, erinnerte sich Operow seines Versprechens, bot mir die seinen an und forderte mich auf, mit ihm gemeinsam zu arbeiten.

XXXVII.

Herzens = Angelegenheiten.

Herzens-Angelegenheiten nahmen mich in diesem Winter ziemlich viel in Anspruch. Ich war drei Mal verliebt. Ein Mal verliebte ich mich leidenschaftlich in eine üppige Dame, die Freitags in der Reitbahn mit mir zusammen ritt. Ich kam deshalb jeden Dienstag und Freitag — die Tage, an welchen sie zu reiten pflegte — regelmäßig in die Reitbahn, um ihr zuzusehen; aber jedes Mal fürchtete ich mich, sie könnte mich erblicken und hielt mich deshalb in solcher Entfernung von ihr, lief schnell von dem Platz fort, an dem sie vorüberkommen mußte und drehte mich so linkisch um, wenn sie nach der Richtung hinblickte, wo ich stand, daß ich ihr Gesicht nicht gut sehen konnte und eigentlich bis zum heutigen Tage nicht weiß, ob sie schön war oder nicht.

Dubkow, der mit der Dame bekannt war, traf mich eines Tages in der Reitbahn, wo ich mich hinter den Lakaien und den Pelzen, die sie über den Arm hielten, versteckt hielt. Dmitrij hatte ihm von meiner Leidenschaft erzählt, und er setzte mich durch den Vorschlag, mich mit der Reitdame bekannt zu machen, so in Schrecken, daß ich kopfüber aus der Reitbahn entfloh und bei dem bloßen Gedanken, daß er mit ihr über mich gesprochen habe, nicht mehr die Reitbahn betrat, ja mich nicht einmal bis zu dem Standplatz der Lakaien hinwagte, weil ich fürchtete, ihr zu begegnen.

Wenn ich in unbekannte und besonders in verheirathete Frauen verliebt war, überkam mich eine noch tausend Mal größere Schüchternheit, als die, welche ich Ssonitschka

gegenüber durchgemacht hatte. Von allen Dingen in der Welt fürchtete ich am meisten, der Gegenstand meiner Liebe könnte von meiner Neigung, ja nur von meiner Existenz Kenntniß bekommen. Ich glaubte, wenn sie von der Empfindung erführe, die ich für sie hatte, so wäre das für sie eine Beleidigung, die sie mir nie verzeihen könnte. Und in der That, hätte diese Reitdame genau gewußt, daß ich sie, hinter den Lakaien versteckt, betrachtete und mir vorstellte, wie ich sie ergreifen, aufs Land entführen, wie ich dort mit ihr leben, und was ich dort mit ihr beginnen wollte, sie wäre vielleicht mit Recht schwer beleidigt gewesen. Aber ich konnte mir nicht deutlich vorstellen, daß sie, wenn sie mich auch kennen würde, doch nicht plötzlich alle meine Gedanken über sie wissen konnte, und daß es darum durchaus Nichts auf sich hätte, einfach ihre Bekanntschaft zu machen.

Ein anderes Mal hatte ich mich in Ssonitschka, die ich bei ihrer Schwester gesehen hatte, verliebt. Meine zweite Liebe zu ihr war längst vergangen. Aber ich verliebte mich ein drittes Mal in sie, und das kam daher, daß mir Ljubotschka ein Heftchen mit Gedichten gegeben hatte, die Ssonitschka abgeschrieben und in dem „der Dämon" von Lermontow an vielen düster leidenschaftlichen Stellen mit rother Dinte unterstrichen und mit Blumen voll gelegt war. Ich erinnerte mich, wie Wolodja im vorigen Jahre das Geldbeutelchen seiner Dame geküßt hatte. Ich versuchte dasselbe und wirklich, als ich eines Tages in meinem Zimmer zu träumen begann, eine Blume betrachtete und sie an die Lippen drückte, fühlte ich eine angenehme empfindsame Stimmung und war wiederum verliebt oder glaubte es wenigstens einige Tage hindurch zu sein.

Das dritte Mal endlich in diesem Winter verliebte ich mich in ein Fräulein, in welches Wolodja verliebt war und das unser Haus besuchte. An diesem Fräulein war, wie ich mich jetzt erinnere, auch nicht das Geringste schön, namentlich nichts von der Schönheit, die mir gewöhnlich gefiel. Sie war die Tochter einer bekannten klugen und gelehrten Dame in Moskau, klein von Wuchs, hager, mit langen blonden englischen Locken und mit einem durchsichtigen Profil. Alle Leute sagten, das Fräulein sei klüger und gelehrter als ihre Mutter. Ich konnte garnicht darüber urtheilen; denn ich empfand bei dem Gedanken an ihren Verstand und an ihre Gelehrsamkeit eine gewisse sklavische Angst; ich sprach nur ein Mal und mit unerklärlicher Scheu mit ihr. Aber das Entzücken Wolodjas, der sich nie in Gegenwart Anderer in den Ausdrücken seines Entzückens Zwang anthat, theilte sich mir mit solcher Kraft mit, daß ich mich leidenschaftlich in dieses Fräulein verliebte. Da ich fühlte, Wolodja würde es schwer empfinden, daß zwei Brüder in ein und dasselbe Mädchen verliebt seien, sagte ich ihm kein Wort von meiner Liebe. Mir bereitete vielmehr bei diesem Gefühl der Gedanke die größte Freude, daß unsere Liebe so rein war, daß wir, trotzdem ihr Gegenstand dasselbe reizende Wesen war, Freunde blieben, welche bereit waren, wenn es nöthig sein sollte, opferfreudig dem Andern zu weichen. Was übrigens die Opferfreudigkeit betrifft, so theilte Wolodja nicht ganz meine Meinung, denn er war so leidenschaftlich verliebt, daß er ein Mal einen wirklichen Diplomaten, der sie, wie es hieß, heirathen sollte, eine Ohrfeige geben und ihn zum Zweikampfe herausfordern wollte. Mir war es eine ange-

nehme Empfindung, meine Liebe zum Opfer zu bringen, vielleicht deshalb, weil es keine große Mühe verursachte, da ich mit dieser Dame nur ein Mal ein geschraubtes Gespräch über den Werth der gelehrten Musik geführt hatte, und meine Liebe bereits eine Woche darauf vergangen war, so sehr ich mir auch Mühe gab, sie zu erhalten.

XXXVIII.

In der Gesellschaft.

Die gesellschaftlichen Vergnügungen, denen ich mich bei meinem Eintritt in die Universität nach dem Muster meines älteren Bruders hinzugeben gedachte, brachten mir diesen Winter eine vollständige Enttäuschung. Wolodja tanzte sehr viel. Auch der Papa besuchte mit seiner jungen Frau Bälle. Mich schien man entweder als noch zu jung oder als ungeeignet zu solchen Vergnügungen anzusehen, und Niemand führte mich in Häuser ein, in welchen Bälle gegeben wurden. Trotz des Versprechens der Offenheit Dmitrij gegenüber hatte ich zu Niemandem, auch zu ihm nie davon gesprochen, wie sehr ich Lust hatte, Bälle zu besuchen und wie schmerzlich und kränkend es für mich war, daß man mich übersah und offenbar als eine Art Philosophen betrachtete, als der ich mich in Folge dessen auch aufspielte.

In diesem Winter aber war eine Gesellschaft bei der Fürstin Kornakow. Sie hatte persönlich uns Alle eingeladen, unter Anderen auch mich, und ich sollte zum ersten Mal einen Ball besuchen. Ehe wir von Hause abfuhren, kam Wolodja auf mein Zimmer und wollte sehen, wie ich mich kleiden würde. Diese seine Handlungsweise setzte mich in Erstaunen und machte mich stutzig. Ich meinte, der Wunsch,

schön gekleidet zu sein, sei nicht hübsch, und man dürfe ihn nicht merken lassen; er dagegen fand diesen Wunsch so sehr natürlich und nothwendig, daß er ganz offen aussprach, er fürchtete, ich könnte mich mit Schande bedecken. Er hieß mich unbedingt die Lackstiefel anziehen, war entsetzt, als ich Sämisch-Leder-Handschuhe aufziehen wollte, ordnete meine Uhrkette auf eine besondere Weise und fuhr mit mir auf die Schmiedebrücke zum Friseur. Man brannte mir das Haar. Wolodja trat zurück und betrachtete mich von weitem.

Siehst Du, jetzt ist's schön; aber kann man denn dieses struppige Haar nicht glatt machen? sagte er, zum Friseur gewandt.

Aber so stark auch monsieur Charles mein struppiges Haar mit einer klebrigen Flüssigkeit strich, es erhob sich immer wieder. Wenn ich den Hut aufsetzte, erschien mir mein gelecktes Wesen noch weit häßlicher als vorher. Meine einzige Rettung war, Nachlässigkeit zu heucheln. Nur so sah mein Aeußeres nach Etwas aus.

Wolodja schien derselben Meinung zu sein; denn er bat mich, das gebrannte Haar zu lockern. Als ich das gethan hatte und es trotzdem nicht schön werden wollte, gönnte er mir keinen Blick mehr und war während des ganzen Weges zu den Kornakows schweigsam und gedrückt.

Bei den Kornakows trat ich in Begleitung Wolodjas forsch ein; als mich aber die Fürstin zum Tanz aufforderte und ich — ich weiß nicht recht, warum — sagte, daß ich nicht tanze, obwohl ich einzig und allein mit der Absicht gekommen war zu tanzen, wurde ich verlegen und verfiel, da ich unter Unbekannten allein geblieben war, in meine gewöhnliche unüberwindliche und beständig zunehmende

Schüchternheit. Ohne ein Wort zu sprechen, blieb ich den ganzen Abend über auf ein und derselben Stelle stehen.

Während des Walzers trat eine von den Töchtern der Fürstin zu mir heran und fragte mich mit der der ganzen Familie eigenen officiellen Liebenswürdigkeit, warum ich nicht tanze. Ich erinnere mich noch, wie mich bei dieser Frage eine Verlegenheit überkam, wie aber doch gleichzeitig, ganz unwillkürlich, über mein Gesicht ein selbstgefälliges Lächeln huschte, und ich in geschraubten Ausdrücken und langen Perioden französisch solchen Unsinn zu sprechen begann, daß ich noch jetzt, nachdem Jahrzehnte darüber vergangen sind, mich in der Erinnerung schäme. Die Musik, die meine Nerven erregte und, wie ich glaubte, den nicht verständlichen Theil meiner Rede übertönte, muß wohl so auf mich gewirkt haben. Ich sagte Etwas von höherer Gesellschaft, von der Eitelkeit der Männer und Frauen, und schließlich hatte ich mich so verhedbert, daß ich mitten im Wort stecken blieb, weil ich den Satz nicht mehr beenden konnte.

Selbst die Fürstin, die an den Verkehr in der großen Welt gewöhnt war, wurde verlegen und sah mich mit vorwurfsvollen Blicken an. Ich lächelte. In diesem kritischen Augenblicke wollte Wolodja, der beobachtet hatte, daß ich mit Eifer sprach, wahrscheinlich wissen, wie ich durch Gespräche gut machte, daß ich nicht tanzte, und kam mit Dubkow zusammen zu uns heran. Er bemerkte mein lächelndes Gesicht und die erschrockene Miene der Fürstin, er hörte den schrecklichen Unsinn, bei dem ich stecken geblieben war, erröthete und wandte sich ab. Die Fürstin erhob sich und ließ mich allein. Ich lächelte zwar immer noch; aber ich litt so unter dem Bewußtsein meiner Dummheit, daß

ich am liebsten in die Erde gesunken wäre, und daß ich das Bedürfniß empfand, mich zu rühren, um meine Lage auf irgend eine Weise zu ändern. Ich trat an Dubkow heran und fragte ihn, wieviel Walzer er mit Ihr getanzt habe. Ich that, als ob ich froh und heiter wäre. In Wirklichkeit aber bat ich denselben Dubkow, dem ich zu Mittag bei Jar zugerufen hatte „schweigen Sie!", um Hülfe. Dubkow that, als ob er mich nicht gehört hätte, und ging in das andere Zimmer. Ich versuchte mich nun, Wolodja zu nähern und sagte mit Mühe und Noth, indem ich meiner Stimme wieder einen scherzhaften Ton zu geben suchte: „Wie steht's, Wolodja? Müde?" Wolodja aber sah mich an, als ob er sagen wollte: „So sprichst Du sonst nicht mit mir, wenn wir allein sind?" und entfernte sich schweigend; er schien zu wünschen, daß ich ihm vom Leibe ginge.

„O Gott, auch mein Bruder verläßt mich," dachte ich.

Trotz alledem hatte ich nicht die Kraft, nach Hause zu gehen. Bis zum Schluß stand ich düster an derselben Stelle, und erst als Alle in das Vorzimmer sich drängten und der Lakei mir mit dem Mantel an den Hutrand stieß, so daß der Hut in die Höhe sprang, lächelte ich schmerzlich unter Thränen und sagte, ohne mich an eine bestimmte Person zu wenden: comme c'est gracieux.

XXXIX.

Der Commers.

Obgleich ich unter dem Einfluß Dmitrijs stand und mich noch nicht den üblichen studentischen Vergnügungen hingab, die man Commerse zu nennen pflegte, hatte ich

doch schon in diesem Winter einmal Gelegenheit, einem solchen Feste beizuwohnen, und ich empfing davon nicht gerade einen angenehmen Eindruck. Das kam so.

Am Anfang des Jahres lud Baron S., ein schlanker, blonder junger Mann mit sehr ernsten schönen Gesichtszügen in einer Vorlesung uns Alle zu einer collegialischen Abend-Gesellschaft. Uns Alle, das heißt: alle Commilitonen unseres Cursus, die mehr oder weniger comme il faut waren; unter diesen befanden sich natürlich weder Grapp, noch Semenow, noch Operow, noch alle diese unvornehmen Herren. Wolodja lächelte verächtlich, da er hörte, daß ich zu dem Commers der Commilitonen aus dem ersten Cursus ginge. Ich aber erwartete ein ungewöhnliches und großes Vergnügen von diesem mir noch gänzlich unbekannten Zeitvertreib und war pünktlich um acht Uhr bei dem Baron S.

Baron S. empfing seine Gäste im aufgeknöpften Rock und weißer Weste in dem erleuchteten Salon und Gastzimmer des kleinen Häuschens, in dem seine Eltern wohnten; sie hatten ihm für den Abend dieser Feier ihre Prunkgemächer eingeräumt. Im Corridor sah man die Kleider und die Köpfe neugieriger Dienstmädchen, und in dem Büffet huschte einmal das Kleid einer Dame vorüber, die ich für die Baronesse selbst hielt. Es waren etwa zwanzig Gäste da, alle Studenten, außer Herrn Frost, der mit Iwins gekommen war, und einem schlanken rothbäckigen Herrn, der die Festlichkeit leitete und der Allen als ein Verwandter des Barons und früherer Student der Universität Dorpat vorgestellt wurde. Die allzu grelle Beleuchtung und die gewöhnliche amtsmäßige Ausschmückung der Prunkzimmer wirkte zu Anfang so erkältend auf die ganze junge Gesellschaft, daß Alle unwillkürlich an den

Wänden herumstanden. Nur einige Kühnere und der Dorpater Student, der schon seine Weste aufgeknöpft hatte und im Uebrigen sich zu gleicher Zeit in allen Zimmern und in allen Ecken aller Zimmer zu befinden schien und das ganze Zimmer mit seinem klangvollen, angenehmen, nie verstummenden Tenor erfüllte, machten davon eine Ausnahme. Die Commilitonen schwiegen meist oder sprachen in bescheidener Weise von den Professoren und der Prüfung, überhaupt von ernsten und interessanten Gegenständen. Alle ohne Ausnahme hatten ihren Blick auf die Thür des Büffets gerichtet und schienen sagen zu wollen, so sehr sie sich auch bemühten, das zu verbergen: „Nun, es wäre Zeit anzufangen!" Ich hatte auch das Gefühl, als wäre es Zeit, anzufangen und erwartete den Anfang mit freudiger Ungeduld.

Nach dem Thee, der den Gästen von Lakaien gereicht wurde, fragte der Dorpater Student Frost in russischer Sprache:

Frost, kannst Du Punsch brauen?

O ja, erwiderte Frost in deutscher Sprache und bewegte unruhig die Beine. Aber der Dorpater Student sagte wieder russisch:

So übernimmst Du diesen Theil, (sie duzten sich als Commilitonen der Dorpater Universität) und Frost ging mit seinen auswärts gebogenen, muskulösen Beinen in großen Schritten aus dem Gastzimmer in das Büffet, aus dem Büffet wieder in das Gastzimmer, und bald erschien auf dem Tisch eine große Suppen-Terrine, und auf ihr stand, gestützt durch drei gekreuzte Studentendegen, ein zehnpfündiger Zuckerhut. Baron S. ging beständig zu all den Gästen herum, die im Gastzimmer versammelt waren. Sein Blick war auf die

Terrine gerichtet, und mit unverwandt ernstem Gesicht sagte er Allen fast die gleichen Worte: Nun los, meine Herren! Laßt uns auf Studentenart die Reihe um Brüderschaft trinken; in unserem Cursus fehlt die Collegialität. Macht Euch's bequem oder legt ganz ab, wie er. Wirklich hatte der Dorpater Student seinen Rock abgelegt, die weißen Hemdärmel über die weißen Ellbogen zurückgestreift und zündete, mit gespreizten Beinen dastehend, schon den Rum in der Terrine an.

Meine Herren! rief plötzlich der Dorpater Student mit so durchdringender und lauter Stimme, als ob er uns Alle hätte überschreien müssen. Löschen Sie die Lichte aus! Wir alle aber betrachteten, ohne ein Wort zu sprechen, die Terrine und die weißen Hemdärmel des Dorpater Studenten und fühlten, daß die feierliche Stunde gekommen war.

Löschen Sie die Lichte aus, Frost! schrie der Dorpater Student noch einmal. Er schien in Hitze zu gerathen. Frost und wir alle löschten die Lichte. Im Zimmer wurde es dunkel. Nur die weißen Aermel und Hände, welche den Zuckerhut auf den Säbeln festhielten, glänzten im Wiederschein der bläulichen Flamme. Der kräftige Tenor des Dorpater Studenten war nicht mehr die einzige Stimme. Aus allen Ecken des Zimmers tönte es von Geplauder und Gelächter wieder. Viele hatten die Röcke abgelegt (besonders die, welche feine und ganz frische Hemden hatten). Ich that dasselbe und begriff, daß es begonnen hatte. Obwohl die Heiterkeit noch nicht eingetreten war, war ich doch fest überzeugt, es müsse wunderschön werden, wenn wir nur Jeder erst ein Glas von dem Gebräu getrunken hätten.

Das Getränk war fertig. Der Dorpater Student goß den Punsch in die Gläser, betropfte dabei tüchtig den Tisch und rief: „Jetzt, meine Herren, legen Sie los!“ Nachdem Jeder das volle klebrige Glas zur Hand genommen hatte, stimmten der Dorpater Student und Frost ein deutsches Lied an, in dem sich der Ruf „Juchhe“ öfter wiederholte. Wir Alle sangen durcheinander, stießen mit den Gläsern an, schrieen, rühmten den Punsch und tranken, die Arme zur Brüderschaft verschlingend, das süße Getränk. Jetzt war Nichts mehr zu erwarten, der Commers war in vollem Gange. Ich hatte schon ein ganzes Glas Punsch getrunken, man hatte mir ein zweites Glas eingegossen. In meinen Schläfen hämmerte es. Das Licht erschien mir purpurroth. Um mich her schrie es und lachte es, und trotz alledem erschien es mir nicht nur nicht heiter, ich war sogar überzeugt, daß ich und alle sich langweilten, und daß ich, wie Alle, es aus irgend einem Grunde für nöthig hielten, doch so zu thun, als ob uns Allen sehr lustig zu Muthe wäre. Nur der Dorpater Student heuchelte vielleicht nicht. Er wurde roth und röther und noch allgegenwärtiger, füllte allen die leeren Gläser und begoß den Tisch immer mehr und mehr, so daß er ganz süß und klebrig wurde. Ich weiß nun nicht mehr, wie Eines nach dem Andern kam und was eigentlich vorging, ich weiß nur, daß ich an diesem Abend den Dorpater Studenten und Frost sehr lieb hatte, daß ich ein deutsches Lied erlernte und sie Beide auf den süßen Mund küßte; ich weiß auch, daß ich noch an demselben Abend einen Haß gegen den Dorpater Studenten bekam und mit einem Stuhl auf ihn losgehen wollte, mich aber noch überwand; ich weiß, daß außer dem Gefühl der Mißachtung aller Mitglieder, das ich auch an dem Tage empfunden

hatte, wo wir bei Jar speisten, mir an diesem Abend der Kopf so weh that und schwindelte, daß ich entsetzliche Furcht hatte, im Augenblick zu sterben; ich weiß auch, daß wir uns Alle auf den Boden setzten, mit den Händen durch die Luft fuchtelten, die Bewegung des Ruderns machten und „Stromabwärts Mütterchen Wolga" sangen, und daß ich gleichzeitig darüber nachdachte, daß all Dies nicht hätte geschehen dürfen; ich weiß auch noch, daß ich an der Erde lag, mit meinem Fuß den Fuß eines Andern festhielt und mich wie ein Zigeuner herumbalgte, Einem den Hals umdrehte und dachte, es wäre nicht geschehen, wenn er nicht betrunken gewesen wäre; ich weiß noch, daß wir Abendbrot aßen und etwas Anderes tranken, daß ich hinausging, um mich zu erfrischen, daß es mir kühl um den Kopf wehte, und daß ich beim Nachhausegehen bemerkte, es sei entsetzlich dunkel, daß der Tritt des Wagens glatt und schlüpfrig war und ich mich an Kusmas Gürtel nicht festhalten konnte, weil er unwohl war und wie ein Lappen hin- und herschaukelte; besonders aber erinnere ich mich, daß ich während des ganzen Abends unaufhörlich die Empfindung hatte, daß ich sehr thöricht handle, indem ich so that, als ob ich in sehr heiterer Stimmung wäre, als ob ich gern sehr viel tränke und als ob ich dächte, nicht betrunken zu sein und daß ich unaufhörlich die Empfindung hätte, daß auch die Andern sehr thöricht handeln, indem sie sich ebenso verstellen. Ich glaubte, jedem Einzelnen sei so häßlich zu Muthe wie mir. Da aber jeder annahm, daß nur er allein eine so häßliche Empfindung habe, hielt sich jeder für verpflichtet, sich heiter zu stellen, um die allgemeinene Heiterkeit nicht zu stören; überdies hielt ich mich — es klingt sonderbar, wenn ich es sage — für verpflichtet

zur Verstellung, schon aus dem einen Grunde vielleicht, weil man in die Terrine drei Flaschen Champagner für zehn Rubel und zehn Flaschen Rum für vier Rubel gegossen hatte, was ohne das Abendbrod eine Summe von siebenzig Rubeln ergab. Ich war davon so überzeugt, daß ich in der Vorlesung am andern Tage außerordentlich erstaunt war, daß meine Commilitonen, die bei dem Baron S. zur Gesellschaft waren, sich nicht nur nicht schämten zu erzählen, was sie dort gemacht hatten, sondern von dem Abend so sprachen, daß die anderen Studenten es hören konnten. Sie sagten, es sei ein wunderbarer Commers gewesen, die Dorpater seien in solchen Dingen schneidige Burschen, zwanzig Mann hätten vierzig Flaschen Rum getrunken, und viele seien als Leichen unter den Tisch gesunken. Ich konnte nicht begreifen, weshalb sie nicht nur von der Gesellschaft sprachen, sondern auch noch von sich selbst Lügen erzählten.

XL.

Die Freundschaft mit den Nechljudows.

Diesen Winter kam ich nicht nur sehr oft mit Dmitrij zusammen, der uns häufig besuchte, sondern auch mit seiner ganzen Familie, bei der ich zu verkehren anfing.

Die Nechljudows -- die Mutter, die Tante und die Tochter — brachten alle Abende zu Hause zu, und die Fürstin sah es gern, wenn am Abend junge Leute zu Besuch kamen, die, wie sie sich ausdrückte, im Stande waren, einen ganzen Abend ohne Karten und ohne Tanz hinzubringen. Aber solcher Männer gab es wohl wenige; denn ich, der ich fast jeden Abend bei ihnen war, traf nur selten

Gäste an. Ich gewöhnte mich an die Mitglieder dieser Familie, an ihre wechselnde Stimmung, hatte schon klare Vorstellungen von ihren gegenseitigen Beziehungen, gewöhnte mich an die Zimmer und Möbel und fühlte mich, wenn keine Gäste da waren, vollkommen ungezwungen, nur die Fälle ausgenommen, wo ich mit Warenka allein im Zimmer blieb. Ich glaubte immer, sie als ein nicht gerade hübsches Mädchen wünsche sehr, daß ich mich in sie verliebe. Aber auch diese Verlegenheit schwand allmählich. Es sprach so natürlich aus ihren Zügen, daß es ihr vollkommen gleich war, ob sie mit mir, mit ihrem Bruder oder mit Ljubow Sergejewna sprach, daß auch ich mich bald daran gewöhnte, ihr gerade in's Gesicht zu sehen, wie ein Mensch, für den es weder eine Schande noch eine Gefahr ist, das Vergnügen durchblicken zu lassen, das ihm ihre Gesellschaft bereitet. Während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft erschien sie mir an manchen Tagen sehr unschön, bald wieder als nicht gar so häßlich; aber nicht ein einziges Mal fragte ich mich im Hinblick auf sie, ob ich verliebt sei oder nicht. Oft kam es vor, daß ich direkt zu ihr sprach, öfter aber sprach ich mit ihr, indem ich meine Rede an Ljubow Sergejewna oder an Dmitrij richtete, und diese Art gefiel mir besonders. Ich hatte die größte Freude daran, in ihrer Gegenwart zu sprechen, ihrem Gesang zuzuhören, überhaupt sie in dem Zimmer, in dem ich war, anwesend zu wissen; aber der Gedanke daran, wie in Zukunft meine Beziehungen zu Warenka sein würden und die Träume von der Aufopferung für meinen Freund, wenn er sich in meine Schwester verlieben sollte, kamen mir jetzt selten in den Sinn. Kamen mir aber doch solche Träume und Gedanken, so fühlte ich mich befriedigt von der Gegen-

wart und suchte unbewußt die Gedanken an die Zukunft zu verscheuchen.

Trotz dieser Annäherung jedoch hielt ich es immer noch für meine unbedingte Pflicht, vor der ganzen Gesellschaft der Nechljudows, und ganz besonders vor Warenka, meine wahren Gefühle und Neigungen zu verbergen und bemühte mich, mich als ein ganz anderer junger Mann zu zeigen, als ich in Wirklichkeit war, ja als ein solcher, wie er in Wirklichkeit gar nicht existiren konnte. Ich bemühte mich, leidenschaftlich zu scheinen, war in Verzückung, seufzte, machte leidenschaftliche Geberden, wenn ich ausdrücken wollte, daß mir Etwas sehr gefiel, und gleichzeitig suchte ich gleichgültig zu erscheinen bei jedem außerordentlichen Ereignisse, dessen Zeuge ich war und von welchem mir erzählt wurde; ich bemühte mich als ein boshafter Spötter zu erscheinen, dem Nichts heilig war und gleichzeitig als ein feiner Beobachter; ich bemühte mich, in allen meinen Handlungen und auch im Leben logisch, pünktlich zu erscheinen, und gleichzeitig als ein Mensch, der alles Materielle gering schätzt. Ich kann kühn sagen, daß ich in Wirklichkeit weit besser war, als das sonderbare Geschöpf, das ich aus mir zu machen bestrebt war. Aber auch so wie ich in meiner Verstellung war, gewannen mich die Nechljudows lieb und trauten, wie es schien, zu meinem Glück meiner Verstellung nicht. Nur Ljubow Sergejewna hielt mich für einen furchtbaren Egoisten, für einen gottlosen Menschen und Spötter, schien mich nicht zu lieben und stritt häufig mit mir, ärgerte mich und schlug mich mit ihren abgerissenen unzusammenhängenden Reden. Dmitrij aber stand immer mit ihr in denselben sonderbaren, mehr als freundschaftlichen Beziehungen, behauptete, es verstände sie niemand und sie thäte ihm außerordentlich viel

Gutes. Ihre Freundschaft kränkte nach wie vor die ganze Familie.

Eines Tages begann Warenka mit mir ein Gespräch über dieses uns Allen unbegreifliche Verhältniß und erklärte es so:

Dmitrij ist ein Egoist. Er ist überaus stolz, und trotz seines guten Verstandes für Lob und Bewunderung höchst empfänglich. Er ist gern immer der Erste und Tantchen liegt in der Unschuld ihrer Seele vor ihm auf den Knieen, hat nicht Takt genug, ihm diese Bewunderung zu verhehlen, und so kommt es, daß sie ihm schmeichelt, nicht etwa heuchlerisch, sondern aufrichtig.

Diese Unterhaltung blieb mir im Gedächtniß; ich mußte mir sagen, Warenka sei sehr klug, und in Folge dessen stieg sie in meiner Meinung immer höher. Diese Schätzung in Folge des Verstandes, den ich bei ihr entdeckt hatte, und anderer moralischer Vorzüge pflegte ich zwar mit Vergnügen, aber doch mit einem gewissen strengen Maaßhalten und ich kam nie bis zur Begeisterung — dem Gipfel dieser Schätzung. So nahm ich, als Sofia Iwanowna, die immer von ihrer Nichte sprach, mir einmal erzählte, wie Warenka auf dem Lande, als sie noch ein Kind von vier Jahren war, ohne Erlaubniß alle ihre Kleider und Schuhe den Bauernkindern geschenkt hatte, so daß man sie später wieder zurücknehmen mußte, anfänglich diese Thatsache nicht wie Etwas auf, das sie in meiner Meinung höher stellte, ich machte mich sogar in Gedanken über sie lustig wegen ihrer unpraktischen Anschauung.

Wenn bei den Nechljudows Gäste waren, bisweilen auch Wolodja und Dubkow, trat ich selbstzufrieden mit dem ruhigen Bewußtsein der Bedeutung eines zum Hause Ge-

hörigen in den Hintergrund, sprach nicht und hörte nur zu, was die Andern sagten und Alles, was die Andern sprachen, schien mir so unsagbar dumm, daß ich mich im Innern wunderte, wie eine so kluge, logisch denkende Frau wie die Fürstin und ihre ganze logisch denkende Familie diese Dummheiten mit anhören und noch darauf eingehen könnten. Wäre es mir damals in den Sinn gekommen, das, was ich sprach, mit dem zu vergleichen, was die Andern sagten, ich hätte mich nicht im mindesten gewundert. Ich hätte mich noch weniger gewundert, wenn ich hätte glauben können, daß unsere Angehörigen — Awdotja Wassiljewna, Ljubotschka und Katjenka — Frauen waren wie alle, nicht um einen Deut geringer, und hätte noch gewußt, was Dubkow Katjenka und Awdotja Wassiljewna ganze Abende hindurch lustig und lachend geplaudert. Wie Awdotja Wassiljewna irgend einen Gegenstand aufgriff und mit Gefühl das Gedicht: Au banquet de la vie, infortuné convive! oder Abschnitte aus den „Dämon" las, und überhaupt mit welchem Vergnügen sie viele Stunden hintereinander Unsinn schwatzten.

Natürlich schenkte mir Warenka, wenn Gäste da waren, weniger Beachtung, als wenn wir allein waren, und dann gab es weder Vorlesungen noch Musik, die ich so gern hörte. Wenn sie mit den Gästen sprach, verlor sie für mich ihren größten Reiz — die ruhige Besonnenheit und Einfachheit. Ich erinnere mich noch, wie mich ihre Gespräche über das Theater und das Wetter, die sie mit meinem Bruder Wolodja führte, seltsam berührten. Ich wußte, daß Wolodja Nichts in der Welt peinlicher vermied und verachtete als das Banale. Auch Warenka spöttelte immer über die erheuchelt fesselnden Gespräche über Wetter und dergleichen —

und doch, warum besprachen Beide, wenn sie zusammenkamen, immer die unerträglichsten gewöhnlichsten Sachen, und thaten dabei, als ob sich Einer für den Andern schämte? Immer nach solchen Gesprächen war ich im Geheimen wüthend über Warenka, spottete am andern Tage über die Gäste, die dagewesen waren, fand aber ein um so größeres Vergnügen daran, mit dem Familienkreise der Nechljudows allein zu sein. Wie dem auch war, ich fand allmählich mehr Vergnügen daran, mit Dmitrij im Gastzimmer seiner Mutter zusammen zu sein, als mit ihm allein unter vier Augen.

XLI.

Freundschaft mit Nechljudow.

Um diese Zeit gerade hing meine Freundschaft mit Dmitrij an einem Haar. Ich hatte schon seit zu langer Zeit begonnen ihn prüfend zu beobachten, um nicht Fehler an ihm zu entdecken; denn in der ersten Jugend lieben wir besonders leidenschaftlich, und darum nur vollkommene Menschen. Sobald aber der Rausch der Leidenschaft sich allmählich zu vermindern beginnt oder unwillkürlich die hellen Strahlen der Vernunft ihn durchdringen und wir den Gegenstand unserer Leidenschaft in seiner wahren Gestalt sehen mit seinen Vorzügen und Fehlern, dann fallen uns die Fehler als etwas Unerwartetes grell vergrößert in die Augen. Das Gefühl, das uns zu dem Neuen hinzieht und das uns die Hoffnung weckt, daß die Vollkommenheit nicht unmöglich ist bei einem andern Menschen, befördert nicht nur unsere Gleichgültigkeit, sondern auch unsere Abneigung zu dem einstigen Gegenstande unserer Leidenschaft;

wir schütteln ihn ohne Schmerz ab und eilen weiter, neue Vollkommenheit zu suchen. Wenn dies mit Bezug auf Dmitrij nicht geschah, so verdanke ich es nur seiner hartnäckigen, pedantischen mehr Verstandes- als Herzensneigung; gegen die ich mich geschämt hätte verrätherisch zu handeln. Außerdem verband uns der sonderbare Grundsatz der gegenseitigen Offenheit. Wir fürchteten zu sehr, die uns anvertrauten unrühmlichen moralischen Geheimnisse in der Gewalt des Andern zu lassen. Uebrigens wurde der Grundsatz der Offenheit schon lange nicht mehr beobachtet, und wir merkten das Beide. Es drückte uns und gab unsern Beziehungen einen sonderbaren Charakter.

So oft ich diesen Winter Dmitrij besuchte, fast immer fand ich bei ihm seinen Universitätsfreund, den Studenten Besobjedow, mit dem er zusammen arbeitete. Besobjedow war klein, pockennarbig, hager, hatte dürftige, von Sommersprossen bedeckte Hände, furchtbar langes ungekämmtes rothes Haar, war stets schlecht gekleidet, schmutzig, ungebildet und studirte auch mit wenig Erfolg. Dmitrijs Verhältniß zu ihm war mir ebenso unbegreiflich wie das zu Ljubow Sergejewna. Die einzige Ursache, welche ihn hätte veranlassen können, gerade diesen von seinen Kameraden zu seinem Umgange zu wählen, mochte die sein, daß in der ganzen Universität kein Student zu finden war, der schlechter aussah als Besobjedow. Gerade darum mochte Dmitrij Allen zum Trotz ihm Freundschaft erweisen. In all seinen Beziehungen zu diesem Studenten sprach sich das stolze Gefühl aus: „Mir ist es ja doch gleich, wer Jemand ist. Mir sind Alle gleich. Ich liebe ihn; also ist er ein guter Mensch.“

Ich wunderte mich, daß es ihm garnicht lästig wurde,

sich beständig Zwang aufzulegen, und daß der unglückselige Besobjedow seine unbehagliche Lage ertrug. Mir mißfiel diese Freundschaft in hohem Grade.

Eines Tages besuchte ich Dmitrij mit der Absicht, den Abend in Gemeinschaft mit ihm im Gastzimmer seiner Mutter zu verbringen, zu plaudern, auch Warenka singen oder lesen zu hören; Besobjedow aber saß oben. Dmitrij antwortere mir in scharfem Tone, er könnte nicht herunterkommen, da er ja Gäste habe, wie ich sehe.

Ist es denn dort lustiger? fügte er hinzu. Wir bleiben hier und plaudern.

Obgleich ich durchaus nicht entzückt war von dem Gedanken, zwei Stunden mit Besobjedow da zu sitzen, entschloß ich mich doch nicht, allein in das Gastzimmer zu gehen, setzte mich, im Innern über das sonderbare Benehmen meines Freundes erzürnt, in den Schaukelstuhl, begann mich zu schaukeln und sprach kein Wort. Ich kränkte mich sehr über Dmitrij und Besobjedow, weil sie mich des Vergnügens beraubt hatten, unten zu sein. Ich wartete ab, ob Besobjedow nicht bald gehen würde, und hörte wüthend auf ihn und auf Dmitrij ihrem Gespräch schweigend zu: „Ein sehr angenehmer Gast. Mit dem zu sitzen!" dachte ich, als der Lakai den Thee brachte, und Dmitrij Besobjedow an die fünf Mal bitten mußte, ein Glas zu nehmen, weil der schüchterne Gast bei dem ersten und zweiten Glase glaubte danken und sagen zu müssen: „Trinken Sie nur selber." Dmitrij suchte seinen Gast, offenbar gezwungen, zu unterhalten und wollte auch mich in die Unterhaltung hineinziehen, aber vergeblich. Ich blieb mürrisch und schweigsam.

„Was ist zu thun? Eine Persönlichkeit! Kein Mensch dürfte zu ahnen wagen, daß ich mich langweile", so wandte ich mich in Gedanken an Dmitrij, schwieg und schaukelte mich gleichmäßig im Stuhle hin und her. Immer mehr und mehr schürte ich mit einer gewissen Freude in meinem Innern das Gefühl des stillen Hasses gegen meinen Freund. — „Dummkopf", dachte ich. „Er könnte so angenehm den Abend mit seiner liebenswürdigen Familie verbringen. Nein, da sitzt er mit diesem Rindvieh, Stunde auf Stunde verrinnt, und dann wird es zu spät sein, in das Gastzimmer zu gehen" und blickte dabei über den Rand des Stuhles nach meinen Freund; und seine Arme, seine Stellung, sein Hals, besonders aber der Rücken und die Kniee erschienen mir so widerwärtig und kränkend, daß ich ihm mit Wonne in diesem Augenblick sogar eine Unannehmlichkeit hätte bereiten mögen.

Endlich erhob sich Besobjedow. Dmitrij aber mochte einen so angenehmen Gast nicht gleich gehen lassen; er machte ihm den Vorschlag, bei ihm zu übernachten, worauf Besobjedow zum Glück nicht einging.

Dmitrij begleitete ihn, kam wieder in das Zimmer, lächelte selbstgefällig, rieb sich die Hände — wahrscheinlich einerseits, weil er so fest geblieben war, andererseits, weil er endlich von der Langweile erlöst war — ging im Zimmer auf und nieder und warf mir dabei von Zeit zu Zeit einen Blick zu. Er war mir noch unausstehlicher. „Wie kann er es wagen, auf und ab zu gehen und zu lachen!"

Warum bist Du böse? sagte er plötzlich, indem er vor mir stehen blieb.

Ich bin garnicht böse, antwortete ich, wie man immer in solchen Fällen antwortet. Ich ärgere mich bloß, daß Du vor mir, vor Besobjedow und vor Dir selbst heuchelst.

Was für ein Unsinn! Ich heuchle nie und vor Niemandem.

Ich habe unsern Grundsatz der Offenheit gegen einander nicht vergessen. Ich sage es Dir ins Gesicht: ich bin überzeugt, dieser Besobjedow ist Dir so unerträglich wie mir; denn er ist dumm und Gott weiß, was sonst noch. Aber Dir bereitet es Vergnügen, Dich vor ihm wichtig zu machen.

Nicht wahr! Erstens ist Besobjedow ein vortrefflicher Mensch . . .

Und ich sage, es ist doch wahr. Ich sage Dir noch ein mal, Deine Freundschaft mit Ljubow Sergejewna beruht auch nur darauf, daß sie Dich vergöttert.

Und ich sage Dir: Nein.

Und ich sage: Ja; denn ich kenne dies von mir selber, antwortete ich mit der Gluth des unterdrückten Zornes und mit der Absicht, ihn durch meine Offenheit zu entwaffnen. Ich habe es Dir gesagt und wiederhole es Dir: Ich habe immer die Menschen lieb, die mir Angenehmes sagen, und wenn ich es dann recht untersuche, sehe ich, daß das keine ehrliche Zuneigung ist.

Nein, fuhr Dmitrij fort und rückte mit einer ärgerlichen Handbewegung das Halstuch zurecht. Wenn ich liebe, kann weder Lob noch Tadel mich in meinen Gefühlen schwankend machen.

Das ist nicht wahr! Habe ich Dir nicht eingestanden, daß ich meinen Papa, als er mich einen Tauge-

nichts nannte, eine Zeit lang gehaßt und seinen Tod gewünscht habe, und auch Du . . .

Sprich nur von Dir. Schlimm genug, wenn Du so bist.

Im Gegentheil! schrie ich, sprang vom Stuhle auf und sah ihm mit der Kühnheit der Verzweiflung ins Auge. Es ist nicht schön, was Du da sagst; hast Du mir nicht vom Bruder erzählt — ich will Dich nicht daran erinnern; denn es wäre nicht anständig — hast Du mir nicht erzählt . . . Aber ich will Dir sagen, wie ich Dich jetzt verstehe . . .! Und um ihn noch empfindlicher zu treffen, als er mich, begann ich ihm auseinanderzusetzen, daß er Niemanden liebe, und sagte ihm Alles heraus, was ich ihm mit Recht vorwerfen konnte. Ich war sehr befriedigt davon, daß ich ihm so die Wahrheit sagte, und übersah ganz und gar den einzig möglichen Zweck dieses Wahrheitsagens, der darin bestand, daß er sich zu den Fehlern bekenne, die ich ihm in einem Augenblick vorhielt, in dem er erzürnt war. In ruhigem Zustande aber, wo er sie hätte einsehen können, hatte ich ihm nie ein Wort gesagt.

Der Zwist artete schon in einen Streit aus, als Dmitrij plötzlich zu sprechen aufhörte und in das andere Zimmer ging. Ich folgte ihm und sprach immer weiter; er antwortete mir nicht. Ich wußte, daß in der Liste seiner Fehler auch die Erregtheit stand; aber dieses Mal hatte er sich überwunden. Ich verfluchte alle seine Tagebücher.

Dahin also hatte uns unser Grundsatz: daß Einer dem Andern Alles sage, was er fühlte und nie einem Dritten Etwas von dem Andern sage, geführt. Wir kamen oft, wenn uns die Offenheit hinriß, zu den schamlosesten Be-

kenntnissen, machten zu unserer eigenen Schande aus einer Vornahme, einer Idee einen Wunsch, ein Gefühl, wie z. B. das, was ich ihm eben gesagt hatte. Und diese Bekenntnisse befestigten nicht nur nicht unsere Verbindung, sondern tödteten das Gefühl selbst und brachten uns auseinander. Jetzt aber hatte plötzlich die Eitelkeit ihn verhindert, das nichtigste Geständniß zu machen, und wir bedienten uns in der Hitze des Streites der Waffen, die wir uns vorher einander in die Hände gegeben hatten und die furchtbar schmerzhaft verwundeten.

XLII.

Die Stiefmutter.

Obgleich Papa erst nach Neujahr mit seiner Gattin nach Moskau hatte kommen wollen, kam er im Oktober zur Herbstzeit, als es noch vortreffliche Treibjagden gab. Papa sagte, er habe seine Absicht deshalb verändert, weil sein Prozeß im Senat verhandelt werden sollte; Mimi aber erzählte, Awdotja Wassiljewna habe sich auf dem Lande so gelangweilt, sie habe so oft von Moskau gesprochen und habe sich so krank gestellt, daß Papa sich entschlossen habe, ihren Wunsch zu erfüllen. — Weil sie ihn niemals geliebt hat, nur allen Leuten von ihrer Liebe die Ohren voll geblasen hat und einen reichen Mann heirathen wollte, setzte Mimi hinzu und seufzte melancholisch, als ob sie sagen wollte, „andere Leute hätten anders gegen ihn gehandelt, wenn er nur verstanden hätte, sie nach ihrem Werthe zu schätzen.“

Die anderen Leute waren gegen Awdotja Wassiljewna ungerecht. Ihre Liebe zu Papa, die leidenschaftlich

hingebende Liebe der Selbstverleugnung sprach aus jedem ihrer Worte, aus jedem Blick, aus jeder Bewegung. Aber diese Liebe hinderte sie nicht im mindesten, neben dem Wunsche, stets mit dem vergötterten Manne zusammen zu sein, auch ein besonders hübsches Häubchen von Madame Annette, einen Hut mit einer auffallenden blauen Straußenfeder und ein himmelblaues venezianisches Sammetkleid zu wünschen, das geschickt die schöne weiße Brust und die Arme frei ließ, die bisher noch Niemand, außer dem Gatten und dem Dienstmädchen gesehen hatte. Katjenka war, wie sich von selbst versteht, auf der Seite der Mutter. Zwischen uns und der Stiefmutter dagegen bildeten sich gleich zu Anfang seit dem Tage ihrer Ankunft sonderbare, komische Beziehungen heraus. Sobald sie aus dem Wagen gestiegen war, machte Wolodja ein ernstes Gesicht und trübe Augen, machte seinen Kratzfuß und seine Verbeugungen, ergriff ihre Hand und sagte, als wenn er Jemanden vorstellen wollte:

Ich habe die Ehre, die liebe Mama zu bewillkommnen und Ihre Hand zu küssen.

Ah, mein geliebtes Söhnchen, sagte Awdotja Wassiljewna und lächelte mit ihrem schönen einförmigen Lächeln.

Vergessen Sie Ihr zweites Söhnchen nicht, sagte ich, näherte mich auch ihrer Hand und bemühte mich unwillkürlich Wolodjas Gesichtsausdruck und Stimme nachzuahmen.

Wären wir und unsere Stiefmutter überzeugt gewesen von unserer gegenseitigen Zuneigung, so könnten diese Worte eine Geringschätzung gegen die Aeußerungen von Liebesbeweisen bedeuten; wären wir gegen einander

schlecht gestimmt gewesen, konnten sie Ironie oder Verachtung der Heuchelei bedeuten und den Wunsch, dem anwesenden Vater unsere wahre Beziehungen zu verbergen und noch hundert andere Gefühle und Gedanken; aber in dem gegenwärtigen Falle bedeuteten diese Worte, welchen Awdotja Wassiljewnas Stimmung ganz entsprachen, garnichts und verschleierten nur den Mangel jeglicher Beziehung. Ich bemerkte in der Folge oft auch in anderen Familien derartige komische Scheinbeziehungen, wenn ihre Mitglieder ahnten, daß die wahren Beziehungen nicht gerade gute sein würden; und eben solche Beziehungen entwickelten sich unwillkürlich zwischen uns und Awdotja Wassiljewna. Wir traten fast nie aus diesen Grenzen heraus, wir waren stets von erheuchelter Höflichkeit gegen sie, sprachen französisch mit ihr, machten unsere Kratzfüße und nannten sie chère maman, worauf sie stets mit ähnlichen Scherzen und mit ihrem schönen einförmigen Lächeln antwortete. Nur die weinerliche Ljubotschka mit ihrem watschelnden Gange und ihrer nicht gerade witzigen Unterhaltung liebte unsere Stiefmutter und versuchte höchst naiv, bisweilen sogar ungeschickt, zwischen ihr und unserer ganzen Familie eine Annäherung herzustellen; dafür war aber auch Ljubotschka die einzige Person, zu der Awdotja Wassiljewna neben der leidenschaftlichen Liebe zu Papa auch nur ein Fünkchen Zuneigung hatte. Awdotja Wassiljewna bewies ihr sogar eine Art begeisterte Bewunderung und ehrfurchtsvolle Hochschätzung, die mich in Erstaunen setzte.

Awdotja Wassiljewna machte in der ersten Zeit gerne Anspielungen, wie die Kinder und die Angehörigen eine Stiefmutter stets schlecht und ungerecht ansehen und wie schwer infolge dessen ihre Lage zu sein pflege. Aber wenn

sie auch die Unbehaglichkeit ihrer Stellung erkannte, that sie doch nichts, um sie zu vermindern: gegen den einen freundlich zu sein, den anderen zu beschenken, nicht mürrisch zu sein, was ihr sehr leicht gefallen wäre, weil sie von Natur nicht anspruchsvoll und sehr gut war. Und nicht blos daß sie das versäumte, sie machte sich sogar, da sie die ganze Unbehaglichkeit ihrer Stellung durchschaute, zur Abwehr bereit, ohne daß ein Angriff erfolgt wäre; da sie vermuthete, daß alle Hausleute mit allen Mitteln bestrebt seien, ihr Unannehmlichkeiten und Kränkungen zuzufügen, sah sie in allem eine Absicht und betrachtete es als ihrer Würde am meisten entsprechend, schweigend zu dulden. Es versteht sich, daß sie durch diese Passivität Liebe nicht, wohl aber Mißstimmung erzeugte. Und sie besaß in so geringem Maße die gerade in unserem Hause in höchstem Grade entwickelte Fähigkeit der schnellen Auffassung, von der ich schon gesprochen habe, und ihre Gewohnheiten waren so abweichend von denen, welche in unserem Hause eingewurzelt waren, daß schon dieser Umstand allein eine Mißstimmung gegen sie erzeugte. In unserem ordnungsliebenden, reinlichen Hause lebte sie beständig, als wäre sie soeben angekommen. Bald stand sie spät auf, bald früh, bald legte sie sich spät schlafen, bald frühe, bald erschien sie am Mittagstisch, bald nicht, heut aß sie Abendbrot, morgen nicht. Wenn keine Gäste da waren, ging sie fast immer halb angekleidet umher und schämte sich nicht, sich vor uns und sogar vor der Dienerschaft in einem weißen Jäckchen und einem umgeworfenen Shawl mit nackten Armen sehen zu lassen. Anfangs gefiel mir diese Einfachheit, später aber verlor ich sehr bald, und zwar infolge eben dieser Einfachheit, den letzten Rest von Achtung, den ich vor ihr hatte. Noch

sonderbarer war für uns der Umstand, daß zwei ganz verschiedene Frauennaturen in ihr lebten, je nachdem Gäste da waren oder nicht: die eine, wenn Gäste da waren, war eine jugendliche, gesunde, kalte, prächtig gekleidete, nicht dumme, nicht kluge, aber heitere Schönheit; die zweite, wenn keine Gäste da waren, war ein nicht mehr jugendliches, erschöpftes, wehleidiges, nachlässiges und ermüdetes wenn auch liebendes Weib. Oft, wenn ich sah, wie sie lächelnd und geröthet von der Kälte, glücklich im Bewußtsein ihrer Schönheit von Besuchen nach Hause kam, ihren Hut ablegte und vor den Spiegel trat, um sich zu betrachten, oder im prächtigen, offenen Ballkleid durch das Zimmer rauschte, verschämt und zugleich stolz der Dienerschaft gegenüber in den Wagen stieg, oder bei kleinen Abendgesellschaften in unserem Hause im geschlossenen Sammetkleide, feine Spitzen um den zarten Hals, nach allen Seiten ihr einförmiges, aber hübsches Lächeln strahlen ließ, dachte ich: was würden diejenigen, die von ihr entzückt sind, sagen, wenn sie sie so sähen, wie ich sie gesehen habe, wie sie Abends zu Hause nach zwölf Uhr, wenn ihr Mann aus dem Klub kommen sollte, in einer Haube, mit ungekämmtem Haar, wie ein Schatten durch die schwach erleuchteten Zimmer ging. Bald trat sie an das Klavier heran und spielte, vor Anstrengung die Stirn runzelnd, den einzigen Walzer, den sie kannte, bald griff sie nach einem Roman, las einige Blätter aus der Mitte und warf ihn wieder fort, bald trat sie, um nicht die Leute zu wecken, selbst an den Speiseschrank, nahm eine Gurke und kalten Kalbsbraten heraus und verzehrte beides an dem Fensterchen des Speiseschranks stehend, bald schlenderte sie müde und sehnsüchtig, ziellos von einem

Zimmer ins andere. Mehr als alles aber trennte uns der Mangel an Auffassung, der sich besonders in der ihr eigenen Art höflicher Aufmerksamkeit kund gab, wenn man mit ihr über Dinge sprach, die ihr unverständlich waren. Es war nicht ihre Schuld, daß sie unbewußt die Gewohnheit hatte, leicht mit dem Munde blos zu lächeln und den Kopf vorzuneigen, wenn man ihr Dinge erzählte, die sie wenig interessirten (und außer ihrer Person und ihrem Gatten interessirte sie nichts), aber dieses Lächeln und dieses Kopfneigen ward durch die häufige Wiederholung unerträglich abstoßend. Auch ihre Heiterkeit, die sich über sich selbst, über jeden Anderen, über die ganze Welt lustig zu machen schien, war ungeschickt und theilte sich Niemandem mit; ihre Empfindsamkeit war zu sehr erheuchelt. Die Hauptsache aber war, daß sie sich nicht scheute, jedermann gegenüber unaufhörlich von ihrer Liebe zu Papa zu sprechen, obwohl sie keineswegs log, wenn sie sagte, daß ihr ganzes Leben in ihrer Liebe zu ihrem Gatten bestand, und obwohl sie dies durch ihr ganzes Leben bewies, war doch nach unserer Auffassung diese ohne jede Zurückhaltung und immer wieder vorgebrachte Bestätigung ihrer Liebe widerwärtig. Wir schämten uns für sie, wenn sie vor Fremden davon sprach, mehr noch als wenn sie Fehler im Französischen machte.

Sie liebte ihren Gatten über alles, und ihr Mann liebte sie, besonders in der ersten Zeit und als er sah, daß sie auch anderen gefiel. Die einzige Aufgabe ihres Lebens war, die Liebe ihres Gatten zu erwerben, und doch that sie, wie es schien, absichtlich alles was ihm nur unangenehm sein konnte, und alles in der Absicht, ihm die ganze Kraft ihrer Liebe und ihre stets bereite Opferfreudigkeit zu zeigen.

Sie hatte den Putz gern, unser Vater sah sie gern in der Gesellschaft als eine schöne Frau, die Lob und Bewunderung erregte. Sie aber brachte ihre Leidenschaft für Putz dem Vater zum Opfer und gewöhnte sich immer mehr und mehr daran, in einer grauen Blouse zu Hause zu sitzen. Papa, der immer Freiheit und Gleichheit für die unentbehrlichen Vorbedingungen aller Familienbeziehungen hielt, hoffte, sein Liebling Ljubotschka und seine gute, junge Gattin würden sich in inniger Freundschaft finden. Awdotja Wassiljewna brachte sich aber selbst zum Opfer und hielt es für nothwendig, „der wahren Hausherrin", wie sie Ljubotschka zu nennen pflegte, eine unangemessene Achtung zu erweisen, die Papa schwer verletzte. Er spielte in diesem Winter stark, gegen Ende des Winters hatte er viel verspielt und verschwieg wie immer, da er sein Klubleben stets vom Familienleben trennte, seine Spielangelegenheiten vor allen Angehörigen. Awdotja Wassiljewna opferte sich und hielt es für ihre Pflicht, oft in krankem Zustande, gegen Ende des Winters sogar schwanger, Papa in grauer Blouse mit ungekämmtem Haar, um vier oder fünf Uhr des Morgens, so matt sie war, an der Thür zu erwarten, wenn er häufig müde, nach großem Spielverluste und dem achten Strafgeld, niedergedrückt aus dem Klub heimkehrte. Sie fragte ihn zerstreut, ob er Glück im Spiel gehabt hätte, und hörte mit herablassender Aufmerksamkeit und mit dem Kopfe nickend zu, was er ihr davon erzählte, was er im Klub gemacht habe, und daß er sie zum hundertsten Male bitte, ihn nicht zu erwarten. Und obgleich Verlust oder Gewinn, wovon je nach dem Spiel Papas ganzes Vermögen abhing, sie nicht im Mindesten interessirten, ging sie ihm doch in der folgenden Nacht, wenn er

aus dem Klub heimkehrte, wieder entgegen. Zu diesem Opfer veranlaßte sie übrigens außer ihrer leidenschaftlichen Neigung zur Selbstverleugnung auch noch die unterdrückte Eifersucht, unter der sie im hohen Maße litt. Niemand hätte sie in aller Welt überzeugen können, daß Papa so spät aus dem Klub und nicht von einer Geliebten kam. Sie bemühte sich aus Papas Zügen seine Liebesabenteuer zu lesen, und wenn sie nichts entziffern konnte, seufzte sie, berauschte sich an dem eigenen Schmerz und überließ sich der Betrachtung ihres Unglücks.

In Folge dieses und vieler anderer ununterbrochener Opfer machte sich in Papas Verkehr mit seiner Gattin in den letzten Monaten dieses Winters, wo er viel verspielt hatte und darum meist in schlechter Laune war, schon zeitweilig das Gefühl eines stillen Hasses bemerkbar, jener unterdrückten Abneigung zu dem Gegenstande der Liebe, welche sich in dem unbewußten Bestreben ausdrückt, diesem Gegenstande alle möglichen kleinen moralischen Unannehmlichkeiten zu bereiten.

XLIII.

Neue Kameraden.

Der Winter war, eh' man sich's versah, vorübergegangen, es begann schon wieder zu thauen. An dem schwarzen Brett der Universität war der Plan der Prüfungen angeschlagen, als mir plötzlich in Erinnerung kam, daß es galt, aus achtzehn Gegenständen, die ich gehört hatte und die ich nicht gehört hatte, und von denen ich nicht in einem nachgeschrieben und mich nicht zu einem vorbereitet hatte, Examen zu machen. Sonderbar, daß ich eine so klare Frage

wie: Wirst du deine Prüfung bestehen? mir nicht ein einziges Mal vorgelegt hatte. Aber ich war diesen ganzen Winter über in einem solchen Rausch, in dem Genusse des Bewußtseins, daß ich erwachsen und daß ich „comme il faut“ war, daß ich, als mir einfiel, wie ich das Examen bestehen würde, mich mit meinen Commilitonen verglich und dachte: „Sie werden es bestehen und der größere Theil von ihnen ist noch lange nicht comme il faut; so habe ich noch einen großen Vorzug vor ihnen voraus und muß es bestehen.“ Ich besuchte die Vorlesungen nur, weil ich es schon gewohnt war und weil mich Papa von Hause fortschickte. Zudem hatte ich viele Bekannte, und es war häufig in der Universität sehr lustig. Ich hatte diesen Lärm, dieses Geplauder, das Lachen in den Hörsälen gern, ich träumte gern während der Vorlesungen auf der hintersten Bank bei dem gleichmäßigen Klange der Stimme des Professors von irgend Etwas, beobachtete die Kameraden, lief gern mit irgend Jemanden zur Materna, um ein Gläschen Branntwein zu trinken und einen Imbiß zu nehmen, und da ich wußte, daß man mir dafür den Kopf waschen konnte, schlich ich hinter dem Professor scheu, mit der Thür knarrend, in den Hörsaal hinein. Ich nahm gern an der Lustigkeit Theil, wenn die Studenten der verschiedenen Kurse sich lachend im Flur drängten. All dies war außerordentlich lustig.

Als schon alle begannen regelmäßiger die Vorlesungen zu besuchen, der Professor der Physik seine Vorlesungen schloß, sich vor dem Examen verabschiedete, die Studenten anfingen ihre Hefte in Ordnung zu bringen und sich gruppenweise vorbereiteten, dachte auch ich daran mich vorzubereiten. Operow, den ich nicht aufgehört hatte zu grüßen, mit dem ich aber nun, wie ich schon erzählt habe,

in einem kühleren Verhältnisse stand, bot mir nicht nur seine Hefte an, sondern lud mich auch ein, mich in Gemeinschaft mit ihm und den anderen Studenten vorzubereiten. Ich dankte ihm und nahm es an. Ich hoffte, durch diese Ehre meinen früheren Zwist mit ihm vollkommen auszugleichen. Ich bat ihn nur, daß unbedingt alle stets bei mir zusammenkämen, da ich eine schöne Wohnung hatte.

Man antwortete mir, man würde sich abwechselnd bei dem einen und bei dem anderen vorbereiten oder da, wo es am nächsten wäre. Das erste Mal war die Zusammenkunft bei Suchin. Es war ein kleines Zimmerchen hinter einem Verschlag in einem großen Hause, auf dem Trubnoj Boulevard. An dem ersten festgesetzten Tage verspätete ich mich und kam, als schon gelesen wurde. Das kleine Stübchen war ganz in Rauch gehüllt, nicht in Rauch von gutem Tabak, sondern von der schlechten Sorte, die Suchin rauchte. Auf dem Tische stand ein Krug Branntwein, ein Gläschen, Brod, Salz und eine Hammelkeule.

Suchin forderte mich auf, ohne sich von seinem Platze zu erheben, einen Schnaps zu trinken und den Rock abzulegen.

Sie sind, meine ich, nicht gewöhnt an solche Bewirthung, fügte er hinzu.

Sie waren alle in unsauberen Kattunhemden und Vorhemdchen. Ich bemühte mich, meine Geringschätzung nicht merken zu lassen, und streckte mich kollegialisch auf das Sopha. Suchin las, von Zeit zu Zeit verglich man die Hefte; die anderen unterbrachen ihn, stellten Fragen, er erklärte bündig, klar und deutlich. Ich hörte aufmerksam zu, verstand aber Vieles nicht, weil mir das Vorhergegangene unbekannt war und stellte eine Frage.

Ei, lieber Freund, wenn Sie das nicht wissen, können Sie nicht folgen, sagte Suchin. Ich will Ihnen die Hefte geben, Sie können sie zu Morgen durchgehen; sonst wäre alles Erklären vergeblich.

Ich schämte mich meiner Unwissenheit, auch weil ich die Berechtigung von Suchins Bemerkung empfand; ich hörte nicht mehr hin und beschäftigte mich mit der Beobachtung meiner neuen Kameraden. Nach der Eintheilung der Menschen in „comme il faut“ und nicht „comme il faut“, gehörten sie offenbar zur zweiten Klasse und erregten daher in mir nicht nur das Gefühl der Geringschätzung, sondern auch eines gewissen persönlichen Hasses, das ich darum gegen sie empfand, weil sie, ohne comme il faut zu sein, mich nicht nur als ihres gleichen behandelten, sondern sogar leutselig meine Gönner spielten. Dieses Gefühl riefen mir ihre Füße und die unsauberen Hände mit den abgebissenen Nägeln hervor und ein am kleinen Finger gepflegter Nagel Operows, die rosa Hemden und die Vorhemdchen und die Derbheiten, die sie sich einander in liebenswürdigster Weise sagten, und das schmutzige Zimmer, und Suchins Gewohnheit, unaufhörlich ein wenig zu schnaufen, wobei er den einen Nasenflügel mit dem Finger zudrückte, besonders aber ihre Art zu sprechen, gewisse Worte zu gebrauchen und in eigener Weise zu betonen. So gebrauchten sie z. B. das Wort „Thor“ statt „Dummkopf“, „gleichsam“ statt „wie“, „prächtig“ statt „schön“ u. s. w., was mir gelehrt und höchst unpassend vorkam. Noch mehr aber erregte in mir diesen comme il faut Haß die Betonung, die sie gewissen russischen, besonders aber fremden Worten gaben: Sie sagten Shákespeare statt Shakespeáre, machína statt máchina u. s. w., u. s. w.

Trotz dieser, damals für mich unüberwindlich abstoßenden Aeußerlichkeiten ahnte ich doch in diesen Menschen etwas Gutes, beneidete den fröhlichen Kreis, empfand eine Hinneigung zu ihnen und wünschte mich ihnen anzuschließen, so schwer es mir auch werden müßte. Den sanften und ehrenwerthen Operow kannte ich schon; nun gefiel mir auch der frische, außerordentlich kluge Suchin, der in diesem Kreise offenbar den Führer machte, vortrefflich. Er war ein kleiner untersetzter junger Mann, von dunkler Gesichtsfarbe, mit einem etwas verschwommenen und stets glänzenden, aber außerordentlich klugen, lebhaften, selbständigen Gesichtsausdruck, der besonders durch die zwar nicht hohe, aber über den tiefschwarzen Augen gewölbte Stirn, das borstige, kurze Haar, den dichten schwarzen Bart, der immer unrasirt aussah, hervorgebracht wurde. Er schien nicht an sich zu denken, was mir immer an Menschen ganz besonders gefiel, aber man sah, daß sein Verstand nicht unbeschäftigt war. Er hatte eines von den ausdrucksvollen Gesichtern, welche sich wenige Stunden, nachdem man sie zum ersten Male gesehen hat, plötzlich vor unseren Augen vollständig verändern. Das geschah auch gegen das Ende des Abends vor meinen Augen mit Suchins Gesicht. Plötzlich zeigten sich auf seinem Gesicht Runzeln, die Augen sanken tiefer ein, das Lächeln wurde ein anderes und das ganze Gesicht veränderte sich so, daß ich Mühe gehabt hätte, ihn zu erkennen.

Als man zu Ende gelesen hatte, tranken Suchin, die anderen Studenten und ich, um dem Wunsche Ausdruck zu geben, Kameraden zu sein, jeder ein Gläschen Branntwein, so daß im Krug beinahe nichts zurückblieb. Suchin fragte, wer wohl einen Zwanziger hätte, um das alte Weib,

das ihm die Bedienung machte, nach Schnaps zu schicken. Ich bot mein Geld an, aber Suchin wandte sich, als ob er gar nichts gehört hätte, an Operow, und Operow zog eine Börse hervor und gab ihm die gewünschte Münze.

Du, sieh Dich vor, daß Du nicht zu viel trinkst, sagte Operow, der selbst gar nichts trank.

Ach, was, antwortete Suchin und sog dabei das Mark aus dem Hammelknochen; ach, was, wiederholte er mit leichtem Lächeln; und er hatte ein Lächeln, das man unwillkürlich bemerkte und für das man ihm gerne dankte. Wenn ich auch ein bischen zu viel trinke, thut nichts; wir wollen mal sehen, Bruder, wer den anderen niederkriegt, er mich, oder ich ihn. Fertig, Bruder, setzte er hinzu, indem er sich prahlerisch vor die Stirn schlug, Semenow würde nicht durchgefallen sein, er hat sich tüchtig verbummelt.

In der That, derselbe Semenow, mit dem grauen Haar, der mir bei der ersten Prüfung solche Freude gemacht hatte weil er schlechter zu sein schien als ich, der doch die Reifeprüfung als Zweiter bestanden und den ersten Monat pünktlich die Vorlesungen besucht hatte, hatte noch vor der Wiederholung ein flottes Leben begonnen und sich nie mehr in der Universität blicken lassen.

Wo ist er? fragte einer.

Auch ich habe ihn schon aus den Augen verloren, fuhr Suchin fort, das letzte Mal haben wir zusammen Lissabon in Trümmern geschlagen. Es war prächtig .... Das ist ein Kopf, steckt Feuer in diesem Menschen. Ja, ein Verstand; es wäre ein Jammer, wenn er unterginge, und er geht unter, er ist kein Knabe mehr, daß er bei seinen Leidenschaften in der Universität aushielte.

Es wurde noch ein wenig geplaudert, dann trennten sich alle und versprachen am folgenden Tage bei Suchin zusammenzukommen, weil seine Wohnung allen Uebrigen nahe lag. Als wir auf die Straße hinaustraten, schämte ich mich ein wenig, weil die anderen alle zu Fuß gingen und ich allein einen Wagen hatte, und ich machte Operow den Vorschlag, ihn nach Hause zu bringen. Suchin war mit uns aus dem Hause getreten, er lieh von Operow einen Rubel und ging, um für die ganze Nacht einen Besuch machen. Unterwegs erzählte Operow mir viel von Suchins Charakter und seiner Lebensweise. Als ich zu Hause angelangt war, konnte ich lange nicht einschlafen; ich dachte über diese neuen Menschen nach, die ich kennen gelernt hatte. Ich schwankte lange zwischen Achtung, zu der mich ihr Wissen, ihre Einfachheit, ihre Ehrenhaftigkeit, der poetische Schwung ihrer Jugend und ihrer Frische zwangen, und zwischen dem unordentlichen Aeußeren, das mich abstieß. So sehr ich es auch wünschte, es war mir damals buchstäblich nicht möglich, mich ihnen anzuschließen. Unsere Lebensauffassung war eine durchaus verschiedene. Es gab eine Unzahl von kleinen Dingen, die für mich den ganzen Zauber, den ganzen Sinn des Lebens ausmachten und die ihnen ganz und gar unverständlich waren, und umgekehrt. Aber die Hauptursache war der Zwanzig-Rubel-Stoff meines Anzugs, der Wagen und das holländische Hemd. Diese Ursache war besonders mir wichtig: mir war's, als ob ich sie durch die Anzeichen meiner Wohlhabenheit unwillkürlich kränke. Ich fühlte mich ihnen gegenüber schuldig. Bald war ich demüthig, bald sträubte ich mich gegen die unverdiente Demuth und ging wieder zum Selbstbewußtsein über, und so konnte ich auf keine Weise mit ihnen

in innige, auf Gleichheit begründete Beziehungen treten. Die derbe, lasterhafte Seite in Suchins Charakter aber wurde damals in solchem Grade durch die starke Poesie der Kühnheit, die ich in ihm ahnte, übertäubt, daß sie nicht im mindesten unangenehm auf mich wirkte.

Fast zwei Wochen hindurch ging ich an jedem Abend zu Suchin arbeiten. Ich arbeitete sehr wenig, weil ich, wie schon erzählt, hinter den Kameraden zurückgeblieben war, und da ich nicht die Kraft hatte, allein zu arbeiten, um sie einzuholen, that ich nur so, als ob ich zuhörte und verstünde, was sie lasen. Ich glaube, auch die Kameraden hatten eine Ahnung davon, daß ich mich verstelle, und ich beobachtete häufig, daß sie Stellen überschlugen, die sie selbst gut konnten, und an mich nie eine Frage richteten.

Mit jedem Tage entschuldigte ich mehr und mehr die Unordentlichkeit dieses Kreises, indem ich in ihr Leben hineingezogen wurde und viel Poesie darin fand. Nur das Ehrenwort, das ich Dmitrij gegeben hatte, nicht mit ihnen zu bummeln, hielt mich von dem Verlangen ab, ihre Vergnügungen zu theilen.

Eines Tages wollte ich vor ihnen mit meiner Kenntniß der Literatur, besonders der französischen, prahlen und brachte das Gespräch auf diesen Gegenstand. Zu meinem Erstaunen stellte sich heraus, daß sie, obwohl sie die fremden Titel in russischer Weise aussprachen, weit mehr als ich, englische, ja sogar spanische Schriftsteller, Le Sage, deren Namen ich nie gehört hatte, gelesen hatten, kannten und schätzten. Puschkin und Shukowskij waren für sie Literatur (nicht wie für mich Bändchen in gelbem Einband, die ich als Kind gelesen und gelernt hatte). Sie sahen geringschätzend auf Dumas, Sue und Féval

und hatten, besonders Suchin, ein besseres und klareres Urtheil als ich, wie ich selbst bekennen mußte. Auch in der Kenntniß der Musik hatte ich Nichts vor ihnen voraus. Zu meinem größten Erstaunen spielte Operow noch Geige, ein anderer von den Studenten, die mit uns arbeiteten, Cello und Klavier, und Beide wirkten in dem Universitätsorchester mit, waren ordentliche Kenner der Musik und hatten Schätzung für das Gute. Mit einem Wort, Alles, womit ich vor ihnen prahlen wollte, nur die Aussprache des Französischen und Deutschen ausgenommen, kannten sie besser als ich selbst und brüsteten sich nicht im mindesten damit. Ich in meiner Lage hätte mit Eleganz prahlen können, aber die besaß ich nicht, wie Wolodja. — Warum also sah ich von solcher Höhe auf sie herab? Wegen meiner Bekanntschaft mit dem Fürsten Iwan Iwanowitsch? Wegen meiner Aussprache des Französischen? Wegen meines Wagens? Wegen des holländischen Hemdes? Wegen meiner Nägel? Ja, ist denn das Alles nicht Unsinn? — begann es manchmal leise in meinem Ohr zu tönen unter dem Einfluß des Gefühls des Neides gegen die Kameraden und der gemüthlichen jugendlichen Heiterkeit, die ich vor mir sah. Sie standen alle auf Du und Du, die Einfachheit ihres Verkehrs streifte an Grobheit. Aber auch unter diesem groben Aeußern merkte man beständig die Scheu, einander auch nur mit einem Wörtchen zu beleidigen. „Gemeiner Kerl, Ferkel“, Worte, die sie im Sinne von Liebenswürdigkeiten gebrauchten, berührten mich unangenehm und forderten innerlich meinen Spott heraus; aber diese Worte beleidigten sie nicht, und verhinderten sie gar nicht, in innigster Freundschaft mit einander zu leben; im Verkehr untereinander waren sie so vorsichtig und zartfühlend, wie nur sehr arme und

sehr junge Leute sein können. Hauptsächlich aber witterte ich etwas Freies, Liederliches in Suchins Charakter und seinen Abenteuern in Lissabon, ich ahnte, daß diese Gelage etwas ganz Anderes sein mußten, als das erheuchelte Vergnügen mit dem Punsch und dem Champagner, wie ich es bei dem Baron S. mitgemacht hatte.

XLIV.

Suchin und Semenow.

Ich weiß nicht, welchem Stande Suchin angehörte, ich weiß nur, daß er aus dem S. Gymnasium gekommen, daß er ganz mittellos und, wie ich glaube, nicht von Adel war. Er war damals achtzehn Jahre alt, obwohl man ihn dem Aussehen nach höher geschätzt hätte. Er war ungewöhnlich klug, besonders von schneller Auffassung, er übersah auf den ersten Blick den ganzen, vielgestaltigen Gegenstand, alle seine Theile und Folgerungen schneller, als man mit Hilfe des Bewußtseins die Gesetze erkennt, nach welchen diese Schlüsse gezogen werden. Er wußte, daß er klug war, war stolz darauf und in Folge dieses Stolzes gegen Alle gleich schlicht im Verkehr und gutmüthig. Er mußte viel im Leben erfahren haben, seine hitzige, eindrucksvolle Natur hatte schon vermocht, sich Vorstellungen zu bilden von Liebe, von Freundschaft, von Geschäften, von Geld. Wenn auch nur in bescheidenem Maße, wenn auch nur in den niederen Schichten der Gesellschaft, gab es doch keine Sache, die er nicht, nachdem er sie kennen gelernt, geringschätzig oder gleichgültig und unaufmerksam aufgefaßt hätte, und das kam von der überaus großen Leichtigkeit, mit der ihm Alles zu Theil wurde. Er schien nur

darum alles Neue mit solcher Gluth zu erfassen, um, wenn das Ziel erreicht war, zu verachten, was er erreicht hatte, und seine begabte Natur erreichte stets das Ziel sowohl, wie das Recht auf diese Verachtung. Mit der Wissenschaft stand es ebenso: Er arbeitete wenig, schrieb nicht nach, und wußte doch die Mathematik ausgezeichnet und brüstete sich nicht, wenn er sagte, er sei dem Professor über. Er sah viel Unsinn in dem, was gelesen wurde, aber mit der seiner Natur eigenen, unbewußten, praktischen Schelmerei wußte er sich sofort in das zu finden, was der Professor wünschte, und alle Professoren hatten ihn gern. Er war gerade zu in seinem Verkehr mit den Vorgesetzten, aber die Vorgesetzten schätzten ihn. Er schätzte und liebte nicht nur nicht die Wissenschaft, er verachtete sogar diejenigen, die sich ernsthaft mit dem beschäftigten, was ihm so leicht fiel. Die Wissenschaft, wie er sie auffaßte, füllte nicht den zehnten Theil seiner Fähigkeiten aus; das studentische Leben wie er es führte, bot nichts, dem er sich ganz hätte hingeben können, seine hitzige, und, wie er sich ausdrückte, schaffensfreudige Natur begehrte nach Leben, und er ließ sich in ein derartiges Bummeln ein, wie es nach seinen Mitteln nur möglich war, und er ergab sich ihm mit Gluth und mit dem Verlangen, sie aufzubrauchen, „solange meine Kräfte reichen". Jetzt vor dem Examen wurde Operows Prophezeihung wahr. Er war zwei Wochen etwa verschwunden, so daß wir uns in der letzten Zeit bei einem anderen Studenten vorbereiteten. Aber bei der ersten Prüfung erschien er bleich, erschöpft, mit zitternden Händen in dem Saal und bestand in glänzender Weise seine Uebergangsprüfung von dem ersten in den zweiten Kursus.

Zum Beginn des Kursus bummelte Suchin mit einer

ganzen Bande von acht Mann, deren Haupt er war. In der ersten Zeit zählten zu ihnen auch Ikonin und Semenow, aber der Erstere zog sich von der Gesellschaft zurück, weil er die übermäßige Liederlichkeit, der sie sich im Anfange des Jahres hingaben, nicht vertrug, der Zweite zog sich zurück, weil es ihm noch zu wenig war. In der ersten Zeit betrachteten sie Alle in unserem Kursus mit Entsetzen und erzählten von Mund zu Mund ihre Abenteuer.

Die Hauptheldan dieser Abenteuer waren Suchin und gegen Schluß des Kursus Semenow. Semenow betrachteten Alle in letzter Zeit mit einem gewissen Entsetzen, und wenn er in die Vorlesung kam, was ziemlich selten war, so entstand im Hörsaal eine Erregung.

Semenow schloß unmittelbar vor dem Examen sein Bummelleben auf die energischste und originellste Weise ab; ich war, dank meiner Bekanntschaft mit Suchin, Augenzeuge. Es war so: Wir waren eben an einem Abend bei Suchin zusammengekommen, Operow hatte eben seinen Kopf zu dem Hefte hinabgebeugt und an das Talglicht im Leuchter noch ein zweites Licht in der Flasche herangerückt und mit seinem dünnen Stimmchen sein klein geschriebenes Physikheft zu lesen begonnen, als plötzlich die Wirthin ins Zimmer trat und Suchin meldete, es sei jemand mit einem Briefchen zu ihm gekommen . . . . .

XLV.

Ich falle durch.

Endlich war die erste Prüfung herangekommen, die Differenzial- und Integralrechnung. Ich befand mich noch immer in einem seltsamen Rausche und gab mir gar keine

Rechenschaft von dem, was meiner harrte. In den Abendstunden nach den Zusammenkünften mit Suchin und den anderen Kameraden überkam mich oft der Gedanke, ich müßte meine Ueberzeugungen in etwas ändern, sie seien in diesem und jenem Punkte nicht gut. Am Morgen aber, bei Sonnenlicht, war ich wieder comme il faut, war zufrieden und wünschte keinerlei Veränderungen.

In dieser Gemüthsstimmung fuhr ich zu der ersten Prüfung. Ich suchte mir auf der Seite einen Platz, wo die Fürsten, Grafen und Barone saßen, begann mit ihnen französisch zu sprechen und (es mag seltsam klingen, wenn ich es sage), mir fiel garnicht ein, daß ich sofort aus einem Gegenstande geprüft werden sollte, den ich garnicht kannte. Kaltblütig betrachtete ich die jungen Leute, die an den Prüfungstisch herantraten, ich erlaubte mir sogar, mich über einige lustig zu machen.

Wie steht's, Grapp, sagte ich zu Ilinka, als er von dem Tisch zurückkam, haben Sie Angst gehabt?

Wir wollen sehen, wie Sie's machen werden, sagte Ilinka, der von der Zeit an, wo er in die Universität eingetreten war, sich vollständig gegen meinen Einfluß aufgelehnt hatte, nicht mehr lächelte, wenn ich mit ihm sprach, und gegen mich unfreundlich gesinnt war.

Ich lächelte verächtlich bei Ilinka's Antwort, obgleich der Zweifel, den er ausdrückte, mir einen Augenblick Schreck einjagte, aber wieder umnebelte ein Rausch diese Empfindung und ich war wie vorher zerstreut und gleichgültig, ich versprach sogar unmittelbar, nachdem ich geprüft sein würde (als ob das für mich die unwichtigste Sache wäre), mit dem Baron S. zur Materna frühstücken zu gehen. Als ich und Ilinka aufgerufen wurden, brachte

ich die Falten meiner Uniform in Ordnung und trat höchst kaltblütig an den Prüfungstisch heran.

Ein leichter Schauer lief über meinen Rücken erst als der Professor, derselbe, der mich bei der Reifeprüfung examinirt hatte, mir gerade ins Gesicht sah, und ich das Postpapier berührte, auf dem die Fragen geschrieben waren. Obgleich Ikonin seine Frage mit derselben schaukelnden Bewegung seines ganzen Körpers nahm, wie bei den vorhergegangenen Prüfungen, antwortete er doch etwas, wenn auch sehr schlecht. Ich machte, wie er es bei den ersten Prüfungen gemacht hatte, ich machte es sogar schlechter, denn ich nahm eine zweite Frage und antwortete auf diese zweite Frage kein Wort. Der Professor sah mich mitleidig an und sagte mit leiser, aber fester Stimme:

Sie werden nicht nach dem zweiten Kursus kommen, Herr Irtenjew. Es ist besser, Sie bleiben der Prüfung fern. Die Fakultät muß gesäubert werden, und auch Sie, Herr Ikonin, fügte er hinzu.

Ikonin bat wie um ein Almosen um die Erlaubniß, noch einmal geprüft zu werden, aber der Professor antwortete ihm, er würde doch im Laufe von zwei Tagen nicht das schaffen können, was er im Laufe eines Jahres nicht erreicht hätte, und würde keineswegs in den neuen Kursus eintreten können. Wieder bat Ikonin kläglich und demüthig, der Professor wies ihn aber wieder zurück.

Sie können gehen, meine Herren, sagte er mit derselben nicht lauten, aber festen Stimme.

Da erst entschloß ich mich, vom Tisch zurückzutreten, und mich überkam die Scham, weil ich durch meine schweigsame Anwesenheit gewissermaßen an dem demüthigen Bitten Ikonins theilgenommen hatte. Ich erinnere mich

nicht mehr, wie ich durch den Saal an den Studenten vorüberschritt, wie ich auf ihre Fragen antwortete, wie ich in den Flur gelangte und wie ich nach Hause kam! Ich war gekränkt, gedemüthigt, tief unglücklich.

Drei Tage verließ ich das Zimmer nicht, sah niemanden, fand wie in meiner Kindheit Genuß in Thränen und weinte. Ich suchte nach Pistolen, mit denen ich mich hätte erschießen können, wenn mich das Verlangen danach überkäme. Ich dachte, Ilinka Grapp würde mir ins Gesicht speien, wenn er mir begegnet, und er würde recht handeln, wenn er das that; Operow würde sich über mein Unglück freuen und es allen erzählen; Kolpikow sei vollkommen im Recht, wenn er mir bei Jar Schmach anthat; meine dummen Reden bei der Fürstin Kornakow könnten gar keine anderen Folgen gehabt haben u. s. w. u. s. w. Alle schweren, die Eigenliebe peinigenden Stunden des Lebens traten eine nach der anderen vor mein Gedächtniß; ich suchte irgend Jemandem die Schuld für mein Unglück aufzubürden; ich dachte, es müsse Jemand all dies absichtlich gemacht haben, ersann gegen mich selbst eine ganze Intrigue, murrte gegen die Professoren, gegen die Kameraden, gegen Wolodja, gegen Dmitrij, gegen Papa, weil er mich auf die Universität gebracht hatte, murrte gegen die Vorsehung, weil sie mich eine solche Schmach hatte erleben lassen. Endlich bat ich Papa, da ich fühlte, daß ich in den Augen aller für alle Zeiten vernichtet war, er möchte mir gestatten, bei den Husaren einzutreten, oder nach dem Kaukasus zu gehen. Papa war mit mir unzufrieden, da er aber meinen furchtbaren Gram sah, tröstete er mich und meinte, so häßlich es auch sei, so ließe sich doch noch alles gut machen, wenn

ich zu einer anderen Fakultät überginge. Wolodja, der auch in meinem Unglücke nichts so Entsetzliches sah, meinte, in der anderen Fakultät würde ich mich wenigstens vor den neuen Kameraden nicht so zu schämen haben.

Unsere Damen begriffen überhaupt nicht oder wollten und konnten nicht begreifen, was eine Prüfung bedeutet, was der neue Kursus bedeutet, und hatten nur deshalb Mitleid mit mir, weil sie meinen Gram sahen.

Dmitrij besuchte mich täglich und war die ganze Zeit außerordentlich zart und milde; aber gerade darum schien es mir, als sei er kühler gegen mich. Mir erschien es immer schmerzlich und beleidigend, daß er zu mir herankam und sich, ohne ein Wort zu sprechen, ganz nahe zu mir heransetzte, etwa mit dem Ausdrucke, mit dem ein Arzt sich auf das Bett eines Schwerkranken setzt. Sofia Iwanowna und Warenka schickten mir durch ihn Bücher, die ich früher gewünscht hatte zu lesen und baten, ich möchte zu ihnen kommen. Aber gerade in dieser Aufmerksamkeit sah ich eine stolze, mich kränkende Herablassung zu einem Menschen, der furchtbar tief gesunken war. Im Verlauf von drei Tagen hatte ich mich ein wenig beruhigt, aber bis zu unserer Abreise aufs Land hatte ich mich nirgends hin von Hause entfernt, dachte beständig an meinen Gram, schleppte mich vergeblich von einem Zimmer in das andere, allen Hausgenossen ausweichend.

Ich sann und sann, endlich, eines Abends spät, da ich allein unten saß und Awdotja Wassiljewnas Walzer lauschte, sprang ich plötzlich auf, lief hinauf, griff nach dem Heft, das den Titel: „Lebensregeln“ trug, schlug es auf, und mich überkam ein Augenblick der Reue und des moralischen Aufschwungs. Thränen stürzten aus meinen

Augen, aber es waren nicht mehr Thränen der Verzweiflung. Nachdem ich zu mir gekommen war, entschloß ich mich, wieder die Lebensregeln fortzusetzen, war fest überzeugt, daß ich nie mehr etwas Schlechtes thun würde, nie auch nur eine Minute müßig hinbringen, nie diesen Grundsätzen untreu werden würde.

Wie lange dieser sittliche Aufschwung währte, worin er bestand, welch' neue Grundlage er meiner sittlichen Entwickelung gab, will ich in der folgenden, glücklicheren Hälfte der Jugend erzählen.

Druck von Carl Wilhelmi in Insterburg.

Inhalt.